Zwei Cents.

Sonntagpost

Zwei Cents.

No. 26 (16 Seiten.) | Chicago, Sonntag, den 1. Juli 1900. | Zwölfter Jahrgang.

Telegraphische Depeschen.

(Spezialdepeschen-Dienst der „Sonntagpost".)

Inland.

Furchtbarer Dock-Brand!

Am North River in Hoboken. — Man spricht von 200 Todten und ungefähr 150 Verletzten! — Drei Dampfer des Nordd. Lloyd sogut wie zerstört: „Saale", „Bremen" und „Main". — Ebenso „Phoenicia" u. „Thingvalla" und drei Lagerhäuser. — In zehn Millionen geht der Verlust.— Schreckliche Auftritte auf Wasser.—Aber Schaulustige genießen einen malerischen Anblick. — Ein Funke in einem Baumwollballen wird durch Windes Macht zu einem Riesenbrand.

New York, 30. Juni. Ein furchtbarer Brand suchte Samstagnachmittag die Dock-Anlagen der Dampfergesellschaft „Norddeutscher Lloyd" heim.

Nicht weniger, als drei große Linien-Dampfer wurden zerstört, nämlich „Main", „Bremen" und „Saale", sowie eine Anzahl kleinerer Schiffe.

Auch sind viele Menschenopfer zu beklagen! Die Zahl der Umgekommenen mag 100 erreichen, und ebenso viele sollen verletzt sein.

New York, 30. Juni. Ein kleiner Funke in einem Ballen Baumwolle an den Docks des Norddeutschen Lloyd, drüben in Hoboken, verursachte zu später Nachmittagsstunde einen Riesenbrand, der an unheilvollem Charakter einzig in seiner Art in der Geschichte von New York und Umgegend dasteht!

Wie groß der Menschenverlust ist, läßt sich noch immer nicht mit Bestimmtheit sagen. Aber eine MengePersonen wurde verletzt, und die Hospitäler und Hotels von Hoboken sind mit den Opfern gefüllt, deren manche nicht mit dem Leben davonkommen können.

Und drei große und schöne Liniendampfer des Norddeutschen Lloyd, die im North River lagen, sind völlig durch Feuer und Wasser zerstört.

Auch brannten die Dampfer „Thingvalla" (von der skandinavischen Linie) und „Phoenicia" (Hamburg-Amerikanische Linie) bis zum Wasserrand nieder. Mehrere Lichterboote wurden gleichfalls zerstört.

Der dritte der zerstörten Lloyd-Dampfer, „Main", lag als hoffnungsloses Wrack im Dock, wohin er getrieben war. Er war mit den Campbell'schen Lagerhäusern in Brand gerathen.

Ein Geviert nach dem andern werthvoller Docks, Landungsbrücken und sonstigen Eigenthums zwischen der Hudson Str. und dem North River in Hoboken mußte stundenlang den Flammen Nahrung liefern, und alles dieses Eigenthum liegt heute Abend in Trümmern.

Eine Viertelmeile weit an der Flußfront entlang fegten die Flammen mit einer schrecklichen Geschwindigkeit dahin, begünstigt von einem starken Wind, welcher von der See her kam, und verzehrten die großen Flußbauten wie Streichholzschachteln!

Vom New Yorker Ufer aus war übrigens die Aussicht auf die Brandstätte eine ungemein malerische. Alle verbrannten Dampfer lagen an den Landungsbrücken in der Nachbarschaft des ursprünglichen Brandherdes. Anfänglich schien der Brand so unbedeutend zu sein, daß man überhaupt nicht dachte, er könnte diese Schiffe erreichen. Aber die Windsbraut vollbrachte ihr unheimliches Werk in unglaublich kurzer Zeit. Hätte man rechtzeitig Gegenvorkehrungen getroffen, so hätte wohl der größte Theil des zerstörten Eigenthums gerettet werden können.

Man gewahrte manche erschütternde Auftritte am Schauplatze des Brandes. An einigen der Luken der brennenden Schiffe erschienen Köpfe und krampfhaft bewegte Hände, und es erschollen jammervolle Hilferufe. Indeß war es unmöglich, die Betreffenden zu retten, und schließlich fielen dieselben rückwärts in die Flammen und in den Rauch hinein!

Das Riesenfeuer erreichte jene Schiffe, ehe Schleppboote erlangt werden konnten, um sie wegzubringen, und ihr Schicksal war daher besiegelt. Alle Taue, durch welche die Schiffe festgehalten wurden, brannten ebenfalls durch, und die brennenden Schiffe begannen dann, mit der hinausströmenden Fluth nach der Bai zu treiben!

Feuerwehrboote, Schleppboote, Polizeiboote, Berge-Dampfer, Fährboote und alle Arten kleinerer Schiffe, die mit Schaulustigen gefüllt waren, kamen von allen Richtungen des Hafens auf den Schauplatz der Katastrophe zu, und bald war der ganze North River von Fahrzeugen gesperrt. Es ist ein großes Wunder zu nennen, daß es keine besonders schlimmen Zusammenstöße gab.

Die Feuerwehrboote umringten die brennenden Schiffe und warfen große Wassermassen auf sie, konnten aber damit die Flammen nicht einmal dämpfen. Große Rauchsäulen stiegen von den brennenden Schiffen und den Docks auf und verbreiteten ein förmliches schwarzes Leichentuch über den Hafen. Es war beinahe, als ob eine Flotte Kriegsschiffe in den Hafen gedrungen wäre, die New Jerseyer Küste bombardirt und die Schiffe in Brand geschossen hätte!

Ungefähr um 4 Uhr Nachmittags brach das Feuer aus. Um 7 Uhr nahm der Fluß wieder einigermaßen seine normale Gestalt an. Die noch brennenden kleineren Fahrzeuge und die Brandtrümmer waren entweder untergegangen oder aus der Nähe der Docks weggebracht worden. Noch immer jedoch brannten die obengenannten großen Dampfer. In der Mitte des Flusses lag der Nordd. Lloyd-Dampfer „Bremen", aus welchem beständig ein schmutziggelber Thurm von Rauch aufstieg, von Zeit zu Zeit untermischt mit großen Flammenzungen. Seine oberen Verdecke, besonders hinten, waren völlig zerstört und bildeten eine bleiche Aschenmasse. Die kleinen Feuerwehrboote, welche den Rumpf umgaben, ließen noch immer ihre dicken Wasserstrahlen auf denselben spielen. Außer dem leeren Rumpf wird jedenfalls nichts von diesem schönen Dampfer übrig bleiben.

Die Bai abwärts, in der Nähe des New Jerseyer Gestades, lag die brennende „Saale"; sie bot einen ähnlichen Anblick, wie „Bremen".

Drei große, sechsstöckige backsteinerne Lagerhäuser, die mit Zollverschluß-Waaren gefüllt waren, sind gleichfalls vernichtet. Der Verlust dürfte sich in viele Millionen belaufen.

New York, 1. Juli. Gegen Mitternacht verlautete, daß die Zahl der Umgekommenen bei dem Dock- und Schiffe-Brand 200 erreichen könne!

DieOpfer sind hauptsächlichStrand-Frachtverlader sowie Angestellte der zerstörten Dampfer. Manche der Schiffsangestellten waren in den unteren Schiffsräumen dermaßen vom Feuer eingehemmt, daß sie geradezu Gefangene waren; Andere flohen auf das Verdeck und sprangen dann in furchtbarer Aufregung in's Wasser, um nie wieder zum Vorschein zu kommen.

Von alledem hatte man noch wenig Ahnung, als kurz vor 4 Uhr Nachmittags am Pier No. 3 des Norddeutschen Lloyd, an River Str. unweit der 3. Str., der Ruf „Feuer" erscholl, und die Leute mit gewöhnlichen Hand-Löschapparaten herbeieilten, um den Brand zu unterdrücken, der unter einer Quantität Baumwolle auf der Landungsbrücke ausgebrochen war. In wenigen Minuten aber hatte sich das Feuer auch auf Oel und andere entzündliche Stoffe verbreitet, die in der Nähe gelagert waren. Und nun kam auch der verhängnißvolle Wind von der See her dazu! Die ganze verfügbare Feuerwehr wurde auf den Schauplatz gerufen, konnte aber lange Zeit herzlich wenig ausrichten, während das Zerstörungswerk immer weiter schritt.

In sehr kurzer Zeit standen „Saale", „Bremen" und „Main" in Flammen, und sogar „Kaiser Wilhelm der Große", der schnellste Dampfer des Norddeutschen Lloyd und der Stolz dieser Gesellschaft, gerieth durch ein brennendes Lichterboot, das mit Baumwolle beladen war, ebenfalls in Brand. Indeßgelang es diesem Prachtdampfer rasch in die Mitte des Stromes zu ziehen und das Feuer auf seinem Verdeck zu löschen. Jener andere Dampfer aber trieben weiter in den Strom hinaus, wo der Wind die Flammen immer stärker anfachte und selbst die energischsten Bemühungen der schwimmenden Feuerwehr zunichte machte. Von den inneren Schiffsräumen aus schossen die Flammen hundert Fuß himmelwärts! FürAlle,welche das Brand-Schauspiel gesehen haben, wird dasselbe ihr ganzes Lebenlang unvergeßlich bleiben.

Theilweise verbreitete sich das Feuer auf den Schiffen und an den Docks geradezu mit blitzartiger Geschwindigkeit, sodaß jede Möglichkeit eines Entkommens aus den Schiffen abgeschnitten war. Augenzeugen sagen, es müßten auch viele Frachtverlader ertrunken sein. Hunderte Verletzter wurden gerettet, worunter viele entsetzlich verbrannt und mehrere am Sterben waren.

Die Flammen kamen auch ganz dicht an die drei Piers der Hamburg-Amerikanischen Dampferlinie heran. und dieselben wurden nur durch die wahrhaft heroische Arbeit von Frachtverladern gerettet, welche sich gleichfalls in Feuerwehrleute verwandelten. Dieselben fanden es auch nöthig, eine Anzahl neu errichteterFrachthäuser zwischen den Landungsbrücken niederzuhacken, um dem verheerenden Element in dieser Richtung Einhalt zu thun.

Am Pier der Vierten Straße waren etwa tausend Fässer Whiskey und Oel aufgehäuft, und es gab eine Reihe schrecklicher Explosionen, während diese Landungsbrücke brannte!

Die drei sechsstöckigen Lagerhäuser von Campbell & Co. waren das letzte Eigenthum, welches von der Vernichtung erfaßt wurde. Der Verlust an ihnen allein ist schon ein ungeheurer. Sie gingen von der Vierten bis nach der Dritten Straße und waren 200 Fuß tief, und mit Baumwolle, Whiskey und anderen Waaren ganz vollgepfropft. Erst lange nach Einbruch der Dunkelheit stürzten die Mauern dieser Lagerhäuser zusammen. Man fürchtete um diese Zeit, daß auch eine Reihe großer vierstöckiger Wohnhäuser auf der anderen Seite der River Str. zerstört würde. Glücklicherweise aber wurde der Wind jetzt günstiger und wehte die Flammen und Funken nach dem Fluß zu, statt nach Hoboken hinein. Der Lagerhäuser-Brand verbreitete eine ganz gewaltige Hitze.

Zehn Ambulanzen und viele andere Gefährte brachten Todte und Sterbende weg!

Das St. Marys-Hospital und das Christ-Hospital erhielten die größte Zahl der Verletzten. Alle Aerzte, die man auftreiben konnte, wurden in Dienst gerufen und fanden grausige Arbeit.

Auf den davongetriebenen Schiffen aber war der Menschenverlust bei Weitem der größte! Die Bemannungen dieser Schiffe wurden geradezu wieRatten gefangen. In ihren verzweifelten Versuchen, sich zu retten, kämpften sie auch rasend unter einander, was meistens nur die Folge hatte, daß sie sich gegenseitig in das Verderben hineinzogen, sei es in den Flammen- oder den Ertrinkungstod! Auch auf den Landungsbrücken wurden Dutzende von Arbeitern eingehemmt und kamen in den Flammen um.

Später. — Die Polizei und die Feuerwehr schätzen die Zahl der Verbrannten und Ertrunkenen auf 100 bis 200 und die Zahl der Verletzten auf 150!

Der finanzielle Schaden wird 8 bis 10 Millionen Dollars betragen.

New York, 1. Juli. (2 Uhr Morgens.) Es heißt bestimmt, daß sich allein in dem geschwärzten Rumpf des niedergebrannten Dampfers „Saale", welcher jetzt an den Comunipaw-Flats gestrandet liegt, mindestens 70 Leichen befänden!

Der Dampfer „Bremen" hatte, als der Riesenbrand ausbrach, gerade Fracht ausgeladen, während „Saale" am Aufladen war. (Für die auf Dienstag festgesetzte Abfahrt.) Daher befanden sich zur Zeit ganze Schaaren von Arbeitern unter den Verdecken dieser Schiffe, und nur wenige dieser konnten sich retten. Auf dem „Main" sollen die Leute sich gegenseitig todt getrampelt haben.

Der Hamburger Dampfer „Phonicia" war erst Samstag früh angekommen und ebenfalls mit dem Verladen von Fracht beschäftigt. Auf diesem Dampfer hatten indeß die Leute mehr Zeit zum Entkommen, und die Verluste waren daher nicht so zahlreich hier.

Die Rumpfe von „Main" und „Bremen" sind immer noch zu heiß, als daß man an sie herankommen kann.

Das Feuer an den Docks entlang war gegen halb 2 Uhr Sonntagmorgens gedämpft.

Folgendes sind, nach polizeilichem Bericht, die Verletzten vom Dampfer „Saale", die von einem Schleppboot fortgebracht wurden:

H. Müller, John Chappell, Jos. Skoving, Otto Zimmermann, Gustav Schmidt, Fred Baumann, Michael Mega, Paul Wunderlich, Edward Weise, Fred Neimars, Henry Kahn, Mainhardt, Wm. Schierweister, Fred Klein, Fred Drescher, William Ruthel, Erhardt, Ernst Wattman, Jos. Krospmann, Adolph Meyer, John Rizeka, Carl Harkmehardt, Carl Kammin.

Unter den sonstigen Verletzten — Dampfermannschaften und Anderen sind: August Rumkuhne („Bremen"), Emil Wiedenhummel („Bremen"), Hermann Luft von Hoboken, Louis Mastel („Main"), John Hillmann („Main"), Paul Maustel, Hermann Stahl, Jos. Brahm, William Diman, S. Masotta, Carl Winkel („Saale"), Rudolph Young, Albert Hain („Saale"),Peter Neubach („Bremen"), Fred Schultz, Fred Gardner („Bremen"), George Garfeldmann („Kaiser Wilhlem der Große"), Alphonso Urvansaz („Main"), Otto Uttrich („Main"), OttoBlatt, —Ruste („Saale"), — Tunker („Main"), C. Ottenbaner („Saale"), Carl Reimer („Saale"), Karl Heidmann („Saale"), Henry Acker („Main"), Paul Gountmann („Main"), JacobShorter („Bremen"), Gustave Hanger, Nina Peters und Lena Bunett (Wärterinnen vom Dampfer „Bremen"), Bernard Rauber („Bremen"), Michael Donalanzer („Bremen").

Es wird versichert, daß der Kapitän der „Saale", J. Mirow, ebenfalls unter den Umgekommenen von diesem Dampfer sei.

Unter den Umgekommenen wird bis jetzt nur ein Charles Schumacher erwähnt.

Heute früh wurde berechnet, daß der finanzielle Gesammtverlust näher 16 Millionen, als 10 Millionen Dollars, stehe!

Der Schweiger Hill.

Wie er einen Reporter abblitzen ließ.

Indianapolis, 30. Juni. Ex-Senator David B. Hill von New York kam, auf dem Wege zu demokratischen Nationalkonvention in Kansas City hier durch. Er wurde alsbald von Reportern und Zeitungs-Skizzenzeichnern verfolgt, wollte aber kein Sterbenswörtchen über Politik sagen.

„Geben Sie mir vier Worte", fragte einer der Interviewer.

„Es ist ein sehr schöner Tag", antwortete Hill, „das sind sogar zweiWorte mehr, als Sie verlangt haben" — und er lachte herzhaft über seinen Witz.

† Kontre-Admiral Philip †

Einer der Helden der Seeschlacht von Santjago dahingeschieden. — Kurzer Ueberblick über sein Leben und Wirken.

New York, 30. Juni. Der bekannte Kontre-Admiral John W. Philip ist heute Nachmittag um halb 4 Uhr im Brooklyner Flottenbauhof gestorben. Ein Herzschlag war die Todesursache. Er war seit fünf Wochen nicht wohl, aber dennoch beständig seinen Dienstpflichten als Befehlshaber des Flottenbauhofes nachgegangen. Am Donnerstag aber, während eines Besuches des Matrosenheims auf Staten Island, erkrankte er ernstlich und mußte nach der Rückkehr sofort zu Bette gebracht werden. Heute früh wußte man bereits, daß sein Tod jeden Augenblick eintreten konnte, und seine Lebenskraft schwand rasch dahin. Um Mittag litt er große Schmerzen, und die Aerzte gaben ihm Opiate. Er erlangte indeß sein Bewußtsein wieder und behielt es bis zum letzten Augenblick. Kurz ehe er starb, klagte er über große Schmerzen in der Brust, und die Aerzte richteten ihn auf; er verschied in ihren Armen. Am Sterbebett waren seine Gattin, sein Sohn WoodwardPhilip, und seine Schwester Frau Wheelock nebst deren Sohn.

Kontre-Admiral Philip war eine der populärsten Persönlichkeiten in der amerikanischen Flotte und wurde besonders im spanisch-amerikanischen Krieg durch die hervorragende Rolle berühmt, welche er bei der Zerstörung von Cerveras Flotte in der Seeschlacht vor Santjago de Cuba spielte. Damals befehligte er das Schlachtschiff „Texas", und mit dem Beistand des „Oregon" verfolgte er das spanische Kriegsschiff „Almirante Oquendo". Die spanische Flagge sank. Im selben Augenblick erschütterte eine furchtbare Explosion, durch einen wohlgezielten Schuß verursacht, das spanische Kriegsschiff. Die Mannschaft des „Texas" brach in Jubelgeschrei aus, aber Philip rief ihnen zu: „Jungens, laßt das Jubeln bleiben, wenn die armen Teufel da drüben in den Tod gehen!" Die Mannschaft gehorchte augenblicklich. Dieses Wort hat ihm mehr, als alles Andere, einen Platz unter den Flottenhelden gesichert.

Er nahm dann noch an der Verfolgung und Zerstörung des spanischen Kriegsschiffes „Colon" theil. Als die Schlacht zu Ende war, marschirten die Veteranen des „Texas" auf, um drei Hochrufe auf ihren Kommandanten auszubringen. Philip aber rief die ganze Bemannung auf das Hinterdeck, und sein Haupt entblößend — welchem Beispiel Alle folgten — sprach er ein Dankesgebet. Erst dann ließ er der Siegesfreude Raum.

John W. Philip wurde am 26. August 1840 in New York geboren. Am 20. September 1856 wurde er in die Flotten-Akademie aufgenommen, und am 1. Juni 1861 wurde er „Midshipman" und hatte seinen ersten praktischen Dienst auf den Booten „Constitution" und „Santee". In den ersten zwei Jahren des Bürgerkrieges diente er auf vier Schiffen des Golf-Blokade-Geschwaders. Während der Belagerung von Charleston wurde er am einen Bein verwundet. Als der Krieg vorüber war, wurde Philip dem Boot „Wachusett", vom asiatischen Geschwader, zugetheilt, und von da ab leistete er in allen Erdtheilen Dienste. Am 31. März 1889 erhielt er die Kapitänsbestallung, und 1890—'91 befehligte er die „Atlanta". Kurz vor dem Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges erhielt er den Oberbefehl über das Schlachtschiff „Texas". Er gewann das Vertrauen seiner Vorgesetzten, die Liebe seiner Untergebenen und die Bewunderung der ganzen Nation in hohem Grade.

Nach Beendigung dieses Krieges wurde er in den Kontre-Admirals-Rang erhoben und erhielt das Kommando über den Brooklyner Flottenbauhof.

Der St. Louiser Streikkampf.

Sein Einfluß auf den Glorreichen Vierten

St. Louis, 30. Juni. In einer Sitzung des Fünfziger-Ausschusses, welcher die Gewerkschafts- und Arbeiterverbände der Stadt vertritt, wurde beschlossen, am 4. Juli in der ganzen StadtGeld zu sammeln, um noch mehr Omnibusse für die Streiker anschaffen und damit der Straßenbahn-Gesellschaft Konkurrenz machen zu können.

Bürgermeister Ziegenhein hat sich denn doch entschlossen, der üblichen Feier des 4. Juli nichts wegen des Streikes in den Weg zu legen. (Er hatte bekanntlich erst das Losbrennen von Feuerwerk völlig verbieten wollen.) Indeß erließ er eine Proklamation, welche das Schießen mit Flinten, Revolvern oder Pistolen, sowie das Losbrennen vonRiesenschwärmern („Cannon Crackers"), Bomben und freiem Pulver untersagt.

Dampfernachrichten.

Angekommen.

New York: Cestrian und Bovic von Liverpool; Colorado von Hull; Norge von Kopenhagen u. s. w.; Rubia von Stettin.
Bremen: Friedrich der Große von New York.

Abgegangen.

New York: Aller nach Neapel u. s. w.; Maasdam nach Rotterdam; Lucania nach Liverpool; City of Rome nach Glasgow; Kentucky nach Kopenhagen; Galileo nach Hull; Graf Waldersee nach Hamburg; Mexico nach Havana.
Am Lizard vorbei: Columbia, von Hamburg nach New York; Statendam, von Rotterdam nach New York.

Angst vor Indianern.

Canadische und amerikanische Rothhäute sollen Feindseligkeiten beabsichtigen.

Rat Portage, Ont. (Canada), 30. Juni. Es fand hier eine Versammlung hervorragender Bürger statt, angesichts des drohenden Indianer-Aufstandes am Rainy River. Mehrere Flüchtlinge von da machten Mittheilungen über die Lage, wie sie dieselbe ansehen. Wie es scheint, wurden ihre Befürchtungen dadurch hervorgerufen, daß sich eine ungewöhnlich große Anzahl Indianer flußabwärts bewegt, und angeblich Drohungen bezüglich Zerstörung der Wohnungen der Weißen laut wurden. Auch wurde berichtet, daß eine Anzahl amerikanischer Indianer über die Grenze herüber gekommen sei und sich jetzt mit den canadischen Rothhäuten am Grassy River befinde. Von Ansiedlern trafen mehrere briefliche Ersuche um Sendung von Schießwaffen und Munition ein. Zu Beaver Mills stellen die Ansiedler schon seit mehreren Nächten Schildwachen auf, und zuFort Francis werden Vorkehrungen gegen einen drohenden Einfall einer großen Anzahl Rainy-Lake-Indianer getroffen.

Die Versammlung sandte einstweilen zwei Vertreter auf den Schauplatz ab, um die Situation weiter zu untersuchen. Vielleicht handelt es sich doch nur um ein „Pow Wow" von ungewöhnlicher Größe; aber aus solchen Zusammenkünften sind schon häufig Unruhen entstanden.

Man glaubt hier, die ganzen Wirren seien durch die kürzliche Prophezeiung eines „Medizinmannes" entstanden, daß ein gewaltiger Sturm diese Gegend heimsuchen werde, und daß alle Weißen vertilgt würden.

Baseball-Nachrichten.

„National League".

West Side Park, Chicago, 30. Juni. 6400 Personen wohnten dem Baseball-Wettspiel zwischen den Chicagoern und den Brooklynern bei, und die Chicagoer errangen einen glänzenden Sieg. Sie gewannen in 8 Gängen, die Brooklyner nur in einem.

Cincinnati, 30. Juni. Etwa 4000 Personen wohnten dem heutigen Baseball-Wettspiel zwischen den Cincinnatiern und den Bostonern bei. Die Cincinnatier (resp. die für sie spielenden Professionellen) spielten glänzend und besiegten die Bostoner in allen Gängen.

St. Louis, 30. Juni. Die St. Louiser siegten im heutigen Baseball-Spiel über die New Yorker. Es wurde übrigens nur armselig gespielt.

Die St. Louiser gewannen in sechs Gängen, die New Yorker nur in einem. Es wohnten 3700 Personen dem zweistündigen Spiel zu.

Pittsburg, 30. Juni. Im heutigen Baseball-Wettspiel zwischen den Pittsburgern und den Philadelphia'ern siegten die Ersteren. Sie gewannen in fünf Gängen, die Philadelphia'er in drei. Sechstausend Personen wohnten dem Spiel bei, welches anderthalb Stunden dauerte.

„American League".

Die gestrigen Spiele in dieser Liga hatten folgende Ergebnisse:

Die Kansas Cityer siegten über die Chicagoer mit 6 gegen 4.

Die Detroiter schlugen die Buffaloer; sie gewannen in 21 Gängen, die Buffaloer in 9.

Mit 4 gegen 3 siegten die Indianapoliser über die Clevelander.

Die Milwaukee'er schlugen die Minneapoliser mit 5 gegen 4 Gänge.

Das große Sängerfest.

Seine gestrige Eröffnung.

Brooklyn, N. Y., 1. Juli. Zwanzigtausend Sängerstimmen ließen sich gestern in der „Armory" dahier bei der Eröffnung des 19. Sängerfestes und der 50jährigen Jubiläumsfeier des Nordöstlichen Sängerbundes vernehmen.

Die Armory war beinahe bis zum Ersticken gefüllt.

An dem Fackelzug durch die Hauptstraßen von Brooklyn nahmen Delegaten von 172 Vereinen und Klubs theil.

Die Südafrika-Kämpfe.

Die Boeren setzen ihre Belästigungs-Taktik lebhaft fort.

London, 30. Juni. Alles, was augenblicklich den Ereignissen in Südafrika noch den Charakter eines wirklichen Krieges verleiht, sind die Vorgänge im Oranje-Staat.

Dort treten die Boeren fort und fort angreifend auf, und während das Kampfglück sich bald auf diese, bald auf jene Seite neigt, betrugen die britischen Verluste daselbst in den letzten paarTagen mehr als 100 Mann. Die „Einschließungs"- und Trennungs-Operationen von Lord Roberts haben bis jetzt anscheinend sehr wenig Erfolg gehabt.

Auch treten die Boeren nordöstlich von Pretoria oftmals belästigend und drohend auf.

London, 30. Juni. Das britische Kriegsamt hat vom britischen Generalkonsul zu Lorenzo Marquez eine offizielle Lister der britischen Kriegsgefangenen erhalten, die sich zu Nooitgedacht, Transvaal, in den Händen der Boeren befinden. Es sind dies danach 22 Offiziere und 863 Gemeine.

Kapstadt, 30. Juni. Man glaubt hier, daß beim Wiederzusammentritt des Parlamentes der Kapkolonie der frühere PremierministerSchreiner auch seinen Sitz im Abgeordnetenhaus nach Klarlegung der Gründe aufgeben wird.

Aus deutschen Gauen.

Wie man in Berlin die chinesischen Wirren ansieht. — Anerkennung und Auszeichnung für deutsche Tapferkeit zu Taku u. s. w. — Man traut Rußlands Absichten noch.—Die Fleischbeschau-Frage in praktischer Gestalt. — Neue Forderungen der Agrarier. — Neuer deutscher Flottenhafen zu Memel. — Die heutige Liebesheirath des Herzogs Franz Ferdinand von Oesterreich.

Berlin, 30. Juni. Der amtliche „Reichsanzeiger" veröffentlicht heute den Wortlaut zweier Telegramme, welche Kaiser Wilhelm an den Vize-Admiral Bendemann, den deutschen Befehlshaber in den chinesischen Gewässern, gesandt hat. Darin spricht der Kaiser seine dankbare Werthschätzung für die Tapferkeit des Kommandanten und der Mannschaft des deutschen Kanonenbootes „Iltis" während des Kampfes an den Forts zu Taku aus und ersucht den Vize-Admiral, ihm telegraphische Vorschläge bezüglich der Verleihung von Orden und Auszeichnungen zu machen. Im zweiten, von heute datirten Telegramm äußert der Kaiser seine Befriedigung über das ausgezeichnete Verhalten der deutschen Expeditions-Streitmacht; er verleiht dem Hauptmann v. Usedom den Kronenorden zweiterKlasse und ersucht um Vorschläge betreffs fonstiger Auszeichnungen.

„Ehre für die Todten, — meine warme Sympathie für die Verwundeten!" ruft der Kaiser in dem zweiten Telegramm aus.

Der politische Zusammenhang der Dinge in China bleibt nach wie vor unklar; doch athmet man hier erleichtert auf, weil man annimmt, daß die Sensations-Nachrichten der letzten Tage endlich wirksam widerlegt sind, wenn sich auch noch manches Unerwartete und Schlimme nebenbei ereignet haben mag.

In diplomatischen Kreisen dahier hält man anscheinend noch immer an der Ansicht fest, daß Rußland keine Sonder-Interessen in China verfolge. Man weiß auch, daß Rußland seine Truppen nur im Amur-Gebiet mobil machte, daß daher die Meldung des „Vorwärts" von einer Mobilmachung der Gesammtarmee jeder Begründung entbehrt. Durch die Mobilisirung des Amurgebietes haben die Russen aber immerhin, wie das „Berliner Tageblatt" sagt, 90,000 Mann für China bereit.

Bendemann berichtigt jetzt die irrthümliche Meldung hinsichtlich der Sicherheit der auswärtigen Gesandten, die in Peking bedienstet waren. Er gibt aber nicht an, wie er zu jenem, irrthümlichen Bericht kam. (Wohl auf dieselbe Weise, wie der amerikanische Admiral Kempff, indem er sich auf ein weitverbreitetes Gerücht verließ.) Er berichtet, daß zu Tien-Tsin auf deutscher Seite Leutnant Friedrich und 12 Seeleute gefallen und 13 Seeleute verwundet worden seien. Von den Deutschen unter Kontreadmiral Seymours Oberbefehl fielen Kapitän Buchholz, und die Seeleute Lausten, Boas, Zimmermann, Gebecks, Rietz, Visser, Herbst, Boiding und Tebbermann; schwer verwundet wurden Kapitän Schlipper, die Leutnants Krohn, Querleg und Pfeiffer, der Hospitalgehilfe Burmann und die Seeleute Graffe und Otto.

Außerdem wurden der Befehlshaber des Kreuzerbootes Hertha, Kapitän Usedom, und der Erste Leutnant Bussen leicht verwundet. Bendemann erklärt in seinem Bericht, daß alle die Leute außerordentlich tapfer gekämpft hätten.

Mit der Gutheißung der Fleischbeschau-Vorlage durch den Bundesrath ist noch nicht das letzte Wort in dieser verflixten Angelegenheit gesprochen. Es bleibt jetzt noch festzustellen, in welcher Weise die Bestimmungen des neuen Gesetzes ausgeführt werden sollen; vor Herbst wird wohl keine endgiltige Entscheidung über das betreffende Programm erfolgen. Eine der vielen zu entscheidenden Fragen betrifft die Behandlung der amerikanischen Würste. Man hat bereits mit der Anhörung von Sachverständigen und interessirten Handelskreisen über alle einschlägigen Fragen begonnen. Gestern nahm man das Gutachten einer Anzahl Thierärzte über den Charakter von Viehkrankheiten entgegen. Es wird abermals versichert, daß auf bestehende Einfuhr-Kontrakte ausgedehnte Rücksicht genommen werden soll.

Mittlerweile formuliren die Agrarier in ihrer bekannten Bescheidenheit beständig neue Forderungen. Wie man hört, werden sie auf eine Erhöhung der Schweineschmalz-Zolles von 5 auf 10 Mark pro Zentner dringen. Ferner verlangen sie, daß die Zölle auf landwirthschaftliche Einfuhr-Artikel hoch genug sein sollen, um die deutsche Landwirthschaft unter allen erdenklichen Umständen gegen ausländischen Mitbewerb sicherzustellen. Liberale Blätter weisen darauf hin, daß dies auf grundsätzliche Opposition gegen die neuen Handelsverträge hinauslaufe.

Die deutsche Regierung hat die Absicht, einen neuen Flottenhafen zu Memel, unfern der russischen Grenze, anzulegen.

Aus Finnland kommen traurige Nachrichten über die anhaltende Vergewaltigung des Finnländerthums durch die russischen Behörden. Jetzt ist dort auch das wichtige Blatt „Nija Pressen" (die „Neue Presse"), welches von Finnländern im Ausland zu dem Zweck gegründet worden war, dem Zaren die wahre Stimmung des finnischen Volkes zu Gehör zu bringen, (!) vom Statthalter von Finnland unterdrückt worden. Noch verschiedene kleinere Blätter im Großherzogthum Finnland sind suspendirt, und andere gänzlich unterdrückt.

Wiener Nachrichten.

Kaiser Franz Josef ist in die Ferien gegangen. Er verreiste heute Vormittag nach Ischl, Tirol, zu einem zweimonatigen Aufenthalt. Dort wird er auch seinen Geburtstag (8. August) in Abgeschiedenheit verbringen.

Am Sonntag wird sein Neffe, der vielgenannte präsumptive Thronerbe Erzherzog Franz Ferdinand, mit der 32jährigen Gräfin Chotek linkshändig getraut, nachdem er bekanntlich auf das Thronfolgerecht für die Nachkommen aus dieser Ehe feierlich verzichtet hatte. Das Liebesverhältniß zwischen Beiden begann schon vor mehreren Jahren im Hause des Erzherzogs Friedrich, und eine Zeitlang hatte es sogar geheißen, Franz Ferdinand habe sich mit ihr heimlich trauen lassen. Er hat aber kaum je daran gedacht, ohne die Einwilligung des Oberhauptes des Hauses Habsburg-Lothringen eine Ehe einzugehen; wohl aber hielt er mit zäher Ausdauer fest an dem Vorsatz, daß sie und keine andere seine Lebensgefährtin werden müsse.

Die Opfer, die ihm die Verwirklichung dieses Projektes kostet, wird er leichten Herzens überwinden. Die Thronfolge bleibt ihm selbst übrigens gesichert, trotzdem er diese nicht ebenbürtige Ehe eingeht, und seine Gemahlin niemals „Kaiserin" titulirt werden wird.

Das China-Gewitter.

Von vier verschiedenen Seiten wird berichtet, daß die Gesandten wohlbehalten seien. — Sie waren es wenigstens vor fünf Tagen. — Weitere militärische Maßnahmen. — „Krieg oder nicht?" ist noch die Frage.

Washington, D. C., 30. Juni. Zum ersten Mal seit dem Abbruch der Verbindung mit Tien-Tsin ist eine, für wahr gehaltene Nachricht über das Schicksal der auswärtigen Gesandten gekommen. Von den verschiedenen Quellen wird versichert, daß diese Gesandten, wenigstens bis vor fünf Tagen, körperlich wohlbehalten gewesen seien. Den Berichten von Admiral Kempff und vom amerikanischen Konsul Ragsdale in Tien-Tsin, sowie den beim hiesigen chinesischen Gesandten eingetroffenen Nachrichten zufolge sind die Gesandten auch noch in Peking. Wie die Nachricht darüber aus Peking kam, darüber weiß man freilich noch nichts; wahrscheinlich aber gelang es, sie durch Boten binnen fünf Tagen zu übermitteln.

Die amerikanische Regierung ist noch immer nicht bereit, zu erklären, ob ein wirklicher Kriegszustand zwischen den Ver. Staaten und China besteht, oder nicht. Sie setzt aber die militärischen Maßnahmen fort, ohne sich durch die obigen beruhigenden Nachrichten beeinflussen zu lassen.

Sollte es sich herausstellen, daß die chinesische Regierung die Angriffe auf die auswärtigen Streitkräfte angeordnet hätte, so würde dies natürlich einer Kriegserklärung gleichkommen. Auf alle Fälle werden, nachdem alle Gefahren vorbei sind, gewichtige Forderungen an die chinesische Regierung gestellt werden.

Tsche Fu, 30. Juni. Die Amerikaner und die Engländer dahier haben Ordre erhalten, unverzüglich den Platz zu verlassen. Der Gouverneur der Provinz (Schantung) gab zu verstehen, daß er nicht imstande sei, die Ausländer zu schützen.

Eine Anzahl Flüchtlinge von Tai-Tschinan-Fu, südwestlich von hier, traf in offenen Booten hier ein, nachdem sie schreckliche Strapazen durchgemacht hatten.

Kapitän Campbell, der beim Entsatz von Tien-Tsin Beistand leistete, spendet den Russen das höchste Lob. Die Russen hielten dort dieBrücke gegen eine wältigende Uebermacht und hatten 250 Todte und Verwundete.

(Vergleiche auch die betreffenden Nachrichten in der Berliner Depesche: „Aus deutschen Gauen".)

Große Verwilligungen

Für die französische Flotte.

Paris, 1. Juli. Die französische Abgeordnetenkammer nahm gestern die Klausel der Flottenverwilligungs-Vorlage betreffs der Erbauung von 6 Schlachtschiffen und 5 gepanzerten Kreuzerbooten in amendirter Gestalt an und verwilligte allein 118Millionen Franken für die Erbauung von Torpedobooten und unterseeischen Booten. Das ist eine Erhöhung um 50 MillionenFranken über den ursprünglich verlangten Verwilligungs-Betrag für diese Klassen von Booten hinaus!

Muthmaßliches Wetter.

Regenschirme bereit.— Zwerat in die Ecke!

Washington, D. C., 30. Juni. Das Bundes-Wetteramt stellt folgendes Wetter für den Staat Illinois am Sonntag und Montag in Aussicht:

Am Sonntag theilweise bewölkt, mit Regenschauern im südlichen und westlichen Theile. Lebhafte bis starke Ostwinde.

Am Montag Regenschauer.

Lokalbericht.

Millionen in Heimstätten.

Interessante Zahlen aus der Grundeigenthums-Steuerliste der Nordseite.

Die Steuer-Rate beträgt daselbst über 6 Prozent des „eingeschätzten Werthes."

Was unsere städtischen Geheimpolizisten im Monat Juni geleistet haben.

Der Steuer-Einnehmer und die pflichtvergessenen Zigarettenhändler.

Sonstiges aus Verwaltungskreisen.

Die Assessorsbehörde läßt augenblicklich im Town North Chicago die gedruckten Grundeigenthums-Steuerlisten austheilen, welche ein interessantes Gesammtbild von dem Reichthum gibt, der in den dortigen Heimstätten steckt. Die Einschätzungen der Assessorsbehörde, wie auch die „Berichtigungen" der Revisoren, sind auf dem vollen Baarwerth des betreffenden Grundeigenthums basirt.

Die Liste enthält unter Anderem folgende Zahlen:

	Abschätzung der Assessors-Behörde.	„Berichtigung" der Revisions-Behörde.
20. Ward.		
Northwestern Brewery Company, 781—831 Clybourn Ave.	$154,725	$154,725
Armour & Co., North Branch Canal, Lot 5, Block 72	145,400	90,000
Armour & Co., North Branch Canal, Lot 7, Block 72	334,450	215,000
Armour & Co., leere Hooker Str Lot 12, Block 72	225,000	40,000
Perkins Bass, Belden, Webster und North Park Ave. und Sedgwick Straße	420,750	420,750
21. Ward.		
John M. Roach, 672 Larrabee Str.	4,250	4,250
Bartholomae & Leicht Brewing Co., 686—706 Sedgwick Str	297,000	297,000
Lambert Tree, 898 N. Clark Str.	2,300	2,300
Philip Henrici, 46—50 Wisconsin Straße	23,250	23,250
John P. Altgeld, 777 N. Clark St.	6,075	6,075
D. F. Crilly, Crilly Place und Eugenie Straße	103,900	103,000
E. C. Groß, LaSalle Avenue, Lot A, Sub-Lotten 7, 8, 9, 10	30,750	30,750
H. A. Hurlbert, Clark Str. und North Ave., Lotten 3, 4, 5	242,750	242,750
22. Ward.		
Katholischer Bischof von Chicago, Astor Str., Burton Pl. und Lake Shore Drive	736,775	876,011
Joseph Medill, Astor Str., Lotten 21, 22, Block 2	85,350	87,400
Franklin Mac Veagh, 103 Lake Shore Drive	150,000	166,750
A. C. McClurg, 125 Lake Shore Drive	131,050	150,710
O. W. Potter, 130 Lake Shore Dr.	99,575	114,510
PotterPalmer, 100 Lake Shore Dr.	657,950	756,645
Dr. N. Senn, 532 Dearborn Ave.	18,350	21,105
McCormick Theologisches Seminar, 6 Häuser, von 4 bis 14 Burton Place, werth das Stück	6,075	6,075
John B. Wilson, 564 DearbornAve.	24,000	27,600
Germania Männerchor, Clark Str. und Germania Place	142,750	142,750
Otto W. Meysenburg, 141 Astor Straße	62,500	71,875
Horatio N. May, 147 Astor Str.	65,500	63,250
Lyman J. Gage, 470 State Str.	55,275	63,565
O. F. Aldis, 207 Goethe Str.	55,400	63,710
D. H. Louderback, 519 Dearborn Avenue	10,050	11,560
Carter H. Harrison, 295 Schiller Straße	18,700	21,505
23. Ward.		
Chicago Gas, Light & Coke Co., Hawthorne Ave. u. Crosby Str.	501,925	501,925
24. Ward.		
Marquette Klub, Dearborn Avenue und Maple Straße	36,000	41,400
J. DeKoven, 402 Dearborn Avenue	29,500	33,925
John V. Farwell, 109 Pearson Str.	105,350	121,155
Edward S. Isham, 1 Tower Court	92,625	106,520
Sam. M. Nickerson, 317 Erie Str.	149,500	149,500
W. G. McCormick, 159 Rush Str.	16,700	16,700
L. J. McCormick, Virginia Hotel, Rush und Ohio Str.	540,000	540,000
Joseph Medill, 101 Caß Str.	108,000	92,000
Vermont Marble Co., 239—400 N. Water Str.	373,000	373,000
W. K. Manierre, 2—8 N. Water Str.	137,000	13000
J. M. Flower, 39 Bellevue Place	14,700	16,905
W. B. Booth, 31 Bellevue Place	15,000	17,250
T. C. Hammond, 11—18 BellevuePl.	17,625	20,270
North Chicago Street Railway Company, 430 N. Clark Str.	249,625	249,625
Frau Theodore Thomas, 43 Bellevue Place	14,550	16,735
Eliza Torrence, Lake Shore Drive, und Bellevue Place	168,025	103,230
W. M. Hoyt, 370 Dearborn Ave.	38,075	40,250
Newberry Library, 316 N. State St.	187,280	215,365
Union Club, Dearborn Ave. und Washington Place	81,500	93,725
H. S. Boutell, 24 Walton Place	9,300	10,695
Nettie F. McCormick, 135 Rush Str. und Erie Str.	224,000	224,000
L. J. Leiter, Superior, Pine und St. Clair Str.	125,000	125,000
F. H. Winston, 369 Superior Str.	47,000	47,000
H. H. Porter, 311 Erie Str.	102,000	102,000
L. und Annie Tree, State, Ohio, Ontario und Caß Str.	310,000	300,000
C. H. McCormick, Rush Str. und 344 Erie Str.	110,000	110,000
A. H. Mulliken, 10 Lake Shore Dr.	36,700	42,205

Die Steuer-Rate im North Town beträgt in diesem Jahre $6.63½ für jede $100 des „eingeschätzten Werthes", welch' Letzterer ein Fünftel des wirklichen Baarwerthes ist. Nur im Westtown ist die Steuer-Rate eine noch höhere.

* * *

Laut dem gestern veröffentlichten Monatsbericht des Chefs der städtischen Geheimpolizei haben die Detektives insgesammt 215 Verhaftungen während des Monats Juni vorgenommen und überdies gestohlenes Gut wiedererlangt, das einen Werth von $21,147 repräsentirt, worunter sich Fahrräder im Werthe von $1,575 befanden.

Von den Inhaftirten wurden 88 mit Geldstrafen belegt, 35 Arrestanten wurden dem Kriminalgericht überwiesen, 13 wurden nach dem Zuchthaus und 16 nach dem Countygefängniß gesandt, während 29 Justizflüchtlinge den zuständigen Behörden ausgeliefert wurden.

Die Detektive-Sergeanten Hartford, Brown, Russel und Carrigan haben sich gestern Abend auf höheren Befehl nach Kansas City begeben, um daselbst während der demokratischen National-Konvention die Besucher derselben thunlichst vor Chicagoer Diebsgesindel in Schutz zu nehmen.

* * *

Polizeichef Kipley hat seinen Mannen gestern anbefohlen, strikt darauf zu achten, daß die an den Straßenecken angebrachten städtischen Papierkästen nicht böswillig beschädigt werden. Auch sollen die Schutzleute die Bürger anhalten, die Papierfetzen nicht auf die Straßen, sondern in jene Papierkästen zu werfen. In dem betreffenden Tagesbefehl heißt es schließlich, daß die Schutzleute persönlich dafür verantwortlich gehalten werden sollen, daß die Papierkästen in ihrem Revier unbeschädigt bleiben.

Am 23. Juli soll eine Zivildienstprüfung für Bewerber um Anstellung als Zeichner für Eisenornamente abgehalten werden. Anfänglich wollte die städtische Zivildienstbehörde nur ortsansässige Applikanten zu diesem Examen zulassen, da sich indessen nur einige wenige Bewerber angemeldet haben, so ist man von jener Bestimmung jetzt abgekommen, so daß sich auch Fachleute aus anderen Städten dem Examen unterziehen können. Uebrigens wird die Anstellung nur eine zeitweilige sein, da die betreffenden Zeichner nur die Pläne für die ornamentale Ausschmückung der neuen Flußbrücken entwerfen sollen.

In Folge des vorgestern erfolgten Bruchs an der Maschinerie der Austin Wasserwerke wird den Bewohnern jener Vorstadt augenblicklich eine verringerte Wasserzufuhr geliefert. Dies hat Anlaß zu vielen Klagen gegeben, doch hat Stadt-Ingenieur Ericson gestern versprochen, den Ort mit städtischem Leitungswasser versorgen zu wollen, bis die benöthigten Reparaturarbeiten fertig gestellt sind, was in einigen Tagen der Fall sein dürfte.

Die Mitglieder der Kommission für Anlegung kleiner Parks und öffentlicher Spielplätze besuchten gestern die verschiedenen Stadttheile, um geeignete Plätze aufzusuchen. Auf der Westseite wurde die 7. und 8. Ward, auf der Nordseite die 22. und 24. Ward, und auf der Südseite die 5. und 6. Ward eingehend inspizirt. Sobald man seine Auswahl getroffen hat und die betreffenden Grundstücke angekauft werden können, sollen dem Stadtrath die betreffenden Empfehlungen unterbreitet werden.

James D. Lynch, der Eigenthümer des Dampfers „Hinda," wurde gestern vom Bundes-Steuereinnehmer in eine Ordnungsstrafe von $20 genommen, weil er es versäumt hatte, den Namen des Dampfers auf dem Bugspriet desselben anzubringen, wie dies Vorschrift ist.

Jeder Zigarettenhändler, welcher die städtische Lizensgebühr noch nicht entrichtet hat, soll jetzt strafrechtlich verfolgt werden. Stadtkollektor Brandecker erklärte gestern, daß er jenen Händlern Zeit genug gelassen habe, um seinen Verpflichtungen nachzukommen, und daß er keine Nachsicht mehr üben werde. Nach dem Gesetz, das vom Staatsobergericht für verfassungsmäßig erklärt worden ist, sollen die Zigarettenhändler, welche ihr Geschäft ohne Gewerbeschein betreiben, mit $100 und dann auch noch für jeden einzelnen Tag um $10 bestraft werden, welche Bestimmung man jetzt ohne Ansehen der Person durchführen will.

Die neue Ogden Gas-Ordinanz soll, wenn eben möglich, schon in der nächsten Plenarsitzung dem Stadrath unterbreitet werden, und zwar wird dieselbe die Klauseln enthalten, ohne welche der Mayor die Vorlage nicht gutheißen will. Es ist dies die Forderung, daß besagte Gesellschaft auch als Mitglied des „Trusts" das Gas für 90 Cents für 100 Kubikfuß liefern und sich weiterhin verpflichten muß, alljährlich ihr Röhren-Netz um eine bestimmte Länge auszudehnen, damit nach und nach auch die anderen Stadttheile mit dem billigeren Gas versorgt werden.

In's Armenhaus.

Auf Veranlassung des Townsupervisors Kappleman von Evanston, den er um entsprechende Verwendung angegangen hatte, ist gestern G. A. Haigh, ein Bürger genannter Vorstadt ins Armenhaus aufgenommen worden. Haigh erfreute sich früher eines ziemlichen Wohlstandes. Vor sechs Jahren wurde er von einem unheilbaren Leiden befallen. Er überschrieb damals Haus und Hof seiner Gattin. Wider Erwarten nahm seine Krankheit dann aber nicht den vorausgesetzten raschen und tödtlichen Verlauf. Langsam siechte der erwerbsunfähige Mann dahin. Von Jahr zu Jahr wurde er in Folge seines Leidens griesgrämiger und mehr und mehr sich selbst und denSeinen zur Last. Einmal haben diese versucht, ihn einer Irrenanstalt überweisen zu lassen, doch ergab sich bei der Untersuchung, daß hierzu kein Grund vorhanden war. Jetzt geht er freiwillig in's Armenhaus, während seine Gattin in guten Verhältnissen bei ihrer verheiratheten Tochter, der Frau des Musiklehrers Dufall von der Northwestern University, zurückbleibt.

Ein Rückblick. — Herr J. A. Rickenbacher, 409 S. 4te Straße, Columbus, O., schickte beim Wechsel des Jahrhunderts an Hrn. Dr. P. Fahrney in Chicago, Jll., Folgendes im Rückblick auf vergangene Zeiten, welches weitere Verbreitung verdient. Genannter Herr schreibt: „Werther Herr Doktor! In früheren Jahren war ich viel leidend. Acht Mal hatte ich das Lungenfieber, und meine Lungen waren dadurch so angegriffen, daß sich Anzeichen von Lungenschwindsucht einstellten. Die Aerzte befürchteten das Aergste. Dazu kam noch ein schwerer Anfall von La Grippe, als gerade die Probesendung von Forni's Alpenkräuter-Blutbeleber ankam. Dies war im Jahre 1892. Nun erfreue ich mich der besten Gesundheit. Ich halte den Alpenkräuter-Blutbeleber stets im Hause. Seit jener Zeit kam kein Doktor mehr über meine Schwelle, noch habe ich wegen Krankheit einen Tag in meinem Geschäft verloren. Und dieses Alles, werther Herr Doktor, ist Ihrem unübertroffenen Alpenkräuter-Blutbeleber zuzuschreiben".

* Im Washington Park fand gestern ein Piknik statt, an welchem gegen 500 frühere Einwohner von LaPorte, Ind., und Angehörige von solchen theilnahmen.

* Präsident Louderback von der Northwestern-Hochbahn, bekanntlich der rechte Bauer des Herrn Charles T. Yerkes, hält sich zur Zeit inLondon auf, und es wird von dort gemeldet, daß er sich sehr eingehend mit dem Studium des dortigen Verkehrswesens befaßt. Man schließt hieraus, daß Herr Yerkes doch mit dem Plane umgehe, einenVersuch zur Konsolidirung der Londoner Verkehrslinien zu machen.

Kongreß-Kandidaten.

Die Demokraten hielten gestern ihre Distrikt-Konventionen ab.

Von den bisherigen National-Abgeordneten ward nur Foster wieder aufgestellt.

Stürmische Nominations-Konvente in verschiedenen Senats-Distrikten.

Clayton E. Crafts schlägt die Rathhaus-Partei.

Wie es dem Privat-Sekretär des Mayors erging.

Für den Kongreß.

Erster Distrikt—Leon Hornstein.
Zweiter Distrikt—John J. Feely.
Dritter Distrikt—George P. Foster (wiedernominirt.)
Vierter Distrikt—Jas. McAndrews
Fünfter Distrikt—Wm. F. Mahoney
Sechster Distrikt—Emil Höchster.
Siebenter Distrikt—Wm. C. Peacock.

Für die staatliche Steuerausgleichungsbehörde.

Erster Distrikt—J. Benson.
Zweiter Distrikt—Chas. Schumacher
Dritter Distrikt—Peter J. Schaefer.
Vierter Distrikt—Thomas A. Scully
Fünfter Distrikt—William Kells.
Sechster Distrikt—Jac. H. Hopkins.
Siebenter Distrikt—Ed. W. Cullen.

Also lauten die Nominationen, welche die Demokraten gestern in den verschiedenen CookCounty-Distrikten für den Kongreß und die staatliche Steuerausgleichungsbehörde gemacht haben. Von den drei, im Jahre 1898 erwählten demokratischenNational-Abgeordneten ist nur ein einziger—John P. Foster — wieder aufgestellt worden, während man Cusack und Noonan fallen gelassen hat.

Mit Ausnahme desjenigen im 5. Kongreß-Distrikt nahmen die Nominations-Konvente einen ruhigen und ordnungsmäßigen Verlauf. Hornstein, Foster, McAndrews und Höchster wurden per Akklamation ernannt, und auch die Kandidatur von Feeley und Peacock rief keine Opposition hervor. Im 5. Kongreßbezirk kam es dagegen zu einem bösen Durcheinander, indem dieKunz-O'Connor-Faktion von der Aufstellung Mahoneys nichts wissen wollten,sondern für die Wiedernominirung Noonans eintrat. Roger C. Sullivan und Alderm. Brennan, welche die vereinigten Delegaten-Stimmen der 18. und 13. Ward hinter sich hatten, setzten es indessen durch, daß Noonan über Bord geworfen wurde, worauf Alderman Kunz und Delinspektor O'Connor mit ihren Getreuen den Sitzungssaal, die Aurora-Halle, verließen und eine Gegen-Konvention abhielten, deren Kandidaten indessen wohl kaum von der Wahlbehörde anerkannt werden dürften.

Noonan siegte vor zwei Jahren mit Hilfe von Kunz und O'Connor über Sullivans Kandidat, Frank Kinnare, doch ging Sullivan heuer eine frühzeitige „Kombination" mit Alderman Brennan ein und setzte so die Nomination Mahoneys durch.

* * *

In fünfzehn Cook County-Distrikten stellten die Demokraten gestern auch ihre Kandidaten für die Staatslegislatur auf, wobei es in einzelnen Bezirken zu recht stürmischen Auftritten kam. So vor allem im 7. Senats-Bezirk, woselbst sich die Rathhaus-Partei mit aller Macht der Wiedernominirung Clayton E. Crafts widersetzte. Die Konvention fand im demokratischen Hauptquartier, No. 145 Randolph Str., statt. Sie wurde von Edward M. Lahiff, dem Privat-Sekretär des Mayors, zur Ordnung gerufen, der sich dann selbst zum temporärenVorsitzer ernannte und als solcher einen Antrag für angenommen erklärte, laut welchem sich die Konvention auf zwei Wochen vertagen sollte. Damit ging der Radau los. Die Anhänger Crafts, welche in der Mehrheit waren, erwählten sofort einen anderen Vorsitzenden, während eine Anzahl von erregten Delegaten auf Lahiff einstürzte und nicht übel Luft zeigte, sich thätlich an demselben zu vergreifen. Des Mayors Privatsekretär ließ sich aber nicht so leicht einschüchtern, zog vielmehr wuthentbrannt seinen Rock aus und versprach Jedem einen warmen Empfang, der Hand an ihn legen werde. Jerry O'Rourke, ein Anhänger Crafts, hatte inzwischen J. C. Winship, vom Township New Trier, zum Vorsitzenden ernannt, und zwischen diesem und Lahiff wäre es dann um Haaresbreite zu einer solennen Keilerei gekommen, doch wußte sich des Mayors Privatsekretär noch einmal das Wort zu verschaffen. „Meine Herren, ich nenne Euch also und nicht Delegaten, weil Ihr keine Delegaten seid," donnerte Lahiff in den Sitzungssaal hinein, „diese Konvention ist gesetzmäßig vertagt. Ich rede hier als Bürger. Zahlreiche ehrenwerthe Männer in dieser Versammlung sind von Fred Eldred irregeleitet worden, während man ihnen die Stellungnahme Robert E. Burkes mißrepräsentirt hat. Letzterer wünscht nicht, daß Crafts heute nominirt wird, und also wird es auch nicht geschehen. In zwei Wochen von heute wird der reguläre demokratische Kandidat des 7. Senats-Distrikts erkoren werden."

Lahiff verließ gleich nachher mit seinen Freunden die Konventionshalle, unter lautem Jubel der Gegner. Vorsitzer Winship rief die Konvention dann von Neuem zur Ordnung, und es zeigte sich, daß von 43 zu Sitz und Stimme berechtigten Delegaten 35 anwesend waren. Clayton E. Crafts wurde per Akklamation wiedernominirt, und derselbe hielt später eine feurige Ansprache, in welcher er das eigenmächtige VorgehenLahiffs und die ganze Taktik der Gegen-Partei scharf verurtheilte.

In der Konvention des 13. Senats-Distrikts, die in der Thalia-Halle, an Allport und 19. Str., abgehalten wurde, ging es ebenfalls sehr stürmisch her, und nur das rechtzeitige Eintreffen eines starken Polizei-Detachements von der Canalport Ave.-Revierwache hat einen schlimmen Krakehl verhütet. Dennoch hat es verschiedentlich Knüppelhiebe abgesetzt, und die Ruhe konnte nur mit vieler Mühe wiederhergestellt werden. Der ganze Radau entstand dadurch, daß der städtische Hilfs-Polizeianwalt Emmett Corrigan drei Kandidaten nominirt wissen wollte,trotzdem in einer Faktionssitzung, im Hause des Stadtclerks Loeffler, ausgemacht worden war, daß nur zwei Kandidaten aufgestellt werden sollten. Eine Zeitlang platzten die Geister ziemlich heftig aufeinander, bis schließlich C. R. Jandus und Wm. Carmody für das Unterhaus der Staatslegislatur nominirt wurden. Der Erstgenannte ist ein Angestellter in der Kanzlei des Korporationsanwalts, während Carmody den 13. Senats-Distrikt bereits vertreten hat.

Die Konventionsarbeit im 1. Senats-Distrikt war in sechs Minuten erledigt. Es wurde für das Unterhaus der Staatslegislatur ernannt: Samuel W. Aherns, von der 1. Ward, und Patrick J. Wall, von der 5. Ward. Die Konvention fand in Finleys Halle statt.

Im 2. Senats-Distrikt wurde die Konvention in der Oakley Hall, an Madison Str. und Oakley Ave., abgehalten. Francis J. Sullivan, der bisherige Vertreter des Distrikts im Unterhaus, wurde wiedernominirt, während Frank D. Comerford, von der 10.Ward, für den Staats-Senat aufgestellt wurde.

Michael Hunt, ein Sohn des bekannten Polizei-Inspektors Hunt in Hyde Park, wurde von den Demokraten des 3. Senats-Distrikts für das Unterhaus der Staats-Legislatur aufgestellt.

Die demokratische Konvention des 4. Senats-Distrikts nominirte M. J. Butler für denStaats-Senat, sowie Edward M. Cummings und John A. Doyle für das Repräsentantenhaus.

Gänzlich erfolglos verlief die Konvention im 5. Senats-Distrikt, und nach fünfstündiger Berathung, und nachdem 28 Mal ballotirt worden war, mußte man sich schließlich bis zum 14. Juli vertagen. George E. Palsly,, Robert Redfield und Richard E. Corrigan sind die drei Bewerber, doch vermochte Keiner von ihnen genug Stimmen auf sich zu vereinen.

Die Nomination im 6. Senats-Distrikt lautet also: Staats-Senator: Thomas Dawson, von der 6. Ward; Repräsentanten: John M. Nowiski, 15. Ward, und Wm. Kreisher, 25. Ward. Die Konvention fand in Matt. Jung's Halle, an Belmont und Lincoln Ave., statt. Thomas Lurke, von der 15. Ward, bewarb sich ebenfalls um die Nomination für das Unterhaus, wurde indessen von Nowiski geschlagen.

Mit 26 gegen 16 Stimmen wurde Kapt. James H. Farrell zum so und sovielten Male von den Demokraten des 21. Senatsdistrikts für das Unterhaus der Staatslegislatur nominirt. Die Delegaten der 21. Ward wollten zwei Kandidaten, Wm. A. Gans und John S. Butler, aufgestellt wissen, drangen hiermit aber nicht durch.

Die Demokraten des 9. Senatsdistrikts zersplitterten sich in zwei Konventionen, und die Folge des Kampfes zwischen den Parteiführern Wm. O'Brien und Alderman Chas. Martin ist, daß folgendes Doppel-Ticket aufgestellt wurde: Repräsentanten, Wm. Breen oder James O'Mara, Thomas J. Deady oder John Morley.

In Schweims Halle, an California Ave. und Division Str., fand die demokratische Konvention des 11. Senats-Distrikts statt. Es wurden für das Repräsentantenhaus aufgestellt: Henry B. Dreves, von der 14. Ward, und Martin S. Cunningham, von der 28. Ward. Wm. J. Moran, von der 19. Ward, und Francis E. Donohue, 11. Ward, erhielten im 15. Senatsdistrikt die Nominationen für das Unterhaus der Staatslegislatur.

Als Kandidaten für das Staats-Abgeordnetenhaus wurden im 17. Senatsdistrikt von den Demokraten aufgestellt: D. V. Mc Donnough und R. F. Shay.

In zehn Minuten hatten gestern Nachmittag die demokratischen Delegaten des 19.Senats-Distrikts ihreWahl getroffen. Für das Staats-Abgeordnetenhaus wurden aufgestellt: Benjamin M. Mitchell und Jos. Helmaniak.

In Brands Halle, an Clark und Erie Str., fand die demokratische Konvention des 23. Senats-Distrikts statt. Alderman Minwegen führte den Vorsitz in derselben, während Wm. H. Lyman als Sekretär fungirte. Dennis E. Sullivan, von der 24. Ward, und M. J. Kelly, von der 23. Ward, erhielten die Nomination für das Staats-Abgeordnetenhaus.

* Frank Carroll alias O'Hara, der gestern früh bei einem Einbruch in die Fabrik von Meinecke & Russell, Nr. 5 bis 7 Illinois Straße, von dem Nachtwächter Matthias Berg in den Kopf geschossen wurde, wird wahrscheinlich wiederhergestellt werden. Die Kugel wurde gestern im Gefängniß-Hospital entfernt.

* Ein toller Köter rief gestern an der Ecke Halsted und Division Str. eine kleine Panik hervor. Er sprang, mit Schaum vor dem Maul, auf eine Gruppe von Kindern los, wurde jedoch von August Bloom, No. 180 Sedgwick Str., niedergeschlagen und später von einem Polizisten erschossen.

Arbeitspause.

Die Eisen- und Stahlfabriken schließen ihre Thore.

Aussicht vorhanden, daß die Arbeit nach 14 Tagen wieder aufgenommen wird.

Inzwischen soll die Lohnskala zwischen den Ausschüssen der Unternehmern und Arbeitern vereinbart werden.

Die Bau-Kontraktoren glauben nicht an einen allgemeinen Streik der Gewerkschaften.

Weit über 100,000 Arbeiter — möglicherweise nahezu 200,000 — welche in den Eisen- und Stahlwerkstätten dieses Landes beschäftigt sind, machten gestern Feierabend und am Montag wird in allen WerkstättenGrabesstille herrschen. Wie viele unfreiwillige Feiertage den Arbeitern beschieden sind, ist nicht genau bekannt; es wurde nur gesagt, daß die übliche Pause betreffs Inventaraufnahme eingetreten sei. Diese Pause wird aber zu gleicher Zeit dazu benützt werden, die Lohnskala festzustellen, welche mit dem 1. Juli in Kraft tritt und zu diesem Zweck werden Arbeiter und Arbeitgeber in Unterhandlung treten.

Sämmtliche Eisen- und Stahlwerke, in welchen die „Amalgamated Association of Iron, Steel and Tinworkers" die Arbeitskräfte liefert, wurden geschlossen. Thomas Marschall, Präsident dieser vereinigten Gewerkschaften, erklärte, daß kein Streik erklärt wurde, obgleich in den verflossenen Jahren Streiks angeordnet wurden, wenn bis zum 1. Juli die Lohnskala nicht vereinbart war. Es ist Aussicht vorhanden, daß sich in diesem Jahre die Unterhandlungen nicht lange hinziehen werden, da sie von Unterausschüssen geführt werden, welche mit unumschränkter Autorität ausgestattet sind und wahrscheinlich innerhalb 10 Tagen Bericht erstatten werden.

Sowohl die Arbeiter, als auch die Fabrikanten geben die Versicherung, daß keine ernstlichen Hindernisse bestehen. Die Ersteren haben zwar eine Lohnerhöhung verlangt, doch scheint es, als ob sie nicht auf einer solchen bestehen werden. Die Fabrikanten erklären, daß sie nur eine einzige Abänderung des letztjährigen Uebereinkommens wünschen. Sie verlangen nämlich, daß die Arbeiter den Verlust mit ihnen theilen sollen, sobald der Preis des Eisens unter $1.40 fällt. Die Lohnskala für die Eisenblecharbeiter war imLaufe der verflossenen Woche ein Gegenstand der Berathungen in New York. Die Sache fand keine Erledigung, dagegen wurde angeordnet, alle Fabriken dieser Branche am gestrigen Abend zu schließen.

Angesichts der Versicherung, daß keine ernsten Reibungen bevorstehen, kann man sich der Thatsache nicht verschließen, daß die Eisen- und Stahlfabrikation, welche im verflossenen Jahre einen außergewöhnlichen Gewinn für die Unternehmer und hohe Löhne für die Arbeiter abwarf, seitdem einen bedeutenden Rückschlag erlitten hat. Es ist allerdings wahr, daß die Fabrikanten bessere Zeiten in Aussicht nehmen, doch werden sie schwerlich nachgeben, wenn die Arbeiter auf einer Erhöhung der Löhne bestehen.

Das Fiskaljahr der „Republic Iron and Steel Co." geht am 1. Juli zu Ende, und eine Pause von 14 Tagen wurde bestimmt, ehe die Lohnfrage in Betracht gezogen wurde. Col. Watson G. French, Vorsitzender des Unterhandlungskomites dieser großen Gesellschaft, stellte ein baldiges Uebereinkommen und den Wiederbeginn der Arbeit zuversichtlich in Aussicht. Col. Edenhorn von der „American Steel and Wire Co." sagte gestern Nachmittag, daß etwa 3000 Arbeiter ihre Beschäftigung einstellen müßten, doch fügte er hinzu, daß keine einzige Fabrik gänzlich geschlossen werden würde. Betreffs der Absicht der „Illinois Steel Co." konnte nichts Bestimmtes in Erfahrung gebracht werden, doch wird aus Joliet berichtet, daß die „Federal Steel Co." den Betrieb ihrer Anlagen vorläufig nicht einstellen wird.

Sämmtliche Fensterglas-Fabriken, welche unter der Kontrolle der „American Window Glaß Co." stehen, wurden gestern Mittag geschlossen, und etwa 10,000 Arbeiter müssen in den Monaten Juli und August oder noch länger feiern, wenn die Lohnsätze nicht bis zum 1. September vereinbart sind. Weitere 10,000 Arbeiter, die in anderen, nicht von der „American Window Glaß Co." kontrollirten Fabriken beschäftigt sind, feiern ebenfalls in den bevorstehenden beiden Monaten.

* * *

Die Kontraktoren belächeln die angeblich in den Köpfen der radikalen Mitglieder des Baugewerkschafts-Rathes entstandene Idee eines allgemeinen Streiks für die Dauer von zwei Tagen, und erklären, daß eine solche Maßregel nur die Schwäche der Gewerkschaften zeigen würde. Sie glauben nicht, daß die Gewerkschaften diesem Plane ihre Zustimmung geben würden, selbst wenn ihre Delegaten sich dafür erklären sollten.

Präsident Clinch von der Plumbers' Union behauptete, daß eine derartige Resolution sofort niedergestimmt werden würde, und Fred Pouchot von den Metallarbeitern erklärte, daß Niemand es wagen würde, in der heutigen Gewerkschafts-Konvention einen derartigen Antrag zu stellen. Die Vertreter anderer Gewerkschaften gaben ähnliche Erklärungen ab.

* Für Markensammler von Interesse ist das erstmalige Erscheinen einer kleinen Monatsschrift in englischer Sprache „The Monarch Monthly," welche ausschließlich der Liebhaberei des Briefmarkensammelns gewidmet ist. Das Geschäftslokal der Herausgeber befindet sich in Nr. 1132 Otto Straße, Chicago.

Aus den Zivilgerichten.

Bürger aus Berwyn wollen ihre hölzernen Bürgersteige beibehalten.

Mehrere Bürger aus Berwyn, A. W. Anthony, Jacob R. Drent und D. M. Hathaway, ersuchten Richter Neely gestern um einen Einhaltsbefehl, welcher die Behörden von Cicero daran verhindern soll, die hölzernen Bürgersteige vor ihren Grundstücken in Harold Ave. abzureißen und dafür Zement zu substituiren. Sie machten geltend, daß ein hölzerner Bürgersteig vor einem Grundstück, das einen Werth von $10 bis $25 den laufenden Fuß habe, vollständig genügend und die Legung eines aus Zement bestehenden Bürgersteiges ebenso ungerecht als unvernünftig sei.

Der Richter bewilligte darauf einen temporären Einhaltsbefehl.

Im Kreisgericht wurde eine Schadenersatzklage zum Betrage von $100,000 gegen die Lake Str.-Hochbahn anhängig gemacht. Der Kläger ist Geo. H. High, Verwalter der Nachlassenschaft von George M. High. Es wird geltend gemacht, daß die Ventilation und der Zugang zu dem betreffenden Eigenthum durch die Bahn beeinträchtigt wird.

Die Klage der „InterOceanPublishing Co." gegen die „Associated Preß of New York", welche kürzlich im Bundeskreisgericht eingereicht wurde und den Erlaß eines Einhaltsbefehles gegen die verklagte Gesellschaft bezweckte, wurde gestern an die Staatsgerichte zurückverwiesen, weil fälschlicherweise angenommen worden war, daß Melville E. Stone, einer der Verklagten, ein Bürger New Yorks sei. Es hat sich inzwischen herausgestellt,daß er in Illinois wohnt, mithin die Bundesgerichte keine Jurisdiktion haben.

Um Erlaß ihrer Schulden durch das Bankerottverfahren ersuchten: Mary M. Nermann, Schulden $1000, Vermögen $2000; F. L. Hartmann, Schulden $700, kein Vermögen; Henry Scharf, Schulden $1700, Vermögen $400; Henry W. Dornbusch, Schulden $400, kein Vermögen.

Ein Harrassprung.

Ein Gefangener stürzt sich mit einem improvisirten Fallschirm aus dem Fenster.

Mit einem Regendach als Fallschirm stürzte sich gestern Louis Makowsky aus dem zweiten Stockwerk seines Hauses 8842 Marquette Ave., um einem Häscher der heiligen Hermandad zu entgehen. Der Harrassprung war jedoch vergeblich; denn der Mann des Gesetzes, der auf seinen Scalp aus war, sprang ihm nach und machte ihn dingfest.

In der Nacht von vorgestern auf gestern wurden aus der Wirthschaft von Frank Endlert, No. 9526 Marquette Ave., mehrere Flaschen mit Flüssigkeiten und zahlreiche Kisten Rauchrollen gestohlen. Der Polizist Graney hielt Makowsky des Einbruchs für verdächtig. Als er ihn verhaftete, erbat Makowsky sich die Erlaubniß, seiner Gattin Mittheilung machen zu dürfen. Der Blaurock willigte ein, und als er in der Wohnung seines Gefangenen auf denselben wartete, sah er denselben aus dem Fenster fliegen und sauste ihm schnell entschlossen nach. Trotzdem Makowsky zum Gaudium der Zuschauer Purzelbäume schlug, blieb er unversehrt. Der Ordnungshüter landete wie eine Katze auf seinen Füßen und lachte sich in's Fäustchen, als er seinen Mann abführte.

Hand in Hand.

Im Bismarck-Hotel fand gestern Abend eine Sitzung des Fünfzehner-Ausschusses statt, welcher von einer Versammlung von Delegaten deutscher Vereine beauftragt worden ist, Maßregeln zum Schutze des deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen zu treffen. Es wurde beschlossen, ein Zusammengehen mit der schon früher von den deutschen Vereinen ins Leben gerufenen Zentral-Organisation „Deutscher Bund" anzubahnen. Ein Unterausschuß, bestehend aus den Mitgliedern Carl Haerting, Frau Pauline Dupré und Leopold Saltiel, wurde beauftragt, den gewünschten Anschluß zu suchen. — Die Abhaltung der nächsten Delegaten-Versammlung, ursprünglich für morgen über acht Tage geplant, wurde für nächsten Freitag beschlossen, da Mayor Harrison wahrscheinlich die neuen Schulrathsmitglieder spätestens morgen über acht Tage ernennen wird, man aber vorher noch mit ihm Rücksprache nehmen will. Das Lokal, in welchem die Versammlung stattfinden soll, wird rechtzeitig bekannt gegeben werden.

* In Oak Park sind gestern die jungen Burschen Norman Flitcraft und Harry Cotton verhaftet worden, weil sie Revolverschüsse auf einen mit Ausflüglern besetzten Eisenbahnzug abgegeben hatten.

Kurz und Neu.

*An der Park Avenue in Austin ist gestern Abend der Arbeiter John Toomey durch einen Zug der Lake Straße-Hochbahn überfahren und tödtlich verletzt worden.

* Der Staatskonvent der Epworth League wird am 10., 11., 12. und 13. d. Mts. in Peoria tagen, und man erwartet dort aus diesem Anlaß einen gewaltigen Zufluß von Besuchern.

* Frl. Kate Paul, die von einem Zuge der Pittsburg-, FortWayne- und Chicago-Bahn überfahren wurde, ist ihren Verletzungen erlegen. Sie war fünfzig Jahre alt und wohnte Ecke Wallace und 48. Str.

* Frau Susanna Maher, Nr. 5812 Michigan Ave., die den Sohn ihres Nachbarn, des Hilfs-Sheriffs John Smith, mit einem Teschin anschoß, wurde gestern von Kadi Duggan unter Friedensbürgschaft gestellt.

* In Montgomery, Ala., ist ein gewisser John Howard aufgegabelt worden, der von hier durchgebrannt ist, nachdem er als Buchhalter des Leihstallbesitzers Marshall, an Emerald, nahe 42. Str., verschiedene Wechsel gefälscht hatte.

* Die Fälschungs-Anklage gegen den früheren städtischen Angestellten Sampson ist gestern der Jury übergeben worden, die gleichzeitig von Richter Stein angewiesen wurde, den Wahrspruch, auf den sie sich einigen wird, versiegelt dem Gerichtsdiener einzuhändigen.

* Der 29 Jahre alte Arbeiter John Sairgriebe, Nr. 846 63. Str., wurde gestern, als er an einem Neubau an der Ecke der Harrison und Jefferson Str. beschäftigt war, von einer fallenden Aufzugmaschine getroffen und trug einen Beinbruch davon.

* Unter dem Verdacht, Fahrradpedale gestohlen zu haben, befindet sich Fred Gillard in Haft. Abe Goldberg, der in der 12. Straße einen Laden betreibt, benachrichtigte die Polizei davon, daß ein Mann ihm anscheinend entwendete Pedale zu verkaufen versuche, worauf die Verhaftung erfolgte. Der Gefangene behauptete, mit diesem Artikel zu handeln.

* In der städtischen Pumpenstation an 14. Str. und Indiana Ave. fiel gestern Abend der Oeler Timothy Finn, ein 45jähriger Mann, bei seiner Arbeit aus einer Höhe von 20 Fuß in den Maschinenraum hinab. Er erlitt dabei einen Beinbruch und wäre in dem Räderwerk zermalmt worden, wenn der Maschinist John Dunne seine Lage nicht bemerkt und das Getriebe sofort zum Stillstand gebracht hätte.

* Postmeister Gordon wird an Stelle der bisherigen Briefkästen, welche an den Laternenpfosten angebracht sind, 700 selbstständige Briefkästen in den verschiedenen Gegenden der Stadt aufstellen. — Für Austin sollen vier weitere Briefträger angestellt, und das Territorium für die Ablieferung der Briefe wird weiter ausgedehnt werden. Ferner sollen auch am Abend die Briefe eingesammelt und eine weitere tägliche Ablieferung eingeführt werden.

* Zum Besten des Illinoiser Heims für die Heilung von Epileptikern veranstaltet der Soziale Turn-Verein am Sonntag, den 8. Juli, in seiner, an der Ecke von Belmont Ave. und Paulina Str. gelegenen Halle eine geistig-gemüthliche Unterhaltung, für welche außer musikalischen Darbietungen Experimente mit den X-Strahlen und ein praktisch veranschaulichter Vortrag des Herrn Wm. Held über den Hypnotismus auf dem Programm stehen. Ein gemüthliches Tanzkränzchen wird den Schluß der Veranstaltung bilden.

* Zwei Knaben, John Reinhart und William Olson, badeten gestern in der Nähe des Lincoln Parks im See, ohne sich vorher mit Badehosen versehen zu haben. Als Park-Polizist Charles Jackson ihnen befahl, ans Land zu kommen, lachten sie ihn aus, doch lachten sie nicht mehr, als er ein Ruderboot bestieg und sie einheimste. Sie wurden in eine Zelle der Sheffield Ave.-Revierwache gesperrt, aber nach mehrstündigem Aufenthalt in derselben entlassen.

* James Monroe Yale aus Boston, Mass., ein ehemaliger Chicagoer, welcher in Nr. 213 N. State Str. eine Speisewirthschaft betrieb, wurde von den Großgeschworenen wegen Verlassens seiner Frau unter Anklage gestellt. Hilfs-Sheriff ThomasMorrison wird nach Boston gehen, um den gewissenlosen Gatten in Haft zu nehmen.

* Im Laurelwood Park fand gestern ein von Tausenden besuchtes Freimaurer-Piknik statt, dessen Reinertrag für das von dem Orden unterhaltene Waisenhaus bestimmt ist.

— Gut gezogen. — Der kleine Karl (der mit seinem Papa ins Restaurant geht): „Mama, wie viel Glas darf heute der Papa trinken?"

Lokalbericht.

„Freut Euch des Lebens!“

Gelegenheiten zur Befolgung dieses guten Rathes.

Plätze, auf denen man sich heute vergnügen wird.

Festlichkeiten, welche für die nächste Zukunft geplant werden.

Heute stattfindende Vergnügungen.

Zentral = Turnverein. — Ausflug an den Fox Lake. Abfahrt vom Union=Bahnhof um 8:45 oder 9:15 Vorm., oder um 1:30 Nachm.

Gegenseitiger Unterst. = Verein von Chicago. — Sommerfest in Kuhns Park, Milwaukee nahe Armitage Ave.

Schwäbischer Frauen = Verein. — Piknik in Hoerdts Grove, Ecke Belmont und Clybourn Ave.

Pleasure Club K. & L. o. H. — Ausflug nach Eckerts Wäldchen am Desplaines=Fluß. Abfahrt vom Northwestern=Bahnhof um 10:00 Vorm., oder um 1:00 Nachm.

Moltke Loge No. 14, K. L. of A.

Am Sonntag, den 8. Juli, werden die Nordseite=Logen „Moltke“, „N. Amerika“, „Humboldt Park“, „Adelheid“, „Vorwärts“ und „Belmont“, vom Orden der Ritter und Damen von Amerika, im Excelsior = Park, Irving Park Boulevard und Elston Ave., die öffentliche Installirung ihrer Beamten, verbunden mit Sommerfest, abhalten. Die Installirung wird von der Groß=Loge geleitet werden. Neue Mitglieder werden an diesem Tage ohne Eintrittsgeld aufgenommen. Für das Sommerfest, das außer Preiskegeln Unterhaltungen verschiedenster Art bringen wird, sind die Vorbereitungen vielversprechend getroffen worden, so daß sich jedem Mitgliede und Freunde des Ordens die Gelegenheit darbietet, einen vergnügten Tag im Excelsior Park zu verleben. Eintrittskarten, im Voraus 15 Cts., an der Kasse 25 Cts., sind bei den Logenmitgliedern zu haben.

Schwäbischer Unterstützungsverein.

Der in weiten Kreisen auf's Vortheilhafteste bekannte und beliebte „Schwäbische Unterstützungs = Verein“ veranstaltet am Sonntag, den 8. Juli, in Ertls Grove, Ecke von Ashland und Addison Aves., sein großes Jahrespiknik nebst Preiskegeln. Die Vorbereitungen für die Festlichkeit sind den Herren Fritz Rapp, F. Dauben, G. Dasing, G. Unrath, J. Saufele, Leonhard Wirth und Jacob Pfeiffer übertragen. Diese Herren haben sich schon oft als Leiter fideler und gemüthlicher Festlichkeiten bestens bewährt, und werden auch diesmal alles aufbieten, um dem trefflichen Rufe des Vereins auf gesellschaftlichem Gebiete von Neuem Ehre zu machen.

Deutscher Orden der Harugari.

Die auf der Nordwestseite ansässigen Logen des alten Ordens der Harugari veranstalten am Sonntag, den 22. Juli, einen großen Ausflug nach dem schön gelegenen River=Grove, Desplaines, Ill. Es bietet sich alsdann für alle Mitglieder des Ordens, sowie für dessen Freunde, eine günstige Gelegenheit, den Staub der Stadt von den Füßen zu schütteln und einen Tag in der freien Natur zu verbringen. Das Komite, welches die Arrangements dieses Festes zu treffen hat, besteht aus je einem Mitgliede der sich betheiligenden Logen (natürlich gehören auch die Frauenlogen dazu, denn ohne Frauen kann ja nichts Gescheidtes arrangirt werden), und dasselbe wird Alles thun, was in seinen Kräften steht, um den Theilnehmern den Aufenthalt so angenehm wie nur irgend möglich zu machen. Für die, welche zu bequem sind, das Tanzbein zu schwingen, soll Vergnügen anderer Art besorgt werden. Auf dem Programm stehen allerhand Spiele, wie Wettlaufen, Sacklaufen, Wettspringen, Stocklaufen u. s. w. für Jung und Alt. Für die liebe Jugend werden besondere Spiele, darunter auch das beliebte „Grab Bag“, veranstaltet werden. Die Abfahrt vom Northwestern=Bahnhof, an Wells und Kinzie Straße, wird um 9 Uhr 30 Min. Vormittags erfolgen. Der Zug hält an den Stationen Clybourn Place, Maplewood und Avondale an, um den in jenen Gegenden Wohnenden die Fahrt nach der unteren Stadt zu ersparen. Der Preis für Hin= und Rückfahrt, einschließlich des Eintritts in den Park, beträgt nur 50 Cents, für Kinder von 12 bis 15 Jahren 25 Cents, und Kinder unter 12 Jahren sind frei.

Zu bemerken ist noch, daß sich auch die auf der Nordwestseite rühmlichst bekannte „Harugari=Liedertafel“ an dieser Exkursion betheiligen und es sich nicht nehmen lassen wird, die Theilnehmer durch den Vortrag deutscher Lieder zu erfreuen.

Deutscher Kriegerverein von Chicago.

Der „Deutsche Kriegerverein von Chicago“ lädt alle Deutschen Chicagos, und insbesondere alle ehemaligen Angehörigen der deutschen Armee oder Marine ein, an dem Feste theilzunehmen, welches am Sonntag, den 22. Juli in Hoerdts Grove stattfinden soll. An dem vorhergehenden Umzug werden sich nicht nur alle dem Zentralverbande angehörenden Vereine ehemaliger deutscher Soldaten betheiligen, sondern auch diejenigen, die keinem Verbande angehören, und viele Zivil= und landsmannschaftlichen Vereine.

Seitens des festgebenden Vereins werden keine Mühe und Kosten gescheut werden, um die Feier zu einem deutschen Volksfeste zu gestalten. Für Volksbelustigungen aller Art für Jung und Alt, wie Preiskegeln, Preisschießen u. s. w., wird bestens Sorge getragen werden, und die Sieger werden durch pracht= und werthvolle Preise ausgezeichnet werden.

Die beiden Kaiserfahnen — die ältere, wie auch die dem Zentralverband geschenkte Wanderfahne — sollen auf dem Festplatze zur Besichtigung ausgestellt werden.

Schleswig=Holsteiner=Sängerbund.

In seiner letzten Monatsversammlung hat der Schleswig = Holsteiner Sängerbund beschlossen, Ende des Monats Juli oder Anfang August ein großes Sommerfest abzuhalten. Es wurde ein Komite beauftragt, sich nach einem passenden Park umzusehen und in der nächsten Versammlung Bericht zu erstatten. Ferner wurde der Beschluß gefaßt, den fünfzigsten Jahrestag der denkwürdigen Schlacht bei Idstedt (25. Juli) durch Veranstaltung eines Kommerses zu feiern. Es sei hierbei bemerkt, daß dem Schleswig=Holsteiner Sängerbund etwa 60 alte Kämpfer aus den Jahren 1848—51 als Mitglieder angehören, und es dürfte daher wohl angebracht sein, diesen Gedenktag in würdiger Weise zu begehen.

Hessen=Verein von Chicago.

Die 5. Konvention des „Hessischen Nationalverbandes der Ver. Staaten“ wird am 29., 30., 31. Juli und 1. August in der Welt= und Seestadt Chicago abgehalten. Sektion 9 besagter Organisation, resp. der Hessen=Verein von Chicago, wird Alles aufbieten, um der Konvention auch einen großen geselligen Erfolg zu sichern. Dem sprichwörtlich gewordenen hessischen Unternehmungsgeist entsprechend, hat das mit den Vorbereitungen betraute Komite, mit Herrn Gustav Berkes an der Spitze, bereits folgendes Programm entworfen:

Sonntag Morgen: Empfang der Delegaten und Besucher an den Bahnhöfen, alsdann allgemeine Zusammenkunft in der historisch bekannten Nordseite=Turnhalle, Nr. 257 N. Clark Str., woselbst auch die Konvention abgehalten wird.

Sonntag Nachm.: Großes Volksfest in Ogdens Grove. Anfang 2 Uhr; Ende unbestimmt.

Montag Vorm.: Eröffnung der Konvention durch den stellvertretenden Präsidenten, Herrn Gustav Berkes; Bewillkommungs = Rede von Hon. Carter H. Harrison, Mayor der Gartenstadt, und dem Achtbaren Schulraths=Mitgliede, Herren Christian Meier (ein unverfälschter Landsmann); Erledigung vorliegender Geschäfte.

Montag Abends: Großes Bankett für unsere Gäste und das Hessenthum hier im Allgemeinen in erwähnter Turnhalle.

Dienstag Vorm.: Erledigung weiterer Geschäfte.

Dienstag Abends: Besichtigung der großen Parade der Hessischen Gebirgs=Marine von Chicago von deren Ankerplatz an Willow und Burling Str. nach dem Lincoln=Park.

Mittwoch Vorm.: Exkursion nach dem neuesten Ingenieur = Kunstwerk, Drainage=Kanal (auch großer Graben genannt) bis Joliet.

Das Volksfest in Ogdens Grove soll dem hiesigen Hessen=Verein zu unvergänglichem Ruhme gereichen. Besucher aus New York, Buffalo, Toledo, Cincinnati, Detroit, Columbus, Louisville und anderen Städten sind bereits angemeldet. Denen zu Ehren werden alle Chicagoer Kur=, Homburger=, Darmstätter= und Nassauer=Hessen sich zum Feste einfinden, und das Arrangement=Komite wird ganz besondere, großartige Vorkehrungen treffen.

Fest der Veteranen.

Als im Jahre 1843 in Deutschland der dreißigjährige Erinnerungstag an die Völkerschlacht bei Leipzig gefeiert wurde, da wurden die Veteranen der Befreiungskriege allgemein ausgezeichnet, vor Allem auch in der neidlosesten Weise von Denjenigen, welche später wie sie das Soldatengewand angezogen hatten. In derselben Weise werden in diesem Jahre in Deutschland die Mitkämpfer des vor 30 Jahren erfolgten großen Krieges geehrt werden, in welchem Süd= und Norddeutsche, Schulter an Schulter stehend, den tapferen und mächtigen französischen Gegner von Anbeginn auf's Haupt schlugen, und unter eigenen großen Verlusten den Grundstein für die Einigung Deutschlands legten, und das Ansehen der Deutschen der ganzen Welt bedeutend erhöhten. Hier in Chicago hat sich vor 12 Jahren ein Verband solcher Kriegs=Veteranen von 1864, 1866 und 1870—71 gebildet. Derselbe veranstaltete zur 25=jährigen Erinnerungsfeier vor 5 Jahren ein großes Volksfest, aber seit jener Zeit keine öffentliche Feier. In diesem Jahre aber beabsichtigen die Veteranen ein Erinnerungs= und allgemeines deutsches Volksfest am 5. August in Ogdens Grove zu arrangiren. Hunderte von Veteranen von nah und fern werden sich dort an diesem Tage ein Rendez=vous geben, Hunderte, ja vermuthlich Tausende anderer ehemaliger deutscher Heeres=Angehöriger, welche sich den Militär=Vereinen nicht angeschlossen haben, und die meisten der letzteren selbst werden der Feier beiwohnen. Vor Allem aber werden sich das Deutschthum im Allgemeinen und die deutsch landsmannschaftlichen Vereine, Logen, Klubs und Vereine aller Art in Masse betheiligen, denn sie gehen von der richtigen Voraussetzung aus, daß, so lange es einen Veteranen=Verband gibt, dieser auch die Arrangements einer derartigen Erinnerungsfeier in die Hand nehmen sollte. Der großen Festlichkeit in Ogdens Grove wird ein Umzug der bürgerlichen Vereinigungen, Militär=Vereine und Veteranen vorausgehen, für welchen die Aufstellung 12 Uhr Mittags an der La Salle Ave., nördlich und südlich von der Division Straße erfolgen wird.

Alle deutschen Kriegs=Veteranen von 1864, 1866 und 1870—71, die dem Verband nicht angehören und ihre Adresse bezüglich dieser Festlichkeit noch nicht eingesandt haben, sind ersucht, dieselbe baldmöglichst dem Sekretär des Verbandes, F. C. Krüger, 273 Center Str., brieflich mitzutheilen, ebenso auch alle Frauen, welche während eines der Feldzüge in Deutschland oder Feindesland Verwundete gepflegt haben, desgleichen auch die hier wohnenden Wittwen deutscher Veteranen.

---

* Chas. A. Jackson, ein Radler von 50 Jahren, kam gestern, nachdem er auf seinem Rade von New York nach Chicago einen Weg von 1400 Meilen zurückgelegt hatte, wohlbehalten hier an. Von hier fährt er nach Milwaukee, wird aber zu dem großen Feldlager der G. A. R. nach Chicago zurückkehren. Auf seinem Wege von New York nach Chicago berührte er die Städte Troy, Utica, Rochester, Buffalo, Erie, Cleveland und Toledo. Zwischen Buffalo und Erie legte er in 8 Stunden 114 Meilen zurück, und am nächsten Tage machte er 105 Meilen in 9 Stunden.

Vor einer Krisis.

Die Wahl eines neuen Präsidenten der Northwestern University entscheidet die Zukunft der Anstalt.

Ex = Bundes = Präsident Benjamin Harrison, Ex=Kongreßmann G. E. Adams, Professor James und Dr. Buckley sind für die Nachfolgerschaft von Dr. Rogers in Vorschlag gebracht worden. — Eröffnung des „Chicago Institute“.

Der Verwaltungsrath der Northwestern University in Evanston hat einen neuen Präsidenten zu erwählen; am 15. Juli dieses Jahres scheidet Dr. Henry Wade Rogers aus diesem Amte aus. Vier tüchtige Männer werden von den verschiedenen Kliquen, die sich im Verwaltungsrath gebildet haben, warm für dasselbe empfohlen. Benjamin Harrison sei der wünschenswertheste Nachfolger, behaupten die Einen; er wolle im nächsten Herbst seine juristische Thätigkeit aufgeben; mit Freuden würde er die Gelegenheit ergreifen, sich durch die Leitung der Northwestern University ein neues, für ihn an Ehren reiches Thätigkeitsfeld zu schaffen. Die Anderen behaupten, Dr. J. M. Buckley, Herausgeber des „New York Christian Advocate“ und als Redner ein großes Licht in der Methodistischen Kirche, sei der Mann, welcher die Universität in der von ihren Stiftern vorgeschriebenen Weise zu neuen, glänzenden Erfolgen führen könne. Wieder Andere erklären, nicht ein Kirchenmann, sondern nur ein erfahrener einflußreicher Politiker könne das festgefahrene Verwaltungsschifflein der Universität wieder flott machen und in das rechte Fahrwasser steuern; und das vermöge kaum Einer so gut, wie George E. Adams von Chicago, welcher acht Jahre hindurch dem Bundeskongreß als Mitglied angehört, sich als unerschrockener Kämpfer des Volkes bewährt habe, und jetzt der westliche Vertreter der Kontrollbehörde der Harvard Universität sei, die er im Jahre 1860 absolvirte. Diejenigen aber, welche sich bewußt sind, daß die Lehrerschaft der Northwestern University seit einigen Jahren zu den besten Fakultäten der amerikanischen Universitäten gehört; diejenigen, welche in der Person eines tüchtigen Schulmannes, der auch großes Verwaltungstalent und Takt im Verkehr mit den Trustees, den Professoren und den Studenten besitzt, den wünschenswerthen Leiter der Northwestern University erblicken, sie sagen: Professor Edmund Janes James von der Chicagoer Universität ist der rechte Mann, der an die Spitze der Northwestern gestellt werden sollte. Professor James hat als Student der Northwestern die Anfangsgründe zu seiner Lehrerlaufbahn gelegt, und durch einen vierjährigen Besuch der Universität zu Halle, Provinz Sachsen, sich die akademische Reife geholt. Er ist ein warmer Freund seiner Evanstoner Alma Mater geblieben und kennt deren Bedürfnisse. Er würde neues Leben in die Verwaltung, wie in die innere Gestaltung der Universität bringen; er würde der „Co=education“=Wirthschaft ein Ende machen, durch welche es soweit gekommen sei, daß zur Zeit sich weit mehr Weiblein, denn Männlein unter den Studirenden der Northwestern University befinden, und das gesellige Leben der Studenten einen weibischen Anstrich erhalten habe; er würde auch mit der Kliquenwirthschaft im Direktorenrathe aufräumen. Dieselbe soll nämlich geradezu grauenhaft sein. Dr. Robert L. Sheppard, gegenwärtig Geschäftsführer der Universität, trägt sich noch immer mit der Hoffnung, der Nachfolger von Dr. Rogers zu werden. Wie behauptet wird, soll er den meisten Unfrieden unter die Direktoren gebracht haben. Auf die Art und Weise, wie die Trustees im Laufe der letzten Jahre gewählt wurden, wird von einem der Unzufriedenen übrigens ein hübsches Streiflicht geworfen. War da vor fünf Jahren ein Chicagoer als wünschenswerthes Mitglied des Direktoriums angemeldet worden. Der Mann hatte einen geachteten Namen, einen weiten Bekanntenkreis, bemerkenswerthes Verwaltungstalent, viel Grütze im Kopf, aber wenig Geld im Beutel. Ein Kansas Cityer war sein Gegen=Kandidat. Derselbe galt als steinreich. Der würde tief in die Tasche greifen, wenn er zu diesem Ehrenamt erwählt würde — so glaubte man und erwählte den Krösus von Kansas City. Doch es kam anders. Der Mann aus dem Westen meldete ein halbes Jahr darauf seinen Bankerott an; der zurückgewiesene Chicagoer erbte in dem nämlichen Jahr $200,000 und gewann durch glückliche Spekulationen ein großes persönliches Vermögen. Von dem ihm durch Erbschaft in den Schooß gefallenen Reichthum hätte er sicherlich der Universität einen anständigen Brocken zukommen lassen. Es galt überhaupt bisher als ungeschriebener Brauch für die neuerwählten Trustees, den Rath zu befolgen, den Jago dem Rodrigo in Shakespeares Drama „Othello“ gibt, nämlich Geld in den Beutel (der Universität) zu thun, und von dem Präsidenten wurde verlangt, daß er alljährlich mit dem Klingelbeutel in der Hand bei den reichen Methodisten im Lande umhergehe und Schenkungen für die Universität erbitte. Weil Dr. Rogers nicht das Zeug zu einem derartigen Schnorrer besaß, wurde ihm von der Klique im Direktorenrath, die derartiges Talent unerläßlich für den Präsidenten der Anstalt hält, sein Amt verleidet. Wie die Verhältnisse jetzt im Direktorenrathe liegen, steht die Northwestern University vor einer sehr schweren Krisis. Wird einem der kleinlichen Geister, welche sich in dem Verwaltungsrathe gar gewaltig regen, die Leitung der Anstalt übertragen, dürfte es mit dem guten Rufe, den die Northwestern University jetzt noch genießt, bald vorbei sein, und dieselbe dürfte alsbann mit Riesenschritten den Krebsgang gehen.

Der erste, sechs Wochen umfassende Unterrichts = Termin der Seminarabtheilung der Musterschule, welche Frau McCormick=Blaine begründet hat, wird morgen Nachmittag mit einer zwanglosen Zusammenkunft zwischen Lehrern und Schülern in der Belden Ave.=Presbyterianerkirche eröffnet. Präsident Parker wird dabei eine Ansprache halten. Vorlesungen werden von den Lehrern alsdann in den Räumlichkeiten des McCormick'schen Seminars gehalten werden. Ueber siebenhundert Anmeldungen zu den akademischen und Normalschul = Kursen sind soweit erfolgt. Die Unterrichtsräume, welche in dem bisher von der Chicago = Turngemeinde als Turnanstalt benutzten Gebäude eingerichtet werden, sollen nach Verlauf der nächsten sechs Wochen ihrer Bestimmung übergeben werden. Mit dem Amte des Geschäftsführers des Chicago Institutes ist gestern der erst 27 Jahre alte, aber geschäftstüchtige E. Bailey, Sohn des bekannten Washingtoner Patentanwaltes Marcellus Bailey, betraut worden. Als neue Lehrkräfte wurden in die Fakultät aufgenommen: Siegfried Benignus, Lehrer der deutschen Sprache; Ada Ashleman, französische Lehrerin und Frau Alice P. Norton, Lehrerin der Haushaltungskunst.

* * *

Dr. J. L. Pickard, in den Jahren 1864 bis 1877 Superintendent der hiesigen öffentlichen Schulen und seitdem Präsident der Jowa = Staatsuniversität, traf gestern in einer recht traurigen Angelegenheit hier ein. Er gab seiner treuen Lebensgefährtin, an deren Seite er vor fünf Jahren das Jubiläum der goldenen Hochzeit begehen konnte, das letzte Geleite. Sie ist ihm am vorigen Donnerstag in Jowa City durch den Tod entrissen worden. Die Leiche wurde einstweilen im Gewölbe des Rosehill=Friedhofes aufgebahrt. Die Beerdigung wird erst am Montag stattfinden, nachdem die aus Californien herbeigerufene Tochter, Frau Fannie Jollyman, hier eingetroffen sein wird.

Eine sonderbare Manie.

Ein kleiner Kleptomane kann keine Peitsche liegen lassen.

Der elfjährige Patrick McCarthy stellte sich gestern der Polizei als langjähriger Peitschendieb vor und verlangte, nach dem Irrenhaus geschickt zu werden. Er war bereits dort, wurde jedoch von seiner Mutter, einer Wäscherin, herausgeholt. Der Knirps erklärt, er könne keine Peitsche sehen, ohne sie besitzen zu wollen; diese Manie ergreife ihn jedoch nur am Abend und blos auf der Westseite. In dem Zeitraum von fünf Jahren habe er unzählige Peitschen gestohlen und verkauft.

Der jugendliche Gewohnheitsdieb wird einer Anstalt für Geisteskranke überwiesen werden.

Zwei geriebenen Gaunern, die ihre Opfer durch Kartenpartien nach Hotels lockten, will die Polizei das Handwerk gelegt haben.

Auf Veranlassung von Samuel Stern, Ecke Caß und Ohio Str. wohnhaft, wurden gestern im Clifton House George Thomas und M. P. Philipps in dem Augenblick verhaftet, als sie ihr „Spielzeug“ zur Abreise fertig machten.

Stern behauptet, daß er von dem Paar um $1550 beschwindelt wurde. Er beantwortete eine Anzeige, wonach „ein Mann mit einem kleinen Kapital ohne Risiko leicht $30,000 verdienen kann“, und wurde daraufhin von einem Mann, der sich für Louis F. Frank, dem Generalagent der New York Life Insurance Co., ausgab und No. 5843 Calumet Ave. wohnen wollte, aufgesucht und nach dem Great Northern Hotel gelootst, wo er von den Beiden in die „Geschäftsgeheimnisse“ eingeweiht wurde. Es wurde Faro gespielt, und Stern wurden die Fingersignale des Bankhalters erklärt. Die zweite Lektion wurde ihm im Clifton House ertheilt, und darauf wurde im Palmer House eine Kartenpartie arrangirt. Die „Dummen“ waren anwesend, Stern setzte in der Hoffnung auf einen leichten Gewinn die genannte Summe und verlor jeden Cent.

Thomas wurde 1894 wegen eines ähnlichen Schwindels hier verhaftet. Er scheint sich in New York für den bekannten Sportsmann Canfield ausgegeben zu haben, denn in einem bei ihm aufgefundenen Zeitungs = Ausschnitt heißt es, daß Arnold Feldstein, das Haupt eines Seidenimportgeschäftes, am Spieltisch an Richard A. Canfield Tausende verloren habe.

Philipps macht den Eindruck eines wohlhabenden älteren Herrn. Seine Spitznamen sind „Commodore“ und „Growl“.

Das Opfer eines Rowdys.

Ein Knirps wird von einem Kerl mißhandelt, weil er kein Bier holt.

Nach einer wilden Jagd wurde gestern ein brutaler Bursche, Namens J. R. Harrington, verhaftet, und von dem kleinen Fred Coy als der Mann bezeichnet, der ihn mit einem Knüppel niederschlug, weil er ihm keine Kanne Bier holen wollte. Dies geschah hinter dem Elternhause des Knaben, Nr. 295 N. State Str. Trotzdem der Kopf des Kindes furchtbar angeschwollen war, ließ Kadi Hamburgher das Rauhbein laufen, da ein Bäckerdutzend von Kumpanen hoch und heilig die Unschuld desselben beschwor.

Ein gefährlicher Gauner

ist ein etwa vierzig Jahre alter elegant gekleideter Mann, der unter dem Namen G. Stein Fahrräder miethet und die Zurückerstattung vergißt. Auf diese Weise büßten die Dock Manufacturing Co., Nr. 525 Sheffield Ave., John Olson, Nr. 226 Fullerton Ave., John Gallagher, Nr. 1578 N. Clark Str., August Anderson, Nr. 1616 Wrightwood Ave., und die Bloom Bros. Bicycle Co., Nr. 159 Clifton Ave., Stahlrosse ein.

Ein Pfeifer als Landplage.

„Whistling Rufus“ kann ohne das Pfeifen nicht leben.

„Das Pfeifen ist mein Leben, das Pfeifen mein Plaisir,“ erklärte gestern Peter Jackson, ein „kolorirter Gentleman“, der auf den wunderbar schönen Namen „Whistling Rufus“ hört, und eine Angströhre trägt, vor Richter Quinn. Er pfiff vorgestern Abend an der Ecke der 43. Str. und Ellis Avn. so laut und so lange, daß kein Mensch im Umkreise einer Meile schlafen konnte. Als er gerade eine Weise zum Besten gab, die „Stein' erweichen, Menschen rasend machen kann“, flogen ihm aus mehreren Fenstern nicht etwa Blumensträuße, auch keine Münzen, sondern Stöcke und Steine an den dicken Schädel. Der Lärm lockte einen Blaurock aus einem kühlen Winkel einer keltischen Wirthschaft, und mit der Herrlichkeit des unverwüstlichen Pfeifers war es zu Ende. Der Kadi ließ den Wollkopf auf das Versprechen hin, seiner Zunge Zügel anlegen zu wollen, laufen, nachdem er eine Probe seiner „Kunst“ gehört und ihm eine „Standpauke“ gehalten hatte. Er drohte ihm mit der Verordnung gegen vermeidchen Lärm.

Konzerte im Bismarck=Garten.

Die von Bunges vorzüglichem Orchester im Bismarck=Garten gegebenen Konzerte sind das einzige wirklich gediegene musikalische Vergnügen, welches den Freunden künstlerischer Konzertmusik nach Beendigung der Wintersaison dargeboten wird. Die Leitung dieses beliebten Sommergartens hat dadurch, daß es eine leistungstüchtige Ungarische Kapelle zwischen 7 und 8 Uhr Abends konzertiren läßt, auch für die Unterhaltung der Gäste Sorge getragen, welche sich vor dem Beginn des Bunge'schen Konzertes einfinden. Für heute Abend hat der strebsame, tüchtige Dirigent mit seinen Musikern nachstehendes, verlockendes Programm sorglich vorbereitet:

1. Marsch, „Radetzky“ . . . . Strauß
2. Ouverture, „Orpheus in der Unterwelt“ . . . . Offenbach
3. Walzer, „Lustige Brüder“ . . . . t . Vollsted
4. Selektion aus „Cavalleria Rusticana“ . . . . Mascagni
5. Potpourri von Geo. Schleiffahrts Kompositionen . . . . Burge
6. Werners Abschiedslied aus der Oper „Der Trompeter von Säckingen“ . . . . . . Neßler
   Kornet=Solo: Emil Kopp.
7. Idylle, „Im Uhrenladen“ . . . . Orth
8. Walzer, „Donauwellen“ . . . . . Ivanovici
9. Tongemälde, „A Trip to Coney Island“ . . . Tobani
10. Ouverture, „Wanderers Ziel“ . . . . Suppe
11. „Waldesstimmen“ . . . . Czibulka
12. Marsch, „Hands across the Sea“ . . . Sousa

Ein Kirchen=Piknik.

Die R. K. Peter und Pauls=Gemeinde von South Chicago wird den Nationalen Feiertag am nächsten Mittwoch in dem schattigen World's Fair=Park, an Stony Island Avenue und 67. Straße verbringen. Ein aus sachkundigen Mitgliedern bestehender Festausschuß trifft umfassende Vorkehrungen zur Bewirthung und Unterhaltung aller Besucher des Pikniks.

Neubau der Firma Mandel Bros.

Mit einem Schlage.

Eine ganze Familie verunglückt.

Gotthelf Manthey stand gestern Abend mit seiner Frau, Lottie, die ihr 14 Monate altes Kind auf dem Arme hielt, auf der hinteren Veranda seiner im zweiten Stockwerk des Hauses Nr. 60 W. Huron Str. gelegenen Wohnung. Er war seinem Bruder, dem Fuhrmann, August Manthey, behilflich, der sich bemühte, mittels eines Flaschenzuges einen schweren Eßtisch auf die Veranda hinaufzutriezen. Die Frau, mit dem Kinde auf dem Arm, sah den Männern zu. Dabei lehnten die Eheleute sich gegen das morsche Geländer der Veranda, dieses gab nach, und jählings stürzten Mann und Frau und Kind in die Tiefe. August Manthey, vor Schrecken starr, ließ das Seil des Flaschenzuges fahren, und nun sauste von oben mit furchtbarer Wucht der schwere Tisch herab, den Fuhrmann unter sich begrabend. Ein von Nachbarn rasch herbeigeholter Arzt, Dr. E. E. Henderson, von Nr. 201 W. Erie Straße, stellte fest, daß die Eheleute Manthey sehr schwer verletzt waren. Das Kind ist tödtlich verwundet, und nur August Manthey ist mit einer verhältnißmäßig leichten Verletzung davongekommen.

Ein „Padrone“ in Haft.

Wie ein Straßenmusikant ein Kind ausbeutelt.

Zum Geldeinsammeln, Betteln und Stehlen hat ein Italiener der sich Antonio Veitch nennt, ein kleines Mädchen abgerichtet, das er für seine Tochter ausgibt. Das Kind verrieth ihn. Die Beiden wurden gestern verhaftet. Der Südländer hatte vor dem Hause von Frau Sarah Otis, Nr. 4504 Lake Ave., die Drehorgel gespielt und das Kind zum Einsammeln geschickt. Dasselbe wünschte ein Glas Wasser; als die Frau damit zurückkehrte, waren das Mädchen und ihr Geldtäschchen verschwunden. Daraufhin erfolgte die Verhaftung. Die Beute wurde im Besitz des Straßenmusikanten gefunden.

Die englische Bühne.

Im Studebaker = Theater bringt die Castle Square Opera Company in dieser Woche Suppes melodienreiche Operette „Boccacio“ zur Aufführung. Die Solopartien befinden sich in bewährten Händen, und auch der Chor wird sein Bestes thun, um die reizenden Chornummern zu voller Geltung zu bringen. Einzelne Melodien aus „Boccaccio“, wie „Hab' ich nur Deine Liebe“, „Beim Wein“ und das Marsch=Finale des ersten Aktes sind längst volksthümlich geworden. Die vollständige Rollenbesetzung, in welcher dieses ewig schöne Meisterwerk Suppes morgen Abend in Szene gehen wird, lautet wie folgt:

Boccaccio . . . . Greta Risley
Leonetto . . . . Miro Delamotta
Pietro . . . . Reginald Roberts
Loteringhi . . . . William F. Pruette
Lambertuccio . . . . Frank Moulan
Scalza . . . . Charles W. Meyers
Fresco, des Küfers Lehrling . . . Mae Huntington
Fiametta, Lambertuccios Ziehtochter . . . . Grace Cameron
Beatrice, Scalzas Tochter . . . Mary Carrington
Isabella, Lotteringhis Frau . . . Gertrude Quinlan
Petronella, Lambertuccios Schwester . . . . Maude Lambert

Auf vielseitiges Verlangen wird in der nächsten, am 9. Juli beginnenden Woche Flotows Oper „Martha“ gegeben werden. Am 4. Juli finden zwei Boccacio = Vorstellungen, die eine Nachmittags, die andere Abends statt.

McVickers. „Hearts are Trumps“, das fesselnde Schauspiel aus dem Leben der englischen Geldaristokratie, hat auch in der vergangenen, der sechsten Woche seiner Darbietungen, große Anziehungskraft ausgeübt, und wird voraussichtlich noch einige Wochen auf dem Spielplan von McVickers verbleiben. Die Ausstattung ist pompös und bis in die kleinsten Einzelheiten hinein künstlerisch gestaltet. Die achtzehn szenischen Verwandlungen, welche das Stück erfordert, gehen geräuschlos und schnell vor sich. Die Darsteller sind mit ihren Partien so vertraut, daß sie in denselben förmlich aufgegangen sind und auf die Zuschauer den Eindruck machen, als ob sie dieselben nicht spielen, sondern durchleben. Alles geht wie am Schnürchen; die Vorstellungen bieten einen seltenen großen Theatergnuß dar.

Im Dearborn = Theater übte die Operette „The Burgomaster“, Musik von Gustav Lüders, Text von Frank Pixley, auch in der vergangenen Woche große Anziehungskraft aus. Die Hauptpersonen des belustigenden Bühnenwerkes sind, Stuyvesant, Bürgermeister von Neu=Amsterdam, und dessen Sekretär Doodle van Knull, welche bei Ausgrabungen auf dem Madison Square in New York wieder zu Tage gefördert werden, aus 250jährigem Schlafe erwachen, und sich über die Veränderungen nicht genug wundern können, welche die holländische Ansiedlung Neu=Amsterdam in ihrer Entwickelung zur Weltstadt New York durchgemacht hat. Die bisher unzertrennlichen Freunde werden durch böse Menschen von einander getrennt, finden sich hier, in Chicago, während der Weltausstellung wieder und da gehen ihnen vor Verwunderung erst recht die Augen auf.

Im Great Northern Theater wird heute die achte Woche der Aufführungen des amerikanischen Volksstückes „The Dairy Farm“ eröffnet und noch immer erweist sich das Stück ebenso zugkräftig, wie in der ersten Woche. Auch die Sonntags, Mittwochs und Samstags stattfindenden Nachmittagsvorstellungen sind gut besucht. Die nach dem Leben gezeichneten Charaktere der Handlung des Stückes finden eine vorzügliche, durchaus realistische Darstellung. Die Besetzung der Hauptrollen erweist sich als eine vorzügliche. Die mancherlei Verwickelungen der Handlung sind geschickt erfunden und verfehlen in keiner der Vorstellungen ihre erheiternden Wirkung auf die Besucher.

Hopkins Pavillon im Sunnyside Park war auch in der vergangenen Woche allabendlich von zahlreichen Radlern und Radlerinnen wie auch anderen Besuchern, fast bis auf den letzten Platz besetzt. Die Annehmlichkeit, in einem gegen Regenwetter geschützten Zuschauerraum zu sitzen und den Vorträgen leistungstüchtiger Künstler und Künstlerinnen zu lauschen, wurde an den kühlen Abenden der letzten Woche gründlich ausgenutzt. Für die neue Woche sind selbstverständlich neue Attraktionen gewonnen worden. Adele Purvis = Onri wird sich als Balanzirkünstlerin von Eigenart und großer Kunstfertigkeit erweisen; die deutschen Komiker Kolb und Dill bringen eine urbelustigende Szene zur Aufführung; Louis Martinetti, Mitglied der berühmten Martinetti = Familie, und Lilly Suderland stehen mit Duetten und anderen Gesangs = Vorträgen auf dem Repertoire; James und Sadi Leonard, wie auch Milton Silver und Ada Sparks, dürften die Besucher mit ihren komischen, wie auch musikalischen Vorträgen auf das Beste unterhalten; Carl Charles, der berühmte Jongleur, George W. Stewart, Kunstpfeifer, Mimiker und Verwandlungskünstler in einer Person, sowie andere Mitwirkende werden die Besucher auch in dieser Woche Nachmittags und Abends auf's Beste unterhalten.

---

* Durch einen Sturz aus einem Fenster der Wohnung seiner Eltern, im vierten Stockwerk des Gebäudes Nr. 4601 Calumet Ave., ist gestern der dreijährige Richard Lewis ums Leben gekommen.

* Am Herzschlage gestorben ist gestern an Cottage Grove Ave. und 55. Str., wo er eben von einem Zuge der Straßenbahn abgestiegen war, ein gewisser W. B. Dermond.

Sonntagpost.

Erscheint jeden Sonntag. Preis der einzelnen Nummer 2 Cents. Jährlich (außerhalb Chicagos) $1.00.

Herausgeber: THE ABENDPOST COMPANY.

„Abendpost“-Gebäude......203 Fifth Ave.
Zwischen Monroe und Adams Str.
CHICAGO.
Telephon Main 1498 und 4046.

Entered at the Postoffice at Chicago, Ill., as second class matter.

Der eingesperrte Geist.

Dem Gleichheitsgedanken, der im Kindesalter unserer Republik unter dem Einflusse der vor-revolutionären französischen Philosophen entstanden war, fielen nicht nur alle erblichen Würden, sondern auch alle auszeichnenden Titel zum Opfer. Jedermann sollte nur ein schlichter Citoyen oder Citizen sein dürfen und sich weder Fürst, Graf oder Baron, noch Geheimrath, Kommerzienrath oder Ritter mehrerer hoher Orden nennen dürfen. Ausländer, die sich in die Demokratie wollten aufnehmen lassen, mußten vorher auf ihren etwanigen Adel verzichten, damit nicht etwa von Europa aus die verhaßte Aristokratie allmälich wieder eindringe. So ist das Gesetz bis auf den heutigen Tag geblieben, und wenn die deutschen Ex-Leutnants, die hierzulande auf einen mehr oder weniger trockenen Strand gerathen sind, bei der Erwerbung des Bürgerrechts ihr geliebtes Von retten wollen, so müssen sie es schnöde heruntersetzen und vorgeben, daß es eigentlich gar kein Adelstitel, sondern ein Theil ihres Namens ist und nicht mehr zu bedeuten hat, als das holländische Van. Wollte aber Jemand neidisch und niederträchtig genug sein, sie wegen der besagten frommen Täuschung vor Gericht zu laden, so könnten ihnen aus derselben allerlei Unannehmlichkeiten erwachsen. Denn es würde sich leicht nachweisen lassen, daß im Lande ihres Ursprunges das Recht zur Führung des Wörtchens Von wegen ehrloser Handlungen aberkannt zu werden pflegt, die drei Buchstaben also unmöglich als bloße Namenseinleitung angesehen werden können. Da sie jedoch auf ihrem alten oder jungen Adel hierzulande noch nicht einmal ein Glas Bier pumpen können, so ist bisher Niemand ruppig genug gewesen, ihnen die letzte äußerliche Unterscheidung von dem gewöhnlichen Plebejerpack zu mißgönnen. Ihnen thut sie wohl und anderen Leuten schadet sie nicht.

Indessen hat sich im Laufe der Zeiten die Gleichheitsflegelei nicht nur als philisterhaft, sondern geradezu als schädlich erwiesen. Da der Mensch das, was er hat, nicht lange würdigt, sondern immer wieder etwas Neues haben will, so sind auch unsere zahlreichen Millionäre und Milliardäre mit ihrem Gelde keineswegs zufrieden. Die deutschen Bauern pflegten früher ihre Silbermünzen als Knöpfe auf den Rock und die Weste zu nähen, um ihren Reichthum offen zur Schau zu tragen und das wohlthuende Gefühl des Neides zu wecken, und in Egypten pflegen noch heutzutage die Frauen ihr ganzes Vermögen in kleine Goldstücke umzusetzen, die sie, auf eine Schnur gereiht, als Halskette tragen. Indessen kann doch nicht ein Vanderbilt oder Rockefeller seinen Mitbürgern dadurch in die Augen stechen, daß er Diamanten im Werthe von hundert bis tausend Millionen Dollars an seinen Kleidern anbringen läßt. Selbst die Gattinnen dieser Prominenten können höchstens mit der Abendtoilette die ihrem Range entsprechende Schmuckentfaltung verbinden und auch dann nicht mehr Gewicht am Leibe tragen, als ein feldmäßig ausgerüsteter Infanterist. Wenn sie in ihrem Diadem, ihrem Hals- und Armgeschmeide zehn bis zwölf Pfund Brillanten untergebracht und schließlich auch noch ihre Robe mit Edelsteinen übersät haben, so müssen sie nothgedrungen aufhören, um nicht unter der Last zusammenzubrechen. Auf der Straße vollends können sie mit höchstens drei Ringen an jedem Finger erscheinen, und somit noch nicht einmal den tausendsten Theil ihrer Schätze zur Schau stellen. So viel, wie sie, kann schließlich schon eine ganz gewöhnliche Millionärsfrau oder Schauspielerin mit sich schleppen. Es ist also eine physische Unmöglichkeit, durch den Schmuck allein die Rangstufe des Trägers oder der Trägerin darzuthun und sich die Bewunderung des Pöbels zu erzwingen.

Daher sind die amerikanischen Erbinnen naturgemäß darauf verfallen, sich ausländische Adelstitel zu kaufen und die Inhaber derselben als Zugabe zu heirathen. Hierdurch sind aber dem Lande die Umlaufsmittel in solchem Grade geschmälert worden, daß Jedermann schon auf Schwierigkeiten stößt, wenn er zufällig einige Waggonladungen Hartgeld braucht. Auch ist es offenbar ein demüthigendes Gefühl für die freigeborenen Amerikaner, daß die Früchte ihrer Arbeit zum Unterhalte verrotteter europäischer Aristokraten dienen. Um also das Geld im Lande zu halten und in die Kanäle der einheimischen Produktion zu leiten, wird man früher oder später den amerikanischen Erbtöchtern Gelegenheit geben müssen, die begehrten Herzogs- und Fürstenkronen im inländischen Markte zu erwerben. Nachdem die amerikanische Industrie auf der Pariser Weltausstellung so großartige Triumphe gefeiert und die einst für unerreichbar gehaltene britische sogar aus den britischen Kolonien zu verdrängen begonnen hat, ist es erst recht nicht zu ertragen, daß sie nicht einmal den eigenen Landesbedarf an Kreuzfahrerabkömmlingen soll decken können. Wenn ihr nicht ein veraltetes Gesetz im Wege stände, so würde sie die hohen, höchsten und allerhöchsten Sprößlinge mit derselben Vollkommenheit herstellen, welche den amerikanischen Lokomotiven im dunkelsten Afrika Eingang verschafft und die amerikanischen Fahrräder zum Schrecken aller europäischen Fabrikanten gemacht hat.

Was sie auf diesem, ihr leider verschlossenen Gebiete leisten könnte und würde, läßt sich aus der Thätigkeit der amerikanischen Universitäten und Colleges schließen, denen das Recht der Titelverleihung ungeschmälert verblieben ist. Die Hochschulen, von denen es in jedem County mindestens zwei gibt, begnügen sich nicht damit, alljährlich unzählige Tausende von Jünglingen und Jungfrauen als Doktoren, Magister und Baccalaurei in die Welt zu senden und die akademischen Grade zum Gemeingut aller Gebildeten und Ungebildeten zu machen, sondern sie holen auch bei jedem einigermaßen hervorragenden Manne oder Greise das Versäumniß nach, dessen sie sich in seiner Jugend gegen ihn schuldig gemacht haben mögen. Kein Politiker, der es bis zum Bürgermeister oder gar noch weiter gebracht hat, entgeht so leicht dem Schicksale, in Anbetracht seiner unsterblichen Verdienste zum Ehrendoktor ernannt zu werden. Eisenbahn-Präsidenten werden dieser Auszeichnung so oft zu Theil, daß sie sich für ihre Diplome einen besonderen Bücherschrank bauen müssen, und Holz-, Kohlen-, Oel- oder sonstige Brennstoffkönige, welche sich den Luxus gestatten können, die Wissenschaft praktisch zu fördern, werden auf die höchsten Stufen ihres Thrones berufen. Daß ein Doktor wie der andere ist, und daß es bei der großen Verbreitung der Gelehrsamkeit in den Ver. Staaten keine größere Befriedigung ist, als Dock angerufen zu werden, denn als Käptn oder Körnel, ist den Universitäten aus naheliegenden Gründen nicht angenehm. Sie würden gerne einen auch nach außen hin erkennbaren Unterschied machen zwischen einem Flaumbart der blos Jurisprudenz, Medizin, Theologie oder Philosophie studirt, und dem Manne der That, der die weit werthvollere Ausbildung des Herzens erworben und ihren Besitz mittels einer Stiftung von $100,000 nachgewiesen hat. Markgrafen und Herzöge können sie aber leider nicht erschaffen, und folglich können sie auch zu ihrem Schmerze nicht bewirken, daß die Töchter ihrer Gönner sich mit den Söhnen ihrer Wohlthäter verheirathen und ihr Geld zu Hause verzehren.

Weil nun die Universitäten allein den Ehrgeiz der selbstgemachten Männer nicht befriedigen können, müssen diese danach trachten, Senator, Gesandter oder Vize-Präsident zu werden. Wenn sie sich einen Orden anschaffen, Kommerzien- oder Geheimrath werden, oder sich gar in den erblichen Adelsstand erheben lassen könnten, so würde es ihnen nicht im Traume einfallen, die Säulen der Republik durch Bestechung ihrer Staatsmänner und Gesetzgeber zu untergraben und den Untergang der Freiheit herbeizuführen. Sie würden sich lieber durch ihre Wohlthätigkeit und ihren Edelmuth der gnadeverleihenden Macht bemerklich machen und der schmutzigen Politik verächtlich den Rücken kehren. Die Väter, die zwar übermenschlich weise waren, aber doch nicht alles vorausschauten, erwiesen der Demokratie unbewußt einen schlechten Dienst, als sie den menschlichen Protzengeist durch einen gesetzlichen Dämpfer niederzuhalten versuchten. Er sucht jetzt mit Gewalt zu entweichen und wird vielleicht noch einmal den ganzen Kessel in die Luft sprengen.

Ferien.

Die „zeitgemäßen„ Artikel und Plaudereien der deutschen Zeitungen jenseits des „großen Teiches,“ den man Atlantischen Ozean nennt, behandeln zur Zeit das Thema „Ferien“ — nicht in allen Tonarten, sondern nur in der der Freude und des Entzückens. „Ferien!“ — heißt es da — „welch' Zauberwort für die lieben Mägdlein und Buben! Wie röthen sich vor Freude die Wangen, wie strahlen die Augen, wenn es heißt: „Lebt wohl nun, Ihr Lehrer, du dumpfe Schulstube ade; ihr Bücher und Hefte, euch brauchen wir nun acht Wochen lang nicht anzusehen! Jetzt geht es auf's Land, in den Wald hinaus, in's Gebirge oder gar an die schöne, schöne See, wo man so prächtige Sandburgen bauen, Steinchen und Muscheln sammeln kann, o welche Lust wird dies sein!“ Während so die Jugend jubelt, Luftschlösser und Freudentänze aufführt, gibt es in der Familie viel zu schaffen, denn die Reisevorbereitungen sind nicht gering. Die Toilettenfrage der Hausfrau wie die der Kinder ist nicht so schnell abgethan, es gibt zu berathen und einzukaufen ,zu waschen und zu plätten und endlich tritt auch die Frage: „Wie lassen wir unser Haus zurück?“ dringend an uns heran. Da gibt es denn Arbeit, viel Arbeit und der Löwenantheil davon ruht natürlich auf den Schultern der Hausfrau. Doch darf sie dabei den Kopf nicht verlieren, sondern muß die Reisevorbereitungen hübsch der Reihe nach und mit Ueberlegung ausführen, sich nicht zu sehr anstrengen, um nicht mit geschwächtem Geist und Körper die Reise anzutreten . . .“

Wir haben auch hierzulande Ferien — Schulferien, und „zeitgemäße“ Artikel erwarten auch hierzulande die geneigten Abonnenten in den Blättern zu finden, vorzugsweise in den Sonntagsblättern, aber der schreibmüde Zeitungsmann darf's nicht wagen, die Ferien-Artikel seiner reichsdeutschen Kollegen zu „reproduziren,“ denn die Dinge liegen hierzulande doch etwas anders als draußen. Und die Versuchung ist doch so groß. Jene „zeitgemäßen“ Artikel sind so hübsch lang und „füllen“ so gut und sie enthalten doch auch manchen Wink von allgemeinem Werth. So zum Beispiel das, was sie über die Kleider sagen, die man mitnehmen und nicht mitnehmen soll. Es ist immerhin auch hier interessant zu hören, daß ein Schlafrock, für den der die Bequemlichkeit liebt, nicht zu verachten ist, ob er nun an die See oder in's Gebirge reist; es wird auch hier stimmen, daß man für Reise-Kleider „nicht zu theure“ Stoffe wählen soll, daß „Sonne, Luft, Staub und Regen auch den kostbaren Geweben schaden“ und daß die Kinder-Garderobe für die Ferienzeit „vor allen Dingen einfach und praktisch sein muß, damit die lieben Kleinen nach Herzenslust darin herumtollen können, ohne gar zu ängstlich auf ihre Kleidchen achten zu müssen“; auch daß die „Garderobe der Kinder bei Ferienschluß nicht mehr viel werth ist.“ Dergleichen kann man wenigstens noch auszugsweise bringen, aber was nun folgt — die Beschreibung der Reisemoden und die Bestellung des Hauses für die Zeit der Abwesenheit, das sind Sachen, mit denen man einem intelligenten deutsch-amerikanischen Leserkreise nicht kommen darf.

Wollten wir hier unseren Leserinnen in ernstem Schulmeistertone den Rath geben, beim Antritt der Ferienreise, so Niemand in der Wohnung zurückbleibt, die Fenster und Thüren gut zu verschließen, und die Blumen und Kanarienvögel einer Nachbarin in Pflege zu geben, da diesen sonst das merhwöchige Fasten schlecht bekommen könnte, so würde wohl unser geliebtes Blatt mit einem verächtlichen „Quatsch!“ oder „Wie kann man nur so einfältig schreiben!“ unter den Tisch fliegen. Jedes Volk hat die Regierung, aber auch die Zeitungen, die es verdient, und wenn die „reichsdeutschen“ Zeitungen jedes Jahr ihren Lesern solche schulmeisternde Ferienartikel auftischen können, so ist das ein Beweis, daß ihre Leser bei weitem nicht so „helle“ sind, wie die der deutsch-amerikanischen Blätter, denn was die deutschen Zeitungen ihren Lesern sagen, das wissen die unsern schon lange selbst. Keine deutsch-amerikanische Mama erwartet die „Blue Jean Overalls,“ in die sie ihre süßen Rangen bei Beginn der Ferien steckt, nach Schluß derselben etwa noch an Marshall Field verkaufen zu können, und daß es nicht gut ist, beim Weggehen Thüren und Fenster offen zu lassen, das weiß sie auch, desgleichen daß die Pflanzen und Vögel das Dursten nicht viel besser vertragen können als der Herr Gemahl. Der Inhalt jener „zeitgemäßen“ Artikel unserer reichsdeutschen Kollegen wurde auch nur, theilweise wenigstens, angedeutet, um unseren verehrten Frauen Gelegenheit zu geben, selbst einmal zu sehen, wie viel klüger sie sind, als ihre deutschen Schwestern — ja, es ist schon so, die amerikanische Luft ist hell und macht „helle.“ —

* * *

Es gibt ja gewiß auch hierzulande Viele, die in der angenehmen Lage sind, sich eine Sommerferien-Reise leisten zu können, diese bilden aber doch nur einen kleinen Bruchtheil von der Gesammtheit. Die weitaus überwiegende Zahl bleibt zu Hause und arbeitet redlich auch während der Ferienzeit. Wer Ferien haben will, muß sie hierzulande zumeist theuer erkaufen, denn nur wenige Geschäfte geben Ferien bei fortlaufendem Lohn. Und das Reisen mit Kind und Kegel ist theuer. So bleiben, wie gesagt, die Meisten hübsch zu Hause, und an Stelle der deutschen Ferienreisen treten häufige Besuche der Parks und kürzere Ausflüge in die Umgebung, wobei man wahrscheinlich zu mehr wirklichem Vergnügen kommt, als ähnlich gestellte Deutsche mit ihrer anspruchsvollen „Ferienreise“, für die ein Vierteljahr vorher und ein Vierteljahr nachher gespart und gedarbt werden muß, und bei der man vor lauter Sorge um die „großen Kosten“ gar nicht zu ruhigem Genuß kommt. Die deutschen Ferienreisen, die gemacht werden müssen, weil sie Mode sind, und weil „man das seiner Stellung schuldig ist“, sind wahrscheinlich die theuerst bezahlten „Vergnügen“, die man sich denken kann und sind gar keine Vergnügen.

Wir Großen, auch die wir nicht reisen können, haben oder machen's uns besser als unsere „reichsdeutschen“ Vettern und Basen, und brauchen diesen ihre Ferienzeit mit der berühmten Ferienreise nicht zu neiden. Aber ein wichtiger Theil unserer Bevölkerung kommt hinsichtlich der Ferien zu kurz—Jung-Amerika!

Gemach! Die verehrte Mama von vier hoffnungsvollen Schulkindern braucht nicht an der Zurechnungsfähigkeit des Schreibers zu zweifeln und die Hände zusammenzuschlagen über dem flechtengeschmückten Kopfe ob solchen „Unsinns“. Gewiß, die Schulferien dauern hierzulande lange genug, zu lange, denn man weiß wirklich nicht, was man die ganze Zeit mit den Kindern anfangen, wie man sie von der Ausübung allerhand Unfugs abhalten soll. Es fällt auch keinem vernünftigen Menschen ein, eine Verlängerung der Schulferien zu befürworten, er sei denn eine „Schoolmarm“ oder sonst Jemand, der unmittelbar für sich Nutzen darin finden würde. Die amerikanischen Sommer-Ferien sind l a n g e genug, aber sie sind den Kindern nicht so schön, wie den deutschen Schulkindern die ihren. Was der deutsche Zeitungsmann da schreibt von vor Freude gerötheten Wangen und strahlenden Augen, und von dem frohlockenden „Ade, du dumpfe Schulstube, ihr Bücher und Hefte“, das gilt wohl ausnahmslos und in vollem Umfange für die deutschen Schulkinder, aber nur theilweise für die amerikanischen. Der ungeheure Jubel, mit dem draußen die Ferien begrüßt werden, fehlt hier, und das liegt nicht etwa darin, daß die Ferienreise hierzulande nicht oder noch nicht so Mode ist — auch „drüben“ kann ja die große Masse nicht reisen — sondern daran ist einzig und allein die Schule schuld. Und das soll kein Tadel sein, sondern mag eher als Lob gelten.

* * *

In Deutschland ist der Schulbesuch Arbeit, ernste angestrengte Arbeit; hierzulande sucht man ihn den Kindern zum Vergnügen zu machen. Das deutet vielleicht den größten Unterschied an, der zwischen der Schule dort und der amerikanischen besteht. Der deutsche Knabe geht gehorsam zur Schule, weil er muß, weil er weiß, daß etwaiges Schwänzen strenge Strafe bringt und daß er im Weigerungsfalle gezwungen wird, wenn nicht von den Eltern, so doch mittelbar vom Staate. Der amerikanische Knabe geht zumeist nur zur Schule, wenn es ihm gefällt,oder weil's ihm gefällt, nicht etwa aus Angst vor Strafe. Die Strafe für das Schwänzen der Schule ist hierzulande keineswegs gewiß. Mutter ist nachsichtig (wenn sie's erfährt) und der Vater erfährt's zumeist nicht, oder er ist zu müde und abgespannt, zur Straf-Exekution zu schreiten; der „Staat“ kümmert sich nicht drum. Aehnlich ist's mit dem Lernen. Die amerikanischen Lehrpersonen können nicht den Zwang ausüben, wie die deutschen. Sie würden bei wirklich strengem Vorgehen bei den meisten Eltern keine Unterstützung finden, denn die jungamerikanischen Rangen müssen Fremden die reinen Blümchen „Rührmichnichtan“ sein, und sind oft in den Augen der eigenen Eltern unantastbar.

Die Ruthe, mit der die deutsche Schule regiert und erzieht, ist der hiesigen versagt, da bleibt also nur das Zuckerbrot, und das versteht man hier gut anzuwenden. In Deutschland kriegt der neue Schulbürger bei seinem ersten Schulgang eine Zuckerdüte, nachher bedeutet die Schule für ihn ernste Arbeit, mit Strafen gewürzt. Hier hat sich die Zuckerdütenschenkung beim Eintritt in die Schule nicht eingebürgert, dafür sorgt man aber in der Schule, daß den Kindern der Schulbesuch zum Vergnügen wird. Die Kinder müssen spielend lernen, ist hier der Wahlspruch in den ersten Jahren, und bis hinauf in die obersten Klassen wird ständig Sorge getragen, den Schülern den Schulbesuch angenehm zu machen, denn nur so kann man leidlich regelmäßigen Besuch und Aufmerksamkeit erzielen.

Ob die deutsche, ob die amerikanische Art und Weise das Richtigere ist, das soll hier nicht erörtert werden. Beide sind aus den Verhältnissen herausgewachsen und ihnen angepaßt; was draußen gute Früchte trägt, mag hier gar nicht durchführbar sein, und umgekehrt; es wird wohl immer noch wahr sein, daß Zuchtruthe und Zuckerbrot zu ziemlich gleichen Theilen noch immer das beste Ergebniß bringen, und daß etwas von der amerikanischen Milde in Deutschland, von der deutschen Strenge hier sehr vortheilhaft sein würde. Doch wie dem auch sein mag, jedenfalls ist der Grundgedanke der hiesigen Schulleitung, den Schulkindern die Schule so angenehm zu machen, wie möglich, und damit ist man so erfolgreich, daß viele unserer Großstadtkinder mit gemischten Gefühlen den Ferien entgegensehen und sich nach wenigen Wochen den Schulanfang herbeisehnen, was noch niemals bei einem gesunden deutschen Schulkind vorgekommen sein soll. Aber Jung-Amerika hat ganz Recht. Was Ferien! Da heißt's höchstens im Hause allerhand Arbeiten machen, da gibt's Schelte und Hiebe, was man thut, ist nicht recht und wenn erst der „glorreichte Vierte“ vorbei ist, dann gibt's wirklichen “Fun” gar nicht mehr. Lieber in die Schule, da wird mit bunten Kreiden gemalt, da erzählen die Lehrerinnen Geschichten und da braucht man sich bei der Arbeit nicht anzustrengen. “I am sick of the vacation.”

Das Vergnügen am Schulbesuch hat die Kinder um die helle Ferienfreude der deutschen Schuljugend gebracht; wer die hier finden will, der muß bei den Lehrerinnen anklopfen.

Zahlen beweisen.

Die sich alle zehn Jahre wiederholende Zensusaufnahme ist bekanntlich ein gewaltiges Stück Arbeit. Gälte es nur, die Zahl der Häupter von Onkel Sams großer Familie festzustellen, so würde man wohl schnell damit fertig werden, aber man will mehr wissen. Man ist besorgt um das Wohl und Wehe seiner Lieben; will wissen, wie es ihnen geht; wo sie geboren wurden und von wem, von Eingeborenen oder Eingewanderten; ob sie gesund oder krank, ob sie Arbeit haben und wo sie arbeiten; man will wissen, wie es bei ihnen mit der Wissenschaft bestellt ist, ob sie im eigenen Heim oder zur Miethe wohnen u.s.w. Das geschieht nicht aus Neugier, sondern behufs Erlangung verläßlicher Zahlen, mit deren Hilfe wir dann sehen können, wer und wie wir als Volk eigentlich sind. Die Zahlen sollen uns zeigen, welchen Blutes wir sind, ob wir zunehmen an Weisheit und Besitz, und wie viele Menschen in den verschiedenen Gewerben arbeiten, um daraus seine Schlüsse ziehen und, wenn sich's zeigt, daß irgend etwas faul ist im Lande Onkel Sams, auf Besserung hinarbeiten zu können. Das Anfragen bei den Bürgern von Haus zu Haus wird uns aber nicht in allen Punkten verläßliche Antworten bezw. Zahlen geben, und so müssen noch andere Quellen zu Rathe gezogen werden. Auf die Frage nach der Beschäftigung hat man noch niemals die Antwort Dieb oder Einbrecher erhalten, und wollte man die Bürger fragen, ob sie schon jemals ein Verbrechen begangen, bezw. wegen eines solchen bestraft wurden, so würde man ganz sicher überall ein mehr oder weniger entrüstetes Nein zu hören bekommen. Nach dem Ergebniß einer solchen Umfrage dürfte überhaupt im ganzen Lande niemals das kleinste Verbrechen vorkommen. Man weiß aber, daß es anders ist, denn wir haben nicht wenige Gefängnisse im Lande, die zumeist recht gut gefüllt sind, und so macht man es schlau, holt sich die Zahlen aus den Gefängnissen und sagt dann gestützt auf diese, so und so viele Morde, Einbrüche, Diebstähle u. s. w. kommen im Jahre vor und so weiter. Zahlen lügen nicht!

Die auf diese Weise erlangte Verbrecherstatistik wird als ganz besonders interessant erachtet, denn mit Hilfe derselben sollen wir sehen können, ob wir besser oder schlechter werden, und das ist doch die Hauptsache. Wenn das Herz nur gut ist, gut bleibt oder besser wird, alles Andere wird sich dann schon von selbst zum Rechten wenden.

Gerade in diesem Punkte aber hat der Zensus von 1890 den Patrioten recht wenig Freude gemacht; denn man hat aus der „Gefängnißstatistik“ der Zensusberichte herausgelesen, daß wir in der Neuzeit schlechter, und zwar ganz bedeutend schlechter geworden sind als unsere Vorfahren waren. Der bekannte „Kriminologe“ Professor Lombroso hat aus jenen Zahlen „festgestellt“, daß das Volk der Ver. Staaten das mörderischste aller Kulturvölker ist; er fand, daß im Jahre 1890, nach dem Bundeszensus, 7386 Menschen in Straf- oder Untersuchungshaft waren, die den Tod eines anderen Menschen herbeigeführt hatten, und er schloß daraus, daß in den Ver. Staaten im Jahre elf Morde oder Todtschläge auf 100,000 Einwohner kommen, gegen nur je fünf auf jede 100,000 in England und Deutschland; er fand, daß im Jahre 1850 laut Zensusbericht 29 Eingesperrte auf 100,000 Einwohner kamen, gegen 132 Gefängnißinsassen auf 100,000 Köpfe im Jahre 1890, und er schloß daraus und erklärte es mit lauter Stimme, daß „das Verbrechen“ in den Ver. Staaten stark im Zunehmen sei, während es überall sonstwo abnehme. Und er war nicht der Einzige, der dem erleuchtetsten Volke der Welt ein so schlimmes Sittlichkeitszeugniß ausstellte, auch andere große Gelehrte, Volkswirthschafter und Soziologen wie David A. Wells, Henry Boies und Andere kamen zu dem Schlusse, daß das Verbrechen im Zunehmen sei, und sie thaten das in Betrachtung der Zensuszahlen von 1880 und 1890, die in derselben Weise erlangt wurden und demgemäß das Verhältniß zwischen beiden Jahren ziemlich richtig andeuten sollten.

Gegen das Zeugniß solcher Männer läßt sich schlecht streiten und wir waren auf dem besten Wege dazu, uns mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß wir schlechter werden, da kommt jetzt mit einem Male der Professor Roland P. Falkner, von der Universität von Pennsylvanien, und sagt, es ist Alles nicht wahr, man hat uns schändlich verleudet, wir werden besser statt schlechter und sind heute schon viel besser als die Engländer und die Deutschen, die uns so gerühmt wurden! Das war eine frohe Botschaft, und es ist kein Wunder, wenn alle größeren Zeitungen des Landes die Lombroso'sche Ansicht sofort als lächerlich über Bord warfen und nunmehr Falkners Apostel wurden.

Prof. Falkner macht geltend, daß die 7386 Personen, welche in 1890 wegen Morders und Todtschlags in Gefängnissen saßen, nicht sämmtlich in demselben Jahre ihre Verbrechen begingen, und kommt zu dem Schluß, daß in dem genannten Jahr nur etwa 1053 Personen wegen Kapitalverbrechen bestraft wurden, was weniger als zwei von jedem 100,000 ausmache. Die Behauptung, daß die schweren Verbrecher hierzulande zahlreicher seien als in Europa, und daß sie in der Zunahme seien, erachtet er damit als widerlegt, und in ähnlicher Weise „widerlegt“ er die Behauptung, daß die Zahl der begangenen Verbrechen überhaupt in der Neuzeit gestiegen sei. Er meint, die größere Zahl der Sträflinge sei nur der größeren Sittenstrenge zu danken, die heute zum Verbrechen mache, was vordem kein Verbrechen war, und führt als Beispiel an, daß Betrunkene heute vielfach eingesperrt werden, was früher nicht der Fall war. Die Zahl von Sträflingen sei im Zunehmen, weil neue Vorschriften und Gesetze immer schärfer werden, die Zahl der schweren Verbrechen sei im Abnehmen.

Es wird viele Chicagoer geben, die allem Patriotismus zum Trotz im Innersten ihres Herzens doch eher zur Ansicht Lombrosos hinneigen werden als zu der Falkners; sie werden auf die große Zahl der Morde und Todtschläge hinweisen, die sich hier in Chicago gerade in den letzten Jahren ereigneten, auf die vielen Raubanfälle u. s. w. Beweisen lassen wird sich in dieser Frage nichts. Lombroso, Boies und Andere haben auf Grund der Zensuszahlen „bewiesen“, daß das Verbrechen zunimmt und hier mehr Todtschläge und Morde vorkommen, als in andern Kulturstaaten; Prof. Falkner hat nach denselben Zahlen das genaue Gegentheil bewiesen. Da bliebe höchstens noch zu beweisen, daß beide Parteien sich irrten, und das wird nicht schwer fallen. Aus den Zensuszahlen läßt sich eben A l l e s beweisen; das ist das Einzige, was alle jene Herren w i r k l i c h bewiesen haben. Und wenn das so ist, dann kann man wohl mit den Franzosen sagen: Viel zu viel Lärm um einen Eierkuchen — dann will Einem die ganze Arbeit der Zensusstatistik (abgesehen von den Bevölkerungsziffern) recht entbehrlich scheinen.

Lokalbericht.

(Für die „Sonntagpost.“)

Die Woche im Grundeigenthums-Markte.

Ein ermuthigender Umstand ist für die verflossene Woche zu verzeichnen — die Sezession der Maurer-Union vom Baugewerkschaftsrath. Zwar hat das Ausscheiden der bedeutendsten Gewerkschaft aus dem Zentralverband noch nicht die Auflösung des letzteren zur Folge gehabt, und diese Auflösung mag immerhin noch einige Zeit auf sich warten lassen, mag auch vielleicht formell nie erfolgen, allein es wird denn doch mit Sicherheit angenommen, daß andere Gewerkschaften dem Beispiele der Maurer-Union folgen, und damit wenigstens eine theilweise Wiederaufnahme der Bauoperationen herbeiführen werden.

Freilich kann ein bedeutendes Geschäft im Baufache, wie er zu einer Zeit für das gegenwärtige Jahr in Aussicht stand, nicht gehofft werden, denn für große spekulative Bauten, die bis zum 1. Mai nächsten Jahres fertig sein sollen, ist die Saison zu weit vorgeschritten, doch werden immerhin noch eine bedeutende Anzahl mittlerer Bauten, namentlich Flats und Apartments, zur Ausführung kommen. Eine von Sachverständigen gemachte Abschätzung geht dahin, daß von derartigen Arbeiten Werthe im Betrage von etwa $10,000,000 in den Architekten-Bureaux für die Kontraktoren bereit liegen. Mit den durch die Streikwirren aufgehaltenen größeren Bauten im Betrage von etwa $6,000,000, läßt sich demnach immerhin noch ein Jahr erwarten, das sich auf den Durchschnitt belaufen wird.

Die bewegte Entwickelung im Baufache kam zu spät, um für die verflossene Woche von Belang zu sein. Zahl und Kosten der Neubauten, für welche Bauerlaubnißscheine ausgestellt wurden, waren nach Stadttheilen:

Südseite	19	$ 89,700
Südwestseite	23	59,600
Nordseite	12	30,925
Nordwestseite	20	34,700
Zusammen	74	$214,925
Vorhergehende Woche	90	516,950
Entsprechende Woche von 1899	58	374,650
Entsprechende Woche von 1898	41	462,000
Entsprechende Woche von 1897	97	288,050
Entsprechende Woche von 1896	93	435,975

Unter den hervorragenderen Gebäuden, welche für die nächste Zeit in Aussicht genommen sind, befinden sich zwei Kirchen. Eine davon ist die St. Pauls Methodisten-Kirche, die an Ashland Boul. und West Harrison Str. mit einem Kostenaufwand von $40,000 erbaut werden soll, und die andere ist die Douglas Park Reformirte Kirche, an der Harding Ave., nahe West 13. Str., die $10,000 kosten soll.

Andere bedeutendere Neubauten, für welche während der Woche Kontrakte vergeben wurden, schließen ein: Zwei Fabrikanlagen an Western Ave. und West 16. Str., von denen jede $15,000 kosten wird; acht zweistöckige Flats an der Fulton Str. und 51. Ave., $40,000; zweistöckiges Wohnhaus, 5743 Woodlawn Ave., $16,000; dreistöckiges Flatgebäude, 44 bei 84 Fuß, 6545 bis 6547 Lexington Ave., $25,000; zweistöckiges Lagerhaus, 44 bei 79 Fuß, 95 bis 97 Jefferson Str., $15,000, und dreistöckiges Apartmenthaus, 42 bei 80 Fuß, 650 West Huron Str., $10,000.

* * *

Die Abbildung auf einer anderen Seite veranschaulicht den Neubau, mit dessen Errichtung die Firma Mandel Bros. in kommender Woche auf dem Grundstücke an der Nordwest-Ecke von Wabash Ave. und Madison Str. beginnen lassen wird. Eine Beschreibung des Gebäudes, nach den von Holabird & Roche gefertigten Plänen, ist bereits gestern in der „Abendpost“ gegeben worden. Die Baukosten werden auf $400,000 veranschlagt.

* * *

Ein Spezialausschuß der Grundeigenthums-Börse ist noch immer fleißig an der Arbeit, um Aenderungen in dem bestehenden Spezialsteuer-Gesetz herbeizuführen, und hat zu diesem Zwecke während der Woche mehrere Berathungen mit städtischen Beamten gehabt. Die hauptsächlichen Zusätze, resp. Aenderungen beziehen sich darauf, daß öffentliche Arbeiten, für welche die Kosten durch Spezialsteuern aufgebracht werden müssen, nur dann vorgenommen werden sollen, wenn den betheiligten Grundbesitzern, welche diese Steuern zahlen müssen, Gelegenheit gegeben worden ist, sich über die Art und die Kosten dieser Arbeiten auszusprechen; daß die Kosten innerhalb zehn Jahren, anstatt fünf, bezahlt werden können, und daß die Zinsen auf Theilzahlungen nur 4, anstatt 6 Proz., betragen sollen; daß Straßen, die von Gesellschaften für Röhrenlegung und andere Arbeiten aufgerissen werden, auch von diesen Gesellschaften wieder in guten Zustand versetzt werden, und daß die Stadt einen angemessenen Theil der Kosten für neue Straßen, etwa 25 bis 30 Proz., aus dem allgemeinen Stadtfonds trägt.

Ehe diese, meistens ganz selbstverständlichen Reformen durchgeführt werden können, wird die Grundeigenthums-Börse freilich einen harten Stand haben, denn die leidige Politik hat eben mit diesem Theile der städtischen Verwaltung zu viel zu thun. Die Habsucht der Kontraktoren und die Unehrlichkeit gewisser Aldermen gehen in dieser Beziehung Hand in Hand. Abhilfe kann nur durch die Staatsgesetzgebung geschaffen werden, und hier kommt eben auch die Politik, bezw. der Stimmenfang wieder ins Spiel. Jedoch sind die Mitglieder der Börse fest entschlossen, endlich einmal Wandel zu schaffen, und da auch ihr Einfluß nicht zu unterschätzen ist, mag es ja vielleicht auch gelingen.

* * *

Zahl und Betrag der während der Woche registrirten Verkäufe waren:

Stadt	298	$1,163,807
Landbezirke	58	552,210
Zusammen	356	$1,716,017
Vorhergehende Woche	447	2,052,599
Entsprechende Woche von 1899	405	1,934,479
Entsprechende Woche von 1898	583	7,048,772
Entsprechende Woche von 1897	437	2,707,049
Entsprechende Woche von 1896	464	1,968,940

Die Illinois Trust & Savings Bank, als Testaments-Vollstrecker des verstorbenen General Joseph T. Torrence, hat das prachtvolle Wohnhaus des Letzteren, an der Südwest-Ecke von Lake Shore Drive und Bellevue Place, mit 146 bei 170 Fuß Land, an Harold F. McCormick für $180,000 verkauft. Es wird in eingeweihten Kreisen erzählt, daß das Haus allein etwa $250,000 gekostet hat.

Swift & Co. haben in den Viehhöfen einen anderen Komplex erworben, nämlich 200 bei 604 Fuß, mit der Thompson & Edwards Düngerfabrik, die zwischen den Anlagen von Nelson, Morris & Co. und Swift & Co. liegt. Der Kaufpreis war $37,000.

Das dem Locke-Nachlasse gehörige Grundstück, 180 Lake Str., 20 bei 150 Fuß, mit vierstöckigem Gebäude, ist für $45,000 verkauft worden. Die Einschätzungen der Swiftschen Kommission von 1896 und der gegenwärtigen Steuerbehörde waren $66,640, bezw. $49,480. Das Gebäude trägt $3000 jährliche Miethe.

Im Wege des Zwangsverfahrens sind während der Woche mehrere bedeutende Liegenschaften verkauft worden, darunter die Anlage der Young & Farrell Stone Sawing Co., an Polk Str., nahe Stewart Ave., mit $28,000 Quadratfuß Land, an Charles Franklin Bliß, für $491,902; sechs Baustellen mit 327 Fuß Front an Pearson Str., nahe dem Lake Shore Drive, an Frau Mary S. Cregier, für $98,125, und das Apartmenthaus nebst Grund an Michigan Terrace, nahe 40. Str., an Frau Auguste Lehmann, für $54,387.

Das St. Ignatius Kolleg verkaufte an die Stadt, für städtische Schulzwecke, die als Sisters of Charity Kloster bekannte Liegenschaft, 208 bis 214 13. Place, 100 bei 153 Fuß, nebst Gebäude, für $40,000.

John Condon, der bekannte blinde Spielhöllenbesitzer, kaufte von Patrick J. Ryan die Harlem Rennbahn, 80 Acres in Proviso Township, für $180,000.

* * *

Im Hypothekenmarkte sind einige nennenswerthe Transaktionen zu verzeichnen, darunter drei Anleihen von der Northwestern Mutual. Eine davon ist eine Kollektiv-Anleihe von $50,000 für acht Jahre zu 4 Proz., auf das Brevoort Haus, 145 Madison Str., 50 bei 177 Fuß, und auf die Liegenschaft 151—153 Randolph Str., 50 bei 177 Fuß, mit fünfstöckigem Gebäude; die zweite, $27,000 für fünf Jahre zu 4½ Proz., ist auf das Apartmenthaus mit 65 bei 161 Fuß Land, an der Südwest-Ecke von Prairie Ave. und 46. Str., und die dritte $23,000 für fünf Jahre zu 4½ Proz., ist auf die Store- und Flat-Liegenschaft an der Nordwest-Ecke von Milwaukee und California Ave., mit 135 bei 164 Fuß Land.

Andere beachtenswerthe Anleihen der Woche waren: $12,500 für fünf Jahre zu 6 Proz., auf 125 bei 125 Fuß an der Nordwest-Ecke von 96. Str. und Houston Ave., Süd-Chicago; $15,000 für fünf Jahre zu 6 Proz., auf den Grundpachtvertrag auf 50 bei 100 Fuß an der Nordwest-Ecke von Carroll Ave. und North Green Str., nebst Fabrikgebäude; $14,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 50 bei 150 Fuß an West Garfield Boul., zwischen Peoria und Sangamon Str.; $15,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf 25 bei 120 Fuß an North Ave., nahe North Franklin Str.; $25,000 für fünf Jahre zu 5 Proz., auf die Liegenschaft 323 Clark Str., 25 bei 100 Fuß, mit fünfstöckigem Gebäude; $10,500 für fünf Jahre zu 6 Proz., auf 44 bei 200 Fuß an Milwaukee Ave., nahe Cornelia Str., mit Fortschritt-Turnhalle.

* Gemäß der Entscheidung eines Leichengerichts starb E. A. Langkilde aus Ravenswood an Herzverfettung. Der Verdacht, daß er das Opfer eines Verbrechens wurde, hatte sich als ungerechtfertigt erwiesen.

Todes-Anzeige.

Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unser vielgeliebter Gatte und Vater

Friedrich Wilhelm Otte

im Alter von 64 Jahren und 10 Monaten nach kurzem schweren Leiden Samstag Nachmittag 3 Uhr sanft entschlafen ist. Die Beerdigung findet Dienstag, den 3. Juli, 1 Uhr Nachm., vom Trauerhause, 58 Sheffield Ave., aus nach Rosehill-Friedhof statt. Die trauernden Hinterbliebenen:

Caroline Otte, Gattin, sowie Helena, Friedrich, Reinhold und Herbert, Kinder, nebst Verwandten.

Lokalbericht.

Das Preissingen ein Zankapfel.

Der nordöstliche Sängerbund wird es voraussichtlich einschränken, wenn nicht abschaffen. — Die gestrige Eröffnung des Brooklyner Festes. — Eine vorzügliche Auswahl von Massenchorliedern.

Gestern Abend wurde das 19. Fest des Nordöstlichen Sängerbundes in der prächtig geschmückten Brooklyner Festhalle verheißungsvoll eröffnet. Nach Beendigung des großen Fackelzuges wurden die sämmtlichen Fahnen der 172 betheiligten Vereine zu einer imposanten Gruppe auf der Sängertribühne vereinigt. Ein begeisternder Begrüßungschor, gesungen von den vereinigten Sängern der Feststadt unter Arthur Claassens Leitung, erscholl durch die von auswärtigen Sängern und von Besuchern bis auf den letzten Platz besetzte Riesenhalle. Alsdann nahm der Redeaktus seinen Anfang. Derselbe ist bei derartigen Gelegenheiten mit geringen Abweichungen der nämliche: Lobreden auf das deutsche Lied, Anerkennung für die selbstlose und erfolgreiche Thätigkeit der Festbehörde, Bewillkommnung der auswärtigen Sänger, Ueberreichung der Bundesfahne an den Festpräsidenten, ein Schlußchor, der gestern Abend sogar zweitheilig war und aus der Absingung der Lieder „Das ist der Tag des Herrn" und „Hail Columbia" bestand. In gehobener Stimmung ziehen die Sangesbrüder nach Beschluß der Begrüßungsfeier in ihre Hauptquartiere ein und pokuliren und kommersiren bis zum Anbruch des neuen Tages oder wohl gar noch länger. Die Eröffnung ist gewöhnlich der schönste Theil des Festes. Noch ist keine Mißstimmung aufgetaucht. Noch herrschen echte Sangeslust und das Gefühl der Brüderlichkeit unter den Mitgliedern der einheimischen, wie der auswärtigen Vereine. Das Preissingen hat sich noch immer als Zankapfel für die zum Nordöstlichen Sängerbund gehörenden Vereine erwiesen. Diesmal hat der Wettbewerb um den Kaiserpreis schon vorher viel Staub aufgewirbelt. Viel mehr Unzufriedenheit steht zu erwarten, nachdem die Entscheidung getroffen sein wird. Haben sich doch einige Vereine der Mitwirkung professioneller Sänger versichert und erwarten nun mit Hilfe dieser gedungenen „Kälber" als Sieger aus dem Wettstreit hervorzugehen. Es wird den Direktoren des Nordöstlichen Sängerbundes in der heute in Brooklyn stattfindenden Delegatensitzung nichts anderes übrig bleiben als in dieser Angelegenheit Stellung zu nehmen. Hat die jeweilige Festbehörde nicht die Macht, den unehrlichen Wettbewerb zu verhindern, so sollte sie vielleicht der Frage näher treten, ob es im Interesse des ferneren Bestehens der Städtevereinigungen, und somit des Nordöstlichen Sängerbundes, nicht besser sei, das Preissingen der Einzelvereine bei künftigen Sängerfesten zu unterlassen. Dann würde jeder Verein die nöthige Zeit haben, sich im vollen Maße dem Studium der Massenchöre und dem der Preislieder der Städtevereinigungen zu widmen, und die Konzerte des Nordöstlichen Sängerbundes würden dann vielleicht zum erstenmale ihren Zweck voll und ganz erfüllen, nämlich durch vollendeten Vortrag volksthümlicher Lieder seitens einer gewaltigen, gut vorbereiteten Sängerschaar einen erhebenden Eindruck auf die Hörer auszuüben. Außerdem würden damit die stetig bei den Sängerfesten entstehenden Mißhelligkeiten im Keime erstickt sein, und der Pflege der Gemüthlichkeit würde mehr Raum gegönnt werden können. Der Schwerpunkt der großen Sängerfeste liegt hier, wie drüben, in der markigen, zündenden Durchführung der Massenchöre. Die Pflege des Vortrages dieser Chöre sollte weit gewissenhafter und emsiger betrieben werden, wie die Vorbereitungen für das Preissingen. Für das Brooklyner Fest war es umgekehrt der Fall. Das ist deßhalb doppelt zu bedauern, weil eine vorzügliche Auswahl von Chorliedern für den Massenmännergesang getroffen worden ist. Das Festprogramm weist vier größere Chorwerke mit Orchesterbegleitung, sowie acht à capella-Chöre auf. Von den ersteren bietet wohl der Kirchl'sche Festgesang „Wacht auf, es taget!" die meisten Schwierigkeiten, die aber lediglich in den exakten verschiedenen Einsätzen der vier Stimmen bestehen. Diese wirksame Komposition schildert in machtvoll dramatischem Aufbau den Sieg der Wahrheit über die fanatischen Unterdrücker jeglichen freien Geisteslebens im Anschluß an die Reformation und deren Vorgeschichte. Ein ähnliches Sujet behandelt der Hermann Spielter'sche Chor „Im Lager der Bauern". In ungemein charakteristischer Weise führt der Komponist die Hörer schon in den ersten Takten in die kriegerische Stimmung der verhetzten aufrührerischen Bauern ein. Treffend weiß er durch dumpf grollende Oktavengänge der Unzufriedenheit der wegen ihrer traurigen Lebenslage mit der Obrigkeit habernden Bauern Ausdruck zu verleihen; ergreifend und wahr erklingt in den kurzen Zwischenspielen des Orchesters das trotzige wilde Aufbäumen der in allen Fasern erregten Gemüther gegen die Ungerechtigkeit der erzwungenen Frohndienste; effektvoll vereinigen sich unter eigenartiger instrumentaler Begleitung alle Stimmen in dem Schlachtruf „Werft nieder die Knechtschaft, den alten Brauch, der Luther von Witteberg gönnt es uns auch!" zu der in mächtigem Unissino dahinbrausenden Lutherischen Melodie „Ein feste Burg ist unser Gott", bis das Werk mit einem Hymnus an die Freiheit in kraftvoll vierstimmigem Satze einen würdigen Abschluß findet. Eine ebenso einfache wie ansprechende Komposition ist der markige, auch den Chicagoer Sängern wohlbekannte Franz Abt'sche „Siegesgesang der Deutschen nach der Hermannsschlacht", welcher sowohl infolge der geschickten Stimmführung als auch wegen der die Situation trefflich kennzeichnenden Gestaltung stets des tiefsten Eindrucks auf das große Publikum sicher ist. Als von prächtigster Wirkung dürfte sich auch der bekannte Attenhofer'sche Chor „In einer Sturmnacht" erweisen, ein liebenswürdiges Werk, das besonders durch seine süßen, bestrickenden Melodien die Herzen der Hörer gefangen nimmt. Der Komponist hat es in jenen Stellen ebenso vortrefflich verstanden, namentlich stimmlich gewaltige dramatische Effekte hervorzubringen, in denen er das Brausen des Sturmes, das Beben der Erde, das Wogen des Meeres musikalisch illustrirt. Der Höhepunkt des Werkes aber liegt in dem äußerst gelungenen Schlußgebete, zu welchem sich in innigem Flehen ein Baritonsolo mit begleitendem Chore bei der Textstelle vereinigt: „Herr Gott, in Deine Hand gelegt sei jedes Schiff, das Menschen trägt, o laß es nicht zerschellen!" Von à capella-Chören erscheinen auf dem Programm die längst den Deutschen in der neuen Heimath zum Eigenthum gewordenen Silcher'schen Lieder „Der Barde" und „Die Loreley", „Grüße an die Heimath" von Kromer, „Mutterliebe" von Voigt. Das zündende Spicker'sche „Das alte Mütterchen", das melancholische amerikanische Volkslied „Mein alt Kentucky Heim" von Foster, das letztere in der Bearbeitung von van der Stucken, haben in den letzten Jahren eine so allgemeine Verbreitung gefunden, daß diese schon für ihren Werth spricht. Ein abschließendes Urtheil über die für das Nordöstliche Bundesfest ausgewählten Massenchöre dürfte somit dahin zusammenzufassen sein, daß sie äußerst wirkungsvoll und dabei doch leicht singbar sind.

* * *

Bezüglich der Ehrengabe, eine vergoldete Lyra, welche der Nordamerikanische Turnerbund dem Nordöstlichen Sängerbund als Gegengeschenk für den übersandten Lorbeerkranz gestiftet hat, werden die Bundesdelegaten in ihrer heute stattfindenden Tagsatzung von der Festbehörde ersucht werden, dieses Ehrengeschenk, gleich dem vom deutschen Kaiser gesandten, zu einem Wanderpreis zu machen und es als zweiten Preis des Kaiserpreissingens zu bestimmen.

* * *

Mit den verschiedenen Musikschulfeierlichkeiten ist die Chicagoer Konzertsaison nunmehr vollständig zum Abschluß gebracht worden. Die letzte größere derartige Veranstaltung war das am letzten Donnerstag in der Zentral-Musikhalle abgehaltene Semesterschluß-Konzert des „Balatka Musical College", bei welchem die Mitwirkenden — Barbara Gerold, Elna Peterson, Hazel Stayer, Genevieve F. Webster, Estelle Yearick, Ida Bremen, Ida Stein, Eva Shapiro, Lillie Martin, wie auch Karl Rohles und H. L. Waterous — mit ihren Leistungen dem Institut, in welchem sie ihre musikalische Ausbildung erlangt, alle Ehre machten. Nach Erledigung des Programmes wurden von Pastor Dr. A. A. Hirst die Diplome an die Ausscheidenden und die goldene und diamantbesetzten Medaillen an die preisgekrönten Schüler und Schülerinnen vertheilt.

(Mitgetheilt.)

Ein Festbericht.

Als Nachklang vom Philadelphia'er Bundesturnfest erlaubt sich der „Vorwärts Turnverein" seinen Mitgliedern und Freunden folgenden Bericht zu geben:

Montag, den 18. Juni, gegen 12 Uhr Mittags, versammelten sich die Aktiven und Bären, 48 an der Zahl, in ihrer prächtigen Halle, Nr. 1168 W. 12. Str. Hier hatte der beliebte Verwalter, Hr. Hennig, dafür gesorgt, daß sich die Jungens durch einen vorzüglichen Lunch und einen kräftigen Trunk für die 2000 Meilen lange Reise erst richtig stärkten. Viele Freunde, Herren und Damen, machten denselben das Scheiden ordentlich schwer, aber dieselben kamen trotzdem nach einem kräftigen Hurrah und Gut Heil richtig um 3 Uhr am Bahnhof der Wabash Linie an, um die fröhliche Turnerfahrt anzutreten. Diese war auf's Beste arrangirt. Vor allen Dingen sollten die Betheiligten alles Schöne und Interessante, was auf der Fahrt mitzumachen war, genießen und zwar mit allen Bequemlichkeiten. Zu dem Zweck hatte der auserkorene Bummelschatzmeister H. Hennig die Spezialcar so ausstaffirt, als gelte es eine Reise um die Welt. An nichts war Mangel. Ein kühler, nie versiegender Trunk, die besten Speisen im Ueberfluß, auf Verlangen sogar importirter Limburger, auch eine Havana stets an Hand. — Hier sei eingeschaltet, daß Herr Hennig im letzten Moment leider die Mitreise wegen Krankheitsfall in der Familie aufgeben mußte, und der Ehrenposten des Bummelschatzmeisters dem Turnlehrer Cobelli übertragen wurde.

Die Fahrt nach Niagara Falls ging unter Gesang und fröhlicher Stimmung von statten. Dortselbst 8 Stunden genügend Zeit, um die Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, von denen die Wasserfälle auf Jeden einen gewaltigen Eindruck machten. Von hier ging es nach Buffalo, mit 6 Stunden Zeit, um die Stadt zu besichtigen. Diese Stadt wurde Abends 8 Uhr verlassen, sodaß wir (nach Bericht eines Aktiven), Mittwoch Morgens in der Feststadt eintrafen. Von den Arrangements dort ist nicht viel zu sagen; es war ja wohl guter Wille da, aber es haperte doch an Manchem, der Fremdenandrang war eben zu groß. Bei dem Preisturnen wurden folgende Resultate erzielt:

1. 9. Vereinspreis.
2. 7 Einzelpreise.
3. 2. Preis für geistiges Turnen
4. 2 Preise und 1 Belobigung im Fechten.

(So viel Einzelpreise wurden bei einem Bundesturnen von einem Verein noch nie erzielt).

Von Ausflügen, die von Philadelphia aus gemacht wurden, seien folgende erwähnt:

Sonntag — Coney Island. Montag — Hudson River bis West Point. Dienstag — Glen Island und New York City.

Denselben Abend ging es dann zurück nach der geliebten Heimath, wo wir Mittwoch Abend 10 Uhr ankamen. Hier aber, das müssen wir sagen, wurden wir geradezu großartig empfangen. Das Willkommen war so schön und kam so vom Herzen, daß wir wirklich ganz entzückt waren. An der Ashland Ave. wurden wir von Vereinsmitgliedern und der 18 Mann starken Militärkapelle von H. Peters in Empfang genommen. Großartig! Dann ging es unter Hurrah und Gesang in kräftigem Turnermarsch zur Halle. Feuerwerk an beiden Seiten der Straße, kein Haus, aus dem nicht ein „Willkommen!" ein „Gut Heil!" herausschallte. Raketen, bengalisches Feuer in allen Ecken, kurzum großartig. An der Halle angekommen, begrüßt von den Damen des Vereins und den Herren, ging es direkt in den prachtvoll dekorirten Saal, wo ein opulentes Abendessen servirt war; hier Empfangsrede von J. Ingenthron, Erwiderung von Ch. Cobelli, Musik, Gesang, Reden bis zum frühen Morgen. Dem Empfangs-Komite, den Herren H. Hennig, G. Schetz, F. Lorenz, J. Danziger und J. Neumann, gebührt warmer Dank, schöner hätten sie es gar nicht machen können.

Wegen grausamer Behandlung.

Wenn die Angaben der Frau Anna R. D. Duffield, welche gegen ihren Gatten Henry K. Duffield eine Scheidungsklage einreichte, auf Wahrheit beruhen, dann war ihr Mann in jeder Beziehung die schlechtere Hälfte, welche mit Messern und Revolvern ein freventliches Spiel trieb. Er war, wie sie angibt, nicht damit zufrieden, ihre Person mit den erwähnten Waffen zu bedrohen, sondern dehnte seine Angriffe auch auf ihre Kleidungsstücke aus, die er mit dem Messer zerfetzte. Unter solchen Umständen sah sie sich genöthigt, die gemeinsame Wohnung, Nr. 4557 Evans Ave., zu verlassen, als sie aber einen Wagen hinsandte, um die ihr gehörigen Haushaltungsgegenstände zu holen, habe der Hausmeister sich geweigert, dieselben auszuliefern.

Henry K. Duffield ist derselbe, welcher kürzlich, wie in der „Abendpost" berichtet wurde, während einer Fahrt in einer Cottage Grove Ave. Car $55,000 in Werthpapieren einbüßte, welche angeblich von Taschendieben gestohlen wurden.

* Das Kloster La Rabida, das als ein Wahrzeichen der Weltausstellung im Jackson Park steht und als ein Sanatorium für Kinder dient, ist wiederhergestellt und eingezäunt worden.

* Inspektor Heidelmeier und seine Mannen besuchten gestern mehrere Wirthschaften an der Wells Str. und konfiszirten eine Anzahl Automaten. Er erklärte, daß er in den letzten zwei Monaten etwa 200 Automaten beschlagnahmt und jeder Schankwirthschaft und sämmtlichen Zigarrenläden Besuche zugedacht habe. Kapt. O'Connor von der Sheffield Revierwache hat Befehl erhalten, seinen Distrikt in derselben Weise abzusuchen.

Ehrenhof und Triumphpforten

Die Veteranen des 34. Armeelagers werden durch dieselben marschiren.

Wie Fehler, die bei der Gestaltung der Kolonnade für das vorjährige Herbstfest gemacht wurden, vermieden werden sollen.

Die große Säulenkolonnade, welche im vorigen Jahre anläßlich der Feier des Herbstfestes errichtet war, erwies sich künstlerisch wohl als ein Meisterwerk; als praktisch vermochte die Anlage derselben aber nicht zu gelten. Die Beleuchtungs-Effekte, vornehmlich die auf weiße Kandelaber plazirten römischen Fackeln, beeinträchtigten die beabsichtigte Täuschung der Beschauer, daß nämlich die Triumphpforten, wie auch die Säulen der Kolonnade, zum Theil aus Alabaster, zum Theil aus weißem, geädertem Marmor hergestellt sein. Die Beleuchtung durch die aus allen Ecken und Enden herausragenden Glühlichter war zu grell, als daß eine Täuschung hätte bewerkstelligt werden können. Auf die riesige Menschenmenge, welche allabendlich während der Festwoche zu beiden Seiten und auf dem Fahrdamm der State Str. auf und abwogte, machte das Flackern der Gasfackeln mehr einen schreckhaften, als festlichen Eindruck. Bei der Anlage der Kolonnade für das Veteranenfest werden diese Fehler vermieden werden. Die Beleuchtung wird wie ein mattes Oberlicht wirken; sie soll dazu beitragen, daß die Triumphbögen und die Kolonnaden sich plastisch vom Hintergrund abheben, der besonders auf der Seeuferfront der Michigan Ave., viel malerischer sein wird, als er an den, von hohen Geschäftshäusern eingesäumten Fronten der State Str. war. Ferner werden die Besitzer der Geschäftshäuser an State Str. diesmal eher, als im Vorjahre beim Herbstfest, daran denken können, ihre Geschäftslokale Abends geöffnet zu halten; da sich der Menschenstrom diesmal nicht in Massen in dieselben hineinwälzen, sondern sich die Michigan Avenue entlang drängen wird. Triumphbogen von dreißig Fuß Höhe und zwanzig Fuß Tiefe werden an den Kreuzungen von Michigan Ave. und Van Buren Straße, wie auch von Michigan Avenue und Park Row — den beiden Endpunkten der Kolonnade — errichtet werden. Sie sollen sich über die gesammte Breite der Straße, von einer Front bis zur anderen, spannen. Der eine wird mit plastischen Emblemen der Veteranen-Armee, der andere mit solchen der Bundesmarine verziert werden. Die Namen der bekanntesten amerikanischen Heerführer werden in den Panels der inneren Plafonds, wie auch auf dem Fries des äußeren Säulenaufbaus der Triumphbogen in Relief prangen. Auf jedem Aufbau soll eine Quadriga, welche die Ruhmeskönigin im Siegeswagen zieht, aufgestellt werden. Das Säulenwerk wird selbstverständlich aus „Staff" hergestellt, jenem Material, welches dem wunderbaren architektonischen Schmuck der Weltausstellung ein so herrliches, marmorartiges Aussehen verlieh, daß dieselbe schließlich von Künstlern, wie Laien „Die Weiße Stadt" genannt wurde. Zu den plastischen Verzierungen soll das als „Plaster of Paris" bekannte, dauerhafte Material verwendet werden. Die runden Säulen der Kolonnaden werden korinthische Kapitäler tragen und mit Wappenschildern und Fahnengruppen verziert sein. Die große, für die Ehrengäste bestimmte Tribüne soll zu beiden Seiten von einem von vier korinthischen Säulen getragenen Aufbau flankirt sein, auf welchem sich ein riesiger Adler mit ausgebreiteten Flügeln auf einer Erdkugel befinden wird. Die Erdkugel soll illuminirt, Beleuchtungseffekte sollen auch durch riesige Scheinwerfer, von dem Aufbau der Triumphbogen aus manipulirt, hervorgebracht werden. Auch für die Logen des Präsidenten und der Ehrengäste auf der großen Tribüne ist wirkungsvoller plastischer Schmuck, wie auch reiche Fahnentuch-Verzierung in dem von den Architekten Wilson und Marshall geschaffenen Entwurf vorgesehen worden. Zur Ausführung desselben wurde die Summe von $25,000 bewilligt; ein Beitrag von $10,000 zu derselben wurde von der Stadtverwaltung angewiesen. Dem auch in deutschen Kreisen vortheilhaft bekannten Bildhauer Richard W. Cock wurden die plastischen Arbeiten übertragen. Die Ausführung der Holzarbeiten hat der Bauunternehmer W. F. Behel übernommen.

Halloway's Vertheidigung.

William Halloway, welcher wegen der Ermordung von Benjamin E. Holmes zu 25jähriger Zuchthausstrafe verurtheilt wurde und, nachdem er drei Jahre gesessen hatte, einen neuen Prozeß erhielt, erzählte gestern vor Richter Brentano auf dem Zeugenstand, daß George Pope, ein Farbiger, der wegen Raubes nach Joliet gesandt wurde, ihm, nachdem Holmes ihn niedergeschlagen, einen Revolver reichte, damit er damit auf Holmes schießen könne. Pope, der ebenfalls nach Chicago gebracht worden war, um Zeugniß abzulegen, leugnete nicht, daß er Halloway den Revolver reichte, behauptete aber, daß Halloway ihn darum ersuchte.

Holmes wohnte Nr. 68 Polk Str. Am Abend des 4. Oktober 1892 betrat Halloway, dessen Wohnung, und verlangte, Kittie Walker zu sehen, die mit Holmes zusammen wohnte. Holmes widersetzte sich, und es kam zu Thätlichkeiten. Der Behauptung Halloways zufolge wurde er von seinem Gegner zu Boden geschlagen, und machte dann erst von dem Revolver Gebrauch. — Die Jury, welcher der Fall kurz nach fünf Uhr zur Berathung übergeben wurde, einigte sich schon binnen einer halben Stunde auf einen Wahrspruch. Derselbe lautet auf Schuldig und setzt das Strafmaß auf Zuchthaushaft von 14jähriger Dauer fest.

* Die Mitglieder der „Western Society of Civil Engineers" und ihre Freunde machten gestern eine Vergnügungsfahrt auf dem Abwasserkanal. Chef-Ingenieur Randolph fungirte als Führer, und Ossian Guthrie zeigte den Gästen die Stelle, wo Marquette im Winter von 1674—75 kampirte. Die Ausflügler waren von der Großartigkeit der Anlage entzückt und bezeichneten den Kanal als eines der Wunder dieses Landes.

* Die Leichenschau in dem Fall des siebenjährigen John Conklin, der von seiner Mutter mittels Gas umgebracht wurde, ist bis zum 7. Juli verschoben worden, damit die Frau, die sich im Deutsch-Amerikanischen Krankenhause langsam von den Wirkungen des Gases erholt, anwesend sein kann.

Bevorstehende Strafprozesse.

Der Staatsanwalt will unter den schwebenden Fällen aufräumen.

Die Staatsanwaltschaft hofft bis Ende Juli alle noch schwebenden Fälle zu erledigen. Darunter befinden sich die Prozesse gegen George P. Gubbins, den Präsidenten der Brißlayers and Stonemasons' Union, u. A. wegen Aufreizung, thätlicher Angriffe u. s. w., den Legislatur-Abgeordneten John F. O'Malley, der den ehemaligen Alderman „Billy" Lyman durch Revolverschüsse verwundete, George Hendrik, der den Polizeisergeanten „Jim" O'Connell erschossen haben soll, Charles Peaslee und J. W. Johnston, die den Einsturz des Coliseums verschuldet haben sollen, den Bankier W. A. Paulsen, der trotz bewußter Zahlungsunfähigkeit Einlagen entgegengenommen haben soll, Jacob Kesner, der angeblich den früheren Stadtverordneten „Billy" Mangler zu bestechen versuchte, u. A.

* * *

Dr. Michael Regent und Genossen, die in Verbindung mit dem Betrieb der als „Knights and Ladies of Security" bekannten Versicherungsgesellschaft wegen Verschwörung in Anklagezustand versetzt wurden, werden sich am 9. Juli vor Richter Baker verantworten müssen.

* * *

Charles E. Lutz wurde gestern auf seinen Wunsch hin ohne Weiteres zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt. Diese Strafe hatten die Geschworenen wegen der Ermordung seiner Schwägerin Margarete Lutz über ihn verhängt.

* * *

Die Thore des Zuchthauses werden sich für den Strohbürgen A. F. Burns öffnen, da Richter Hutchinson sich geweigert hat, sein Urtheil beiseite zu setzen.

* * *

August Boehm, der des Verlassens seiner Gattin überführt wurde, hat ein neues Verfahren beantragt.

* Mehrere Bürger, welche in der Nachbarschaft der La Salle Ave. und Ontario Str. wohnen, beklagten sich gestern beim Inspektor Heidelmeier darüber, daß allnächtlich durch anhaltendes Pianospiel in der Wirthschaft von Charles Eberhardt in ihrer Ruhe gestört würden. Eberhardt wurde vom Inspektor zur Rede gestellt, und meinte, daß er nur wöchentlich einmal Musik habe, und sich dann jedesmal hierzu die polizeiliche Erlaubniß hole. Die Polizei wurde jedoch angewiesen, ein scharfes Auge auf ihn zu haben.

Todesfälle.

Nachfolgend veröffentlichen wir die Liste der Deutschen, über deren Tod dem Gesundheitsamte zwischen gestern und heute Meldung zuging:

Bartsch, Ernst G. A., [illegible] J., 6901 Stewart Ave.
Holdhusen, Fred., 50 J., 481 N. Paulina Str.
Kohn, Charles, 71 J., 1203 S. Claremont Ave.
Etzel, Elmer, 8 J., 851 W. 12. Str.
Metzinger, D. W., 28 J., 4733 Bishop Str.
Boland, Margaret, 21 J., 13[illegible] S. Peoria Str.
Dahl, William, 9 J., 3938 Armour Ave.
Rasmussen, Sene, 21 J., 977 N. Rockwell Str.
Decker, August, 64 J., 5311 Campell Ave.
Turk, John, 82 J., 1151 Monroe Str.
Hoinesdorf, Angela, 50 J., 294 W. Belmont Ave.
Wahl, Elisabeth, 30 J., 837 Noble Ave.
Metzdorf, Josephine, 19 J., 90 Howe Str.
Clements, Rosa, 54 J., 45 N. May Str.
Meier, Margarethe, 10 J., 3371 Ridge Ave.
Koller, Mary, 31 J., 1646 W. 22. Str.
Borer, Margaret, 67 J., 1157 W. 67. Str.

Bau-Erlaubnißscheine

wurden ausgestellt an:

John A. Amquist, 3stöck. Brick-Apartment-Gebäude, 5407—9 Indiana Ave., $16,000.
J. Blazneay, 1stöck. Frame-Cottage, 7740 Dobson Ave., $1400.
H. C. Coll, 1stöck. Brick-Fabrikgebäude, 1219 Newport Ave., $1400.

Der Grundeigenthumsmarkt.

Die folgenden Grundeigenthums-Uebertragungen in der Höhe von $1000 und darüber wurden amtlich eingetragen:

Potomac Ave., 192 Fuß westl. von Hoyne Ave., 25¼×119, N. J. Jensen an John G. Stahl, $8000.
Kedzie Ave., Südwest-Ecke Noble Ave., 72×123, W. Heinemann an Henry Wagner, $4,450.
Kedzie Ave., 50 Fuß südl. von Cortland Str., 25×177, C. A. Peters an S. A. Bohnenberger, $[illegible].
Superior Str., 312 Fuß östl. von Paulina Str., 24×120¼, John G. Stahl an N. J. Jensen, $3000.
Ridgeway Ave., 150 Fuß südl. von 19. Str., 25×125, L. H. Schultz an M. Fendl, $1000.
Cortez Str., 126 Fuß westl. von N. 40. Ave., 25×126, und andere Grundstücke, C. H. Tebbetts an Frederick A. Phillips, $6000.
Loomis Str., 96 Fuß südl. von 16. Str., 25×100, J. W. Hubka an F. Matousek, $4000.
13. Place, Südwest-Ecke Union Str., 25×90, J. Cerny an J. E. Rich, $2,200.
Kedzie Ave., 502 F. nördl. von 47. Str., 267×812, H. Daley an James E. Daly, $3000
El. Str., 121 F. östl. von May Str., 24×125, C. F. Schultz an W. Baß, $4800.
LaSalle Str., Südostecke 59. Str., 72×122, W. L. Schrader u. A. durch M. in C. an W. S. Hefferan, $1639.
Woodlawn Ave., Nordostecke 58. Str., 60×180, T. A. Dungan an Ida M. Hunter, $9000.
Leland Ave., Südostecke Robey Str., 85×142, und anderes Grundeigenthum, F. R. Kirkham an Chas. M. Wheeler, $20,000.
Homan Ave., 24 F. nördl. von 29. Str., 25×125, R. Bick an M. Hora, $1300.
Woodlawn Ave., 215 F. südl. von 57. Str., 10×180, M. W. Gray an John A. Roche, $1250.
Washington Park Pl., 100 F. nördl. von 50. Str., 25×97, J. W. Dubach an Flora F. Altman, $10,500.
Garfield Boul., Nordostecke Shields Ave., 133×126, John V. Stanmour u. A. durch M. in C. an Rebecca T. McCullough, $57,800.
Kinzie Str., Südostecke N. Clark Str., 80×00, Delia Livingston u. A. durch M. in C. an die Berkshire Life Insurance Company of Pittsfield, Mass., $64,000.
Ashland Ave., 743 F. südl. von 72. Str., 25×121, C. Killman an H. L. Paesler, $1000.
Halsted Str., 400 F. südl. von 31. Str., 25×125, N. E. Sheer an Clara Killman, $3000.
Bishop Str., 210 F. südl. von 47. Str., 25×124, C. Kelch an Frank Abert, $1250.
Spaulding Ave., 150 F. südl. von Cortland Str., 25×177, F. Abert an C. Kelch, $1800.
Throop Str., 216 F. nördl. von 18. Str., 24×125, T. Hruby an R. Fontana, $2000.
Irving Ave., Südwestecke Cornelia Ave., 25×124, Mathilda B. Roeder an Bertha Lambrecht, $2500.
Rockwell Str., 150 F. südl. von Wabansia Ave., 25×125, Charles Lee Caswell an Ole Thoreson, $2300.
Wilmot Ave., 144 F. nordwestl. von Leavitt Str., 24×100, J. Mucher an Katharina May, $1750.
Clybourn Ave., 24 F. südöstl. von Cooper Str., 25×100, Hans Aigner an Carl Schildein, $2300.
Van Buren Str., 176 F. westl. von S. 43. Ave., 25×124, S. M. Gunderson an Charles McNett, $5250.
48. Str., Südwestecke Wallace Str., 48×125, Carrie Agnes Berkshire an Corinne Berkshire, $1.
Fifth Ave., 275 F. nördl. von 51. Str., 24×121, Sarah B. Bodtker an Charles E. Schaufsler, $3000.
Lake Shore Dr., Südwestecke Bellevue Pl., 146×170 Illinois Trust and Savings Bank an Harold F. McCormick, $180,000.
Dasselbe Grundstück, Jessie Norton Torrence Magoun an Harold F. McCormick, $1.
13. Pl., 200 F. westl. von Jefferson Str., 100×173, St. Ignatius College of Chicago an die Stadt Chicago, $40,000.
Champlain Ave., 90 F. südl. von 64. Str., 119×122, Francis B. Peabody und Frau und James L. Houghteling und Frau an Julius O. Becraft, Dowagiac, Mich., $45,000.
Albert Anderson, zwei 1stöck. Frame-Cottages, 1515 und 1517 N. Hamlin Ave., $2000.

Heiraths-Lizensen.

Folgende Heiraths-Lizensen wurden in der Office des County-Clerks ausgestellt:

Anton Lisehamer, Rose Wolak, 27, 19.
Andrzy Cisielski, Theresa Bykowska, 26, 19.
John Kearns, Catherine Vaughan, 44, 42.
John Mulder, Carrie de Ridder, 21, 18.
George Welch, Mary West, 23, 21.
John F. Hauth, Mary Wegener, 45, 38.
Wiiam Kuhrt, Emma Wehrman, 24, 19.
Frank Stanek, Antonia Sojka, 21, 23.
Gottlieb Helmcher, Margareta Hardt, 43, 27.
Bergl B. Laska, Marguerite D. Gardener, 27, 27.
Reinhold Ortmann, Elizabeth Schmidt, 31, 31.
George E. Guy, Mae Campbell, 38, 22.
August C. Baumann, Minnie Baik, 24, 21.
Frank Fogelmann, Martha A. Pagels, 24, 24.
Herbert B. Judd, Mabel J. L. Kearsey, 25, 21.
Frank E. Abrahamson, Clara Peterson, 30, 38.
Theodore Schon, Appie Kroschuke, 43, 42.
John B. Grommas, Clara [illegible], 24, 20.
William Timmermann, Lena Wehling, 22, 18.
William W. Fleming, Lucy Galleway, 38, 25.
August Frobel, Natalie Peterson, 36, 36.
George D. Feinwick, Sarah G. Johnson, 27, 27.
George W. Worthy, Eliza M. Gaddes, 29, 19.
Martin Wolf, Ida Johnson, 26, 18.
Isidor Sommerfeld, Jeanette Badt, 33, 27.
Bailey H. S. Hedges, Cora Callahan, 43, 30.
Simon May, Jennie Weil, 63, 34.
Joseph Pfister, Emma Reveler, 33, 35.
John Richards, Jennie Young, 33, 26.
Leonard E. Peterson, Carrie Hanson, 24, 21.
Joseph Rihs, Minna Schlichemaier, 41, 33.
Lawritz P. Lingard, Mattie K. Hansen, 21, 22.
Charles Kock, Annie Valentine, 32, 20.
Aaron G. Dunduni, Nettiebelle D. Spicer, 36, 28.
Samuel Thompson, Alma Huber, 21, 19.
John Zasadel, Annie Machanek, 21, 18.
John Peterson, Annie Anderson, 36, 35.
Charles A. Wettengel, Lillie J. Sergeant, 27, 23.
Erwin Rowe, Margaret Hennessy, 32, 1.
John G. Clarkson, Lulu A. Dentlof, 28, 18.
William F. Seipp, Lydia Baumann, 33, 19.
Franciszek Longarda, Leonia Wojbonroz, 26, 18.
Frank Kowalski, Leona Szymczewska, 27, 19.
Michele Mirchangelo, Rosina Cilisio, 27, 20.
Fred Hohn, Kate Heinindinger, 39, 30.
Charles A. Carlson, Ellen Borg, 26, 33.
Alfred H. Coxhead, Beulah J. Dixon, 23, 23.

Vergnügungs-Wegweiser.

Studebakers.—Suppés Operette „Boccaccio“ in Englisch.
Powers.—Geschlossen.
Grand Opera House.—Geschlossen.
McVickers.—„Hearts are Trumps“.
Great Northern.—„The Dairy Farm“.
Dearborn.—„The Burgomaster.“
Bismarck-Garten.—Allabendlich Konzerte von Bunges Orchester und einer ungarischen Kapelle.
„Rienzi“-Konzerte jeden Abend und Sonntag Nachmittag.
Sunnyside Park.—Hopkins' Vaudeville-Gesellschaft.

Für müßige Stunden.

Preisaufgaben.

Gleichklang (371).

Eingeschickt von Frau Neu, Whiting, Ind.

Dem deutschen Seemann bin ich der sichere Port,
Doch zieht's ihn hinaus, geh' auch ich mit ihm fort;
Er führt mich durch's Meer, auf mir ruht sein Glück,
Und segelt er heim, geh' ich in mich zurück.

Buchstabenräthsel (372).

Von C. L. Scharien.

Zur kranken Mutter Lieschen sprach:
„Darf mit ihm ich zur — gehen?
Ich sehe Verdis Troubadour
Für heut' auf dem Programme stehen.“
Die Kranke spricht: „Wohin du möcht'st—
Ein Zeichen wirf hinein.
Bring dann das Wort mir, liebes Kind,
Lass' heut mich nicht allein.“

Wort- oder Scherzräthsel (373).

Von G. Michael, Hammond, Ind.

In Michigan und weit im Norden,
Da findest Du vom Ersten viel,
Auch find'st Du es an andern Orten,
Sogar beim schönen Kartenspiel.

Hübsch auf dem Zweiten mußt Du gehen,
Obgleich Dir's oft nicht passend ist,
Nur mußt Du allzeit stets drauf sehen,
Daß Du nicht auf dem Ganzen bist.

Quadraträthsel (374).

Von Geo. Rüdiger, Chicago.

	1	2	3	4
1	A	A	A	A
2	D	D	E	E
3	E	I	M	N
4	L	L	L	L

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten und senkrechten Reihen gleich lauten:

1 liebt ein schönes 2.
3 liebt ihren treuen 4.

Schieberäthsel (375).

Von Ildephonso v. Dastis, Chicago.

Erlaubniss,
London,
Stuart,
Derwisch,
Estragon,

Die Wörter sind so lange seitlich zu verschieben, bis zwei senkrechte Buchstabenreihen den Namen eines Boerenfeldherrn ergeben (die erste Reihe den Vornamen, die zweite den Geschlechtsnamen).

Rösselsprung (376).

Eingeschickt von A. Mörl, sen., Chicago.

na-	spre-	ver-	füllt	wenn	quillt	chen	völ-
sohn	in	tur	sei	lei-	ker	kühn	der
chen	der	chern	schon	er-	wie-	die	von
bü-	ber	Bu-	te-	ganz	spricht	se-	sie
le	men-	von	Gott	ten	ten	der	nicht
lie-	ches	Bü-	na-	tur	was	laut	der
schen	vie-	na-	al-	doch	der	glaub	Spur
der	cher	nur	Gar	tur	das	aus	in

Nebenräthsel.

Anagramm.

Beugen sich mußte dem Joch des alles bezwingenden Korsen
Selbst jenes Riesen Gewalt, welchen das Räthsel Dir nennt;
Aber nicht blutig und ...er ein Werk der Kultur und des Friedens
War die Eroberung hier, wenn sie auch diente dem Krieg,
Denn auf geebnetem Wege ließen sich leichter die Heere
Führen entgegen dem Ziel, welches den Ruhmsücht'gen lockt. —
Raubst Du den Kopf wie den Fuß und schüttelst die Zeichen,
Glaubst Du, wenn Orthographie Dir nicht zu strenges Gebot,
Dich zu den Göttern versetzt, beobachtest Zeus und die Gattin,
Hütest Dich, daß nicht ein Pfeil Amors, des Schalkes, Dich trifft,
Lauschest Apoll und den Musen und schlürfest im Geiste den Nektar,
Den dem erhabenen Kreis eifrig kredenzt Ganymed.

Räthsel.

Eingeschickt von Frau A. Milling, Chic.

Die Schönen von Sevilla,
Mit Fächer und Mantilla,
Was war'n sie gegen mich?
In allen Männerherzen
Entfacht ich Liebesschmerzen,
Viel Streit entstand durch mich.
Da ward ich einst erstochen,
Mein Liebster hat's verbrochen,
Doch niemand mich vergißt;
Denn Ehr' und Ruhm verliehen
Mit seinen Melodien
Hat mir ein Komponist.

Zahlenräthsel.

Von Frau Anna Linkel, Chicago.

1 2 3
4 5 6 3 7
1 3 8 6 9 10 3 7
6 11 4 7 12 3 7
2 13 13 3 11
7 14 10
3 2 7 9

Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen, und man wird als Ergebniß ein in Zecherkreisen oft gehörtes Wort erhalten.

Silbenräthsel.

(Fünfsilbig.)

Von Chas. Roux, Chicago.

Von der Ersten ragt in der Stadt am Rhein
Ein Wahrzeichen hoch in die Luft hinein;
Von dort ist das Ganze nicht mehr sehr fern,
— In meiner Zweiten, da weil' ich gern. —
Den Nachen verlass' ich an jenem Ort,
Und setze die Wand'rung per pedes fort;
Doch eh' mir gelingen die letzten Zwei,
Bricht mir mein Boot in der Mitte entzwei.

Buchstabenräthsel.

Von J. D., Chicago.

Anstatt der Zahlen setze man Buchstaben, die dann folgende Wörter ergeben:

1.) 10 7 3 7 8 Eine Pflanze.
2.) 2 8 8 2 Einen männl. Vornamen.
3.) 5 3 7 1 1 9 Eine ArtVerschluß.
4.) 6 7 8 8 9 Ein Nagethier.
5.) 7 7 3 Einen Fisch.
6.) 8 9 3 3 9 6 Ein Küchengeräth.
7.) 9 3 7 7 3 7 Einen weibl. Vornamen.
8.) 10 7 7 3 9 Fluß in Deutschland.
9.) 5 7 1 1 9 Ein Kleidungsstück.
10.) 9 3 10 8 9 6 Einen Vogel.
11.) 5 7 6 8 9 Ein Spielzeug.
12.) 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 Einen in der Poesie verherrlichten griechischen Herrscher.

Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben der Reihen 1 bis und mit 8, von oben nach unten gelesen, den Namen eines griechischen Weisen.

Lösungen zu den Aufgaben in voriger Nummer:

Räthsel (365).
Der Spiegel.
Richtig gelöst von 48 Einsendern.

Buchstabenräthsel (366).
Mammon — Marmor.
Richtig gelöst von 60 Einsendern.

Silbenräthsel (367).
Bank — Noten, Banknoten.
Richtig gelöst von 56 Einsendern.

Schelm-Zauberquadrat (368).
Hase, Amor, Solo, Eros.
Richtig gelöst von 54 Einsendern.

Kreuzräthsel (369).
Ball, Saba, Lenz, Base, Abel.
Richtig gelöst von 55 Einsendern.

Bilderräthsel (370).
Je kleiner der Kerl, desto größer der Mund.
Richtig gelöst von 51 Einsendern.

Richtige Lösungen

sandten ein:

„De Klokfnut“ (6); Frau Minnie Kreutzberg (6); Martha Keller (1); Frau M. Wiese (4); L. Schmalholz (5); John L. Prell, Elmhurst, Ill. (1); Geo. Herwig (5); Frau Minnie Torge (6); Helene Schirmer (1); „Rieckchen“ (6); Frau Bertha Knuepfer (3); Frau Neu, Hammond, Ind. (5); Frau Virginie Kemmet (5); Frau Bertha Loeschmann (6); Ernst Kroeger, Davenport, Ja. (3); Frau Elise Huebner (3); Frau Anna Pinnow, Maywood, Ill. (5); Henry Al. Palm (6); W. Becker (4); „Johanna“ (3); Frau Bertha Liebich (5); Frau Anna Glattacker (5); J. E. Weigand (6); Ferdinand Joggerst (4); Theo. E. Goebel (6).

J. J. Hennecke (6); Anna Consoer (6); Frau Dora Bockenthal, Pullman (4); Frau Martha Huber (6); G. Michael, Hammond, Ind. (5); Frl. Marie Räße (5); F. E. Pich (5); Frau Chas. Bachrodt (4); W. Schaper (5); Frl. Myra Loewenthal (2); Frau Magdal. Helbich (3); Rudolf Schweitzer (5); Frau F. L., Davenport, Ja. (6); Geo. Geerdts, Maywood, Ill. (6); Frau L. Münster (5); Frau Emmy Ketelsen, Davenport, Ja. (6); Franz A. Mueller (5); A. F. Hintze (6); Fritz Allner (6); Alma Boehme (6); E. Normann (3); Frau Jos. Kredler (3); Frau B. Zimmermann (3); C. L. Scharien (6); E. Weiße (5).

Frau B. Knuepfer (1); Anton Jaeschke (6); Frau H. Froehlich (6); Arthur Boettger, Hammond, Ind. (5); A. Moerl, sen (5); Henry Langfeldt, Joliet, Ill. (3); Frank Koepke (2; Frau Marie Lange (6); H. Timm (6); Chas. Roux (6); Michael Schmitt (4); J. E. Moser (4); Frau A. Milling (5); Frl. Marie E. Glick (2); Frau Paulina Gebauer (4); Henry Fischel (5); Frau Roetzheimer (5); Frl. Charlotte Druehl (6); H. Draeger, Davenport, Ja. (3); Frau Therese Klar (1); „Frau B. in Chaney (?)“, Clinton, Ja. (2); Jacob Brack (6); Ida Reuter (2); F. L. Graf (5); Frau Emmy Klenke (4); „Hansl“ (6).

Prämien gewannen:

Räthsel (365). — Loose 1—48: Frau Jos. Kredler, 735 Byron Str., Chicago; Loos No. 34.

Buchstabenräthsel (366). — Loose 1—60: Chas. Roux, 379 Sedgwick Str., Chicago; Loos No. 50.

Silbenräthsel (367). — Loose 1—56: Anton Jaeschke, 194 DeKoven Str., Chicago; Loos No. 38.

Zauberquadrat (368). — Loose 1—54: F. E. Pich, 209 Nebraska Ave., Chicago; Loos No. 23.

Kreuzräthsel (369). — Loose 1—55: Frau Neu, Hammond, Ind.; Loos No. 10.

Bilderräthsel (370). — Loose 1—51: Frau Martha Huber, 885 W. Eddy Str., Chicago; Loos No. 23.

Lösungen zu den „Nebenräthseln“ in voriger Nummer.

Geographisches Füllräthsel. — Persien (sollte heißen in Asien), Breslau, Korsika, Bristol, Dresden, Fidschi, Messina, Potsdam, Falster, Glasgow.
Worträthsel. — Busenfreund — Meerbusen.
Räthsel. — Ketten.
Silbenräthsel. — Dortmund.
Worträthsel. — Räthselecke.

Die Nebenräthsel wurden sämmtlich oder theilweise richtig gelöst von:

„De Klokfnut“; Frau Minnie Kreutzberg; Martha Keller; Frau M. Wiese; L. Schmalholz; „Rieckchen; Frau Bertha Knuepfer; Frau Neu, Whiting, Ind.; Frau Bertha Loeschmann; Frau Elise Huebner; Frau Anna Pinnow, Maywood, Ill.; Wm. Becker; „Johanna“: Frau Bertha Liebich; Frau Anna Glattacker; J. E. Weigand; Theo. E. Goebel; Anna Consoer: Frau Dora Bockenthal, Pullman, Ill.; G. Michael, Hammond, Ind.; F. E. Pich; Frau Chas. Bachrodt; Frl. Myra Loewenthal; Rudolf Schweitzer; Frau F. L., Davenport, Ja.; Geo. Geerdts, Maywood, Ill.; Frau Emmy Ketelsen, Davenport, Ja.; Frau A. Mueller; Alma Boehme; E. Normann; Frau B. Zimmermann; C. L. Scharien; E. Weiße; Anton Jaeschke; Frau H. Froehlich; A. Moerl, sen; Frank Koepke; Frau Marie Lange; H. Timm; J. E. Moser; Frau A. Milling; Frau Pauline Gebauer; Frl. Charlotte Druehl; H. Draeger, Davenport, Ja.; Frau Therese Klar; „Frau B. in Chaney (?)“, Clinton, Ja.; Ida Reuter; Frau Emmy Klenke.

Briefe an den Räthsel-Onkel.

Chicago, 26. Juni 1900.

Geehrter Räthselonkel!

Wie ich aus der Räthselecke und der mir zugesandten Postkarte ersehe, habe ich eine Prämie gewonnen. Zwar hatte ich keine Belohnung erwartet, aber wenn einem ein Geschenk zu Theil wird, freut man sich doch darüber, und so geht es auch mir. Meinen herzlichsten Dank nebst Gruß für Sie und die Räthselecke. Achtungsvoll

Frau Bertha Loeschmann.

Chicago, 26. Juni 1900.

Min leiw Kahlkopp!

Du heſt doch woll nischt dagegen, wenn ick mi in de Räthseleck schlieken do. Ick bin all old un föhle mick to Tiden recht verlaten, dat heit, wenn ick keene Beschäftigung hebb; aberst wenn ick de Breif lesen do, dei Diene Nichten an Di schriewen dauhn, denn föhle ick mi um tein Johr jünger un beneide Dich sogar.

Gruß von „De Klokfnut“.

Der Räthselonkel.

Chicago, 26. Juni 1900.

Lieber Onkel!

Daß die Männer alle selbstsüchtig sind, das weiß man längst, und darum wundert es mich auch nicht, daß Sie die schöne Geschichte für sich allein behalten wollen, na Schwamm d'rüber. Onkel, das Lieschen ist ein Prachtmädel, vergilt nur immer Böses mit Gutem; kein Wunder, daß es ihr heiß wurde beim Lesen von Hansls Gedicht; ja, die Baiern, die haben immer gleich so viel Feuer, „im Krieg mit'n Schieß'n, in derLieb' mit'n Küss'n“. Na, so soll's auch sein; ein solcher Kuß ist auch was werth, besonders, wenn vorher eine gute Havana geraucht worden ist. Was einem übrigens so eine Zigarre und eine Zeitung für Aerger bereiten kann, das will ich Ihnen noch schnell erzählen. Als ich am Donnerstag, den 21., die „Abendpost“ las, da viel mein Blick auf die Epistel von den Mißvergnügten; na, wer es nicht gelesen, der hole es nach und sage mir, ob es nicht genug ist, einen in Aufregung zu bringen; denken Sie, Onkel, einem Bräutigam acht Tage vor der Hochzeit das Heirathen auszureden, und mit Erfolg, denn der Mann hat die Hochzeit verschoben! Nun, als ich zu Ende gelesen, war ich so von Zorn über den „Grauen“ erfüllt, daß ich das Blatt in Stücke riß, in den Ofen steckte und eben beim Anzünden war, als der Herr Gemahl eintrat, der mich verwundert fragte, weshalb ich bei der Hitze Feuer machen wolle, und als ich ihm den Grund erklärte, da schrie er entrüstet: „augenblicklich holst Du mir eine neue Zeitung!“ — Onkel, was das „augenblicklich“ bedeutet, das weiß nur ich. Alles im Stiche lassend, rannte ich in den nächsten Zeitungsverlag, der übrigens sechs Block entfernt ist, während mein Mamen knurrte; aber, was kümmert das so einen Herrn der Schöpfung, wenn seine arme Frau vor Hunger Kopfweh bekommt; na, als ich endlich ganz erschöpft zurückkam, da war „er“ bereits mit der Mahlzeit fertig, und o! diese Männer! lachend rief er mir entgegen: siehst Du, so kurirt man das böse Blut, und nun zeig' mir schnell den schönen Artikel, den Du verbrennen wolltest. Ich rief halb erstickt: „Hier hast Du Deine verwünschte Zeitung, lies selbst, aber mich lass' in Ruh! nie, nie werd' ich mehr in die Zeitung hinein sehen“. Er aber bestand darauf, daß ich ihm das Bewußte vorlese: in meinen Fingern zuckte es, Onkel, und als ich vor Schluchzen kein verständliches Wort hervorbrachte, da las er selbst, lachte dann noch mehr und rief: „Weib, ärgere Dich nicht, Du bist doch längst unter der Haube!“ — Da mußte ich ihm recht geben, und während ich mich beständig quälte, meine Hand aus der seinen zu reißen, die er sammt der Zeitung wie im Schraubstock festhielt, da fiel mir Ihr Spruch ein, Onkel, „wie Gott will, ich halt still“, und ich gab ihm ein — Busserl. — Mit Lust hätte ich mich nachher selbst dafür ohrfeigen können, ich glaube, ich war nicht zurechnungsfähig, und wissen Sie, er hatte eben die Zigarre weggelegt. O, diese Männer!

Gruß Frau L. M.

Chicago 25. Juni 1900.

Lieber Onkel!

Ihre Herren Neffen sind mir schöne Helden. Erst kommen sie mit großem Geschrei in die Ringbahn gesprengt, um gleich darauf beim Anblicke der Gegner für eine Zeitlang mäuschenstill zu sein, während das stolze, ritterliche Herz vor Schrecken in die Hosen fällt. Zuletzt blicken sie ängstlich und schüchtern auf und flehen um Verzeihung. Da sind die Nichten doch andere Kerle — (bei allen Fehlern, die ihrem Geschlechte anhängen) die beweisen nicht nur Muth, sondern auch Ausdauer—und das verdient ihnen angerechnet zu werden.

Den Neffen.

„Sie haben mich schnöde verlassen,
Die einst mir zur Seite gestritten:
Sie streckten die männlichen Waffen
Vor Weiberzürnen und -Bitten.

„Ein Riff in des Meeres Getose
Trotz' ich noch alleine den Wellen:
Kann ich sie nicht zäumen und bänd'gen,
So sollen an mir sie zerschellen.

„Und bin ich Sieger geblieben,
Zieh' frohgemuth ich von hinnen,
Im friedlichen Thal dann zu rasten,
Wo Bächlein durch Weidenbüsch' rinnen.

„Und aus den Weiden will Körbe
Den Mädchen und Frauen ich binden;
Trinn'n sollen zu Markt' sie sich tragen
Um glückliche Käufer zu finden.“

Apropos: Wenn einer Ihrer Neffen sich sein besseres Theil erwählt hat, ich meine, wenn er statte des Leibes das große Münchener Faß an jener Körperstelle trägt, so darf es nicht befremden, wenn dieser Lastträger ein reges Interesse hat für Alles, was mit dem Gerstensafte eng verknüpft ist. — So ging es unserem Vetter A. W. vor einigen Tagen beim Lesen der erhöhten Bierpreise. — Im Riesenfaß fing es an zu gähren und zu rauschen und die Faßdauben bogen sich, als sollten die Reifen springen. Und wenn schon ich mich durch einen riesigen Seitensprung zum Charly aus nächster Nähe der Explosion rettete, so konnte ich doch folgendem Ausbruch der gährenden Masse mein Ohr nicht verschließen:

„Hab' ich wirklich recht vernommen?
„Ist es denn so weit gekommen?
„Oder war es ohne Zweifel
„Wieder 'mal der Druckerdeiwel,
„Der mir einen Streich gespielt?
„Herr! wie krümmt sich doch mein Magen,
„Keinem Menschen kann ich sagen,
„Welche Angst und welche Schrecken
„Diese Zeitungen erwecken!
„Gott! was wird denn nun aus mir?
„Theurer! theurer wird das Bier!“

Mit Gruß Leopold K.

Chicago, 26. Juni 1900.

Lieber Onkel!

Also etwas Anstößiges dürfte man von mir nicht erwarten, aber wenn man den guten Willen hat, so könnte man sich an meiner todtgeschwiegenen Geschichte doch anstoßen! Allerdings, wenn man den guten Willen dazu hat, stößt der Mensch im Leben überall an.—Wohl weil wir die schlitzäugigen Herrn Feuerwerker mit unserem Hochzoll vor den Kopf gestoßen haben, brennen sie jetzt ihre „Crackers“ daheim selber ab, und bekümmern sich blutwenig darum, ob die zivilisirte Welt Anstoß daran nimmt, daß sie die von deutschen und russischen Offizieren eingelernte, moderne Kriegskunst nun praktisch gegen ihre Lehrer verwerthen. — Ebenso könnten sich Viele daran stoßen, wenn die kleine Brunette im „Burgomaster“ behauptet: „A kiß is nothing and is divided between two“, oder daß man Ihnen mit Mosquito-Cloth beispringen will, während Ihnen Ihr Papier doch so nahe steht.

Sie werden sagen: „Der schmiert wieder einen rechten Kohl zusammen, wie Einer, dem man's deutlich ansieht, daß er das Pulver nicht erfunden hat“. Mache auch gar keinen Anspruch auf die Erfindung dieser Schwarzkunst und würde auch keinen Finger dazu hergeben, wenn ich das bereits populäre rauchlose oder das noch in der Wiege liegende geräuschlose zu erfinden hätte. Etwas Anderes wäre es mit der Erfindung eines Pulvers, das man schadlos dem größten Theil der Menschheit des ganzen Erdballs gerade jetzt eingeben könnte, um das Feuer in den erhitzten Köpfen der nach Pulverdampf Lüsternen zu dämpfen, womit ich mir wenigstens bei einem gewissen Herrn in Washington, der das „decorum“ vor der Herbstwahl so gerne wahren möchte, einen Stein in's Brett legen könnte — vielleicht auch nicht! Darum besser nit! Mit bestem Gruß Ihr Sigmund Fr.

Chicago, 27. Juni 1900.

Bestes Onkelchen!

Was haben Sie mir da für eine schöne Suppe eingebrockt! Ich lasse in verlockenden Harfentönen meinen Liebesgesang erklingen, und Sie erlauben einem Andern, unterdessen unter meinem Namen dieses schändliche Rattenfängerlied zu pfeifen. Kein Wunder, wenn meine herzlose Angebetete kein Vertrauen zu mir gewinnt, und statt ihres eigenen Selbst mir eine Auswahl feuchtkühler Fischweiber, pardon, Nixen bezw. Nymphen, an's feuerheiße Herz zur Abtühlung legen möchte! Sie Schwerenöther sitzen da gemüthlich hinter den Kulissen, ziehen die Fäden, lassen uns als Marionetten tanzen, wie es Ihnen gefällt, und Ihr Herz bleibt ungerührt, wenn der arme Hans—wurst von seiner Xantippe so lange geärgert wird, bis er im Nixenpfuhl sein beklagenswerthes Dasein als Selbstmurderich endet. Und Sie, Sie sind schuld daran! Und die mit„fuhl“enden Bäschen bedauern Sie noch. Ich gäbe wer weiß was darum, könnte ich nur eine Woche Ihre Stelle vertreten (natürlich incognito) und ausfinden, wer hinter gewissen Masken steckt! Sie, Onkelchen, wenn Sie diesen Sommer in die Ferien gehen, überlassen Sie mir Ihre Stelle, gelt? Ich thu's gern umsonst.

Bäschen Louise M. sage ich herzlichen Dank für ihre freundliche Kritik, die um so erfrischender und wohlthuender wirkte, als unsere Ecke sich sonst gewöhnlich gerade den besten Sachen gegenüber schweigsam verhält. Was ist der Grund? Der Neid, nicht auch „angedichtet“ zu werden? oder was sonst? Goethe sagt zwar, daß „tiefer Sinn liege oft im kind'schen Spiel, aber wenn doch uns're lieben Landsleute nicht überall nach solchem versteckten „tiefen Sinn“ suchen und sich den Kopf zerbrechen wollten! Sie würden dann viel mehr frohe Stunden haben. Ich spreche übrigens aus eigener Erfahrung! Doch davon ein andermal; es paßt sowieso nicht in Hansls Rolle, zu moralisiren. — Leider denkt Ihre Namensvetterin mit dem Diminutiv nur: „Schade ums verpuffte Feuer!“ Und sie hat eigentlich Recht, und ich denke auch so, und hebe in der Zukunft mein Feuer lieber auf für die einzig eine, mein altes treues braunes Schätzel. Die Andern sind doch alle gleich! Und darum zurück zum alten fröhlichen Junggesellenleben! Hier, wer kann gegen diese Wahrheiten kämpfen?

Warum?

Gar schön ist's, zu lieben und zu küssen,
Doch nimm zum Vorbild den Schmetterling!
Nicht fesseln Ketten oder ein Ring
Ihn an die Rose: von allen Genüssen
Naschet er nur und fliegt dann dahin,
Schmeichelnd und küssend — die Nachbarin!

Gar schön ist's, zu küssen und zu lieben,
Doch würdest ewig Du um mich sein,
Durch Wort gefesselt und Ringelein,
Nach ein'ger Zeit wäre nichts geblieben,
Als öder Alltäglichkeit Dämmerschein: —
Zum Lieben und Küssen mußt frei Du sein.

Gar schön ist's, ein herrliches Lied zu singen;
Doch sieh' dort im Bauer das Vögelein:
Wohl dringt ein Lied aus der Kehle sein,
Doch traurig hängen herab seine Schwingen!
Ja, wäre der arme Gefangene frei!
So klingt sein Gesang wie Verzweiflungsgeschrei.

Gar schön ist, Deinem Gesange zu lauschen;
Noch singst Du ja frei wie der Vogel im Wald,
Und wenn Dein Lied an das Ohr mir schallt
— Mit keinem Kaiser wollte ich tauschen! —
Doch sängest Du, begleitet vonKindergeschrei,
Mit Andacht und Liebe wär's dann vorbei!

Gar schön ist's, wenn die Gläser klingen,
Gefüllt mit edlem Rebenwein!
Da kann ich vergessen, sterblich zu sein
Und werde zum Gott, und die Englein singen

Im Chor: „Gaudeamus igitur!“
O, im Wein ist Wahrheit und Wollust nur!

Gar schön ists, wenn die Gläser klingen;
Doch wenn Du denkst bei jedem Glas:
„O, wenn nach Haus ich komme, was
Ein Lied mein Weib mir wird wohl singen!!“
Da schweigen die Englein, 's wird sauer der Wein.

Kein Eh'mann darf wagen, ganz —Gott zu sein!

O, Onkelchen, wie wohl das thut, ganz kannibalisch wohl! Besten Gruß.

Hansl.

Chicago, 27. Juni 1900.

Lieber Onkel!

Was halten Sie von Träumen? Vetter Schani würde jedenfalls sagen: „Träume gehören ebenso wenig wie Hexen in unser aufgeklärtes Jahrhundert! Ein Träumer kann nicht Schritt halten mit dem Dampfrad des neunzehnten Jahrhunderts, ihm hängt der Zopf immer hinten, er mag sich drehen, wie er will.“ Doch Sie, Onkelchen, urtheilen nicht so schnell und so hart, und Sie haben ein großes Herz, deshalb wage ich es, Ihnen meinen Traum zu erzählen: ich träumte:

'S war Sonntag, und die Glocken klangen,
Den Waldweg wandert' ich, allein,
Die muntern Vögel lustig sangen,
Die Welt war voller Sonnenschein.
Voll Sehnsucht streckte ich die Arme
Entgegen all der jungen Pracht,
Das Herze wurde weit, das warme,
Es faßt' mich eine eigne Macht.

— — — — — — — — — — — —

„Er“ stand vor mir und sagte trauernd:
„Willst Du Dein Herz mir geben nicht?“
Ich sprach, im Innersten erschauernd:
„Es sei Dein eigen, wenn vom Licht
Und von der Liebe mir die Quellen,
Die Millionen schon erhellen,
Die ew'gen, heut Du zeigest noch.“
Und sieh'! Uns wuchsen luft'ge Schwingen—
Wir fliegen, schweben — o, wie rein
Die Lüfte sind, durch die wir dringen!
Es strahlt des Urlichts heller Schein;
Wir werfen ab die schwere Hülle,
Wir athmen Freiheit — irdisch rar —
Und trinken aus der reichen Fülle
Der Liebesquelle wunderbar.
Doch kommen wir zu nah der Sonne;
Die Flügel brennen lichterloh,
Und, ach — — vorüber Himmelswonne! —
Wir fallen, schrecklich, schaurig — o —
So wie der Blitz aus dem Verstecke
Der Wolke stürzt mit Schnelligkeit,
So fallen wir nun in die Ecke —
Wo man bedauert unser Leid.
Die Pulse thut man uns befühlen,
Legt um dann einen nassen, kühlen
Umschlag auf die heiße Stirn,
Daß verbrenne nicht das Hirn.
Auch ein Bäschen bringt — o weh —
Eine Tass' Kamillenthee.
Einer gibt uns Leberpillen,
Und ein And'rer schnell thut füllen
Eine Flasche mit Benzin,
Reicht sie uns als Labung hin;
D'rauf man reißt aus unsern Herzen
Amors Pfeil, o weh, die Schmerzen!
Brennt dann noch mit Höllenstein
Aus die Wunde, bis sie rein.

Hier wachte ich auf! Lieschen.

Davenport, Ja., Juni 1900.

Lieber Räthselonkel!

Unbekannter Weise (d. h. ganz auf Ihrer Seite) erlaube ich mir einige Räthsel-Auflösungen zu übersenden, damit Sie sehen, daß auch noch andere Leute, als Max, Moritz, Lieschen und so weiter, sich an der Räthsel-Ecke erfreuen. Besonders angenehm ist es, zu wissen, daß deutsches Wesen und deutscher Humor noch in heller Blüthe stehen — im Lande der Jingos.

Frau Emmy K.

Räthsel-Briefkasten.

Frau Ida R. — Die von Ihnen eingeschickte Aufgabe soll als Nebenräthsel benutzt werden, da sie als Preisaufgabe wohl für Viele zu schwer zu lösen wäre.

W. Schaper. — Unser „Ja und Amen“ zu Dem, was Sie da über die Streiks usw. sagen. Die neue Aufgabe wird in der nächsten Nummer benutzt werden. Dank und Gruß.

J. W., Burling Str. — Wenn im 66-Spiele jeder der Spieler (der Eine mit Hilfe des letzten Stiches) 65 bekommt, so bleibt das Spiel unentschieden.

Frau E. H. — Dank für das Kompliment.

Frau Bertha L. — „Unverhofft kommt oft“.

C. B. — „Ein offenes Wort schmeckt oft bitter“, und „Augendienern darf man nicht glauben“. Gute deutsche Sprichworte.

Arnold W. —
Der Mensch bleibt immer Mensch, was auch die Weisen sagen,
In jedem Alter wird des Staubes schwacher Sohn
Den Stempel einer Thorheit tragen.
(Goethe.)

Frau R. S. — Wissen Sie, was Bodenstedt sagt:
Der Mensch kann nichts Höh'res erstreben
Im Kampfe mit Sorge und Noth,
Als ein gutes Gewissen im Leben
Und einen guten Namen im Tod.
Und Kotzebue: „Das Gewissen hat immer recht, denn es spricht nie anders, als wenn es Recht hat.“

J. N. P. — Na, auch das „Lumpensammeln“ dürfte seine Schwierigkeiten haben; insbesondere dürfte es doch wohl den Meisten von uns recht schwer werden, sich an solch' schöne Beschäftigung zu gewöhnen. Lassen Sie fleißig von sich hören.

Frau M. W. — Daß Alle „mitmachen“ ist auch gar nicht nöthig, aber daß sie mitlachen ist allerdings sehr erwünscht. Vor leeren Sitzen spielt kein Mensch gern, und die Antheilnahme und Anerkennung des Publikums ist nicht der geringste Lohn der Akteure. Gruß.

Frau B. K. — Gut, soll benutzt werden.

Henry Langfeld, Ferdinand Joggerst, Frau B. Zimmermann. — Aufgaben sind brauchbar und sollen, sobald wie möglich Benutzung finden.

Frau M. L. — Stimmt, das Verbotene oder ihnen sonstwie Versagte haben die Menschen noch immer am Heißesten begehrt. Zumeist haben sie dann aber auch, wenn sie sich's zu verschaffen wußten, die Erfahrung machen müssen, daß es die Anstrengung nicht werth war.—Der Wolf darf sich nicht wundern, wenn er trotz des Schafkleides erkannt und demgemäß behandelt wird; der Schwindel ist schon zu alt, und kluge Leute sind nachgerade dahin gekommen, den „goody-goodies“, wie man die ganz Guten und Sanften hierzulande nennt, besonders auf die Finger zu sehen. Unter der Räthselgemeinde befindet sich natürlich Niemand, auf den das irgendwie passen wird. Gruß.

An de „Klotsnut“. — Ji süd hartlich willkamen in de Räthseleck und to de Freud an de schäunen Breiw, aberst beneiden brukt Ji den Unkel nich; „es ist nicht alles Gold, was glänzt“, un nich alle Breiw, de de Unkel kregt sind voll von Leiw un Tothunlichkeit, manch' Eener pustet eitel Gall' un Arger. Un doch, der Wahrheit die Ehr'! von den säuten Nichtings kregt hei all nur liebe Breiw.

Frau E. K., Davenport. — Ein herzliches Willkommen und Dank für die Anerkennung!

Frau L. M. — Sie stellen sich ja da als ganz außerordentlich gehorsam und „gut erzogene“ Gattin hin! Passen Sie auf, Ihr Mann wird in den nächsten Tagen ein ganzes Schock Briefe erhalten, in denen andere Ehemänner um Winke bitten, wie sich solch' großartige Erziehungsresultate erzielen lassen. Das wird für Viele ein Räthsel sein, obgleich es das nicht sein sollte. Das Erziehungsmittel heißt: ..... — Recht so?

Sigmund F. — Den Gedanken, den Sie ihm zuschreiben, hat der Onkel nun allerdings nicht gehabt, aber er hat doch etwas von Ihrer Zuschrift streichen müssen, denn die leidige Politik wollen wir doch lieber nicht in unsere Ecke hineintragen. Sie wissen ja: „Ein politisch' Lied — ein garstig' Lied.“ Gruß.

„Hansl“. — Recht so, gießen Sie nur auch die Schale Ihres Zornes über dem Haupte des Räthselonkels aus, weil für ein gutes Gedicht irrthümlicherweise Ihnen Kredit gegeben wurde, nachdem der „Schani“, der wirkliche Verüber jener Dichtung, Aehnliches schon vor Ihnen besorgt hatte. Sie haben ein weiches Herz und würden nichts gesagt haben, wenn Sie jenes gewußt hätten, und es thut Ihnen nun leid? — natürlich! Und da nehmen Sie den Trost, daß den Unschuldigen solcher Tadel nicht kränkt. An der Verwechselung trägt nur die große Aehnlichkeit der Handschriften der Herren „Neffen“ die Schuld! — Also Stellvertreter möchten Sie werden? und sogar „umsonst“! Onkel Bräsig würde dazu sagen: „Daß Du die Näs in's Gesicht behälst“, und Adolf Philipp: „Dat möcht' Ji woll!“—Die Sache würde Ihnen zweifellos viel Spaß machen, und Sie würden's wohl auch ganz gut machen — aber nachher käme vielleicht so ein richtiger „Kladderadatsch“ und das woll'n wir doch lieber nicht riskiren, Herr Neffe, in Ihrem eigenen Junggesellen-Interesse. — Gruß!

Insektenlist.

Von Professor Franz Müller.

Das Ineinandergreifen der Thier- und Pflanzenwelt, ihre gegenseitige Abhängigkeit bilden eines der interessantesten Kapitel der Biologie, und durch die eifrigen Beobachtungen, welche auf diesem Gebiete in den letzten Jahrzehnten angestellt wurden, sind zahlreiche, auch den Laien fesselnde Erscheinungen aufgedeckt und erklärt worden, an denen man früher achtlos vorüberging.

Am Bekanntesten sind auf diesem Gebiete die Beziehungen, in denen die fliegende Insektenwelt zu den blühenden Pflanzen steht, indem sie einerseits aus den Blüthen ihre duftende Nahrung holt, andererseits dabei unwillkürlich der Pflanze Dienste leistet durch Uebertragung des Blüthenstaubes. So manche absonderliche Form und Einrichtung der Blüthen, für die man früher keine Erklärung finden konnte, ist hierdurch ihrem Zwecke und auch ihrer Entstehung nach in's hellste Licht gerückt worden, und das ohnehin genug anziehende Studium der Pflanzen um ein Bedeutendes gefördert worden. Auch sind in dieser Richtung noch interessante Abschlüsse zu erwarten, da, wie gesagt, dieser Seite der Biologie erst in letzter Zeit größere Aufmerksamkeit gewidmet wurde.

Von bekannten, hierher gehörigen Erscheinungen sei vorerst erwähnt die wunderbare Einrichtung der Orchideenblüthe, welche in den meisten Fällen nur eine Uebertragung des Blüthenstaubes, also die Befruchtung durch Insekten zuläßt, andererseits aber eben dadurch eine nutzlose Verstreuung des Blüthenstaubes, die ja bei den oft vereinzelt stehenden Pflanzen dieser Art unausbleiblich wäre, verhindert. Erinnert sei ferner, um bei bekannten Pflanzen zu bleiben, an das Vorkommen von zweierlei Blüthen bei Primula-(Schlüsselblume-)Arten und beim Lungenkraut (Pulmonaria). Die einen Blüthen, die kurzgriffeligen, haben höher stehende Staubgefäße und einen kurzen Griffel, die anderen dagegen haben tiefer stehende Staubgefäße und einen langen vorstehenden Griffel, so daß, wenn ein Insekt, vom Besuche einer kurzgriffeligen Blüthe kommend, in eine Blüthe der anderen Art eindringt, es die in der ersten Blüthe aufgenommene Pollen-(Blüthenstaub-)Masse an der klebrigen Narbe abstreifen muß.

Einen wunderbaren Mechanismus in der Blüthe zeigen die verschiedenen Salbeiarten, welcher sich am besten beim großblüthigen Wiesensalbei (Salvia pratensis) und bei dem in Gebirgsgegenden vorkommenden klebrigen Salbei (Salvia glutinosa) mit großen mattgelben Blüthen beobachten läßt.

Die Salbeiarten gehören zu den Lippenblüthen (Labiatae), haben also eine symmetrische zweilippige Blumenkrone und einen vierkantigen Stengel mit gekreuzt stehenden Blättern, wie alle anderen Pflanzen dieser weitverbreiteten Familie. Eine Ausnahme macht der Salbei nur in der Zahl und Gestaltung der Staubgefäße. Während nämlich alle anderen Lippenblüthler zwei lange und zwei kurze Staubgefäße („zweimächtig" nach Linné) haben, sind bei den Salbeiarten immer nur die zwei längeren Staubgefäße ausgebildet, und zwar in ganz abweichender Form. Der Staubfaden selbst ist kurz; an ihm hängt in elastischer Verbindung das eine Staubfach an langem, gebogenem Verbindungsstücke (Connectiv), so daß es unter die Oberlippe zu liegen kommt. Das andere, am kürzeren Theile des Connectivs hängende Staubfach ist verkümmert und steht, den Eingang versperrend, im Schlunde der Blüthe. Sucht nun ein Insekt — die Stammgäste sind Hummeln — den Rüssel in die Blumenkronenröhre einzuschieben, so stößt es auf die verkümmerten Staubfächer, und weil das Hinderniß den kürzeren Hebelarm bildet, so genügt eine kleine Verschiebung, um die am längeren Hebelarme befindlichen Staubfächer heftig gegen den Rücken des Insektes zu schlagen. An einem sonnigen Tage kann man, vor einer Gruppe blühenden Wiesensalbeis stehend, beobachten, wie alsbald, nachdem eine Hummel sich auf die Unterlippe der schön violetten Blüthe niedergelassen hat und den Rüssel in die Röhre einschiebt, ein Staubwölkchen von ihrem Rücken aufsteigt, und wie sie, so lange der Rüssel in der Röhre steckt, von den zwei Staubgefäßen wie mit einer Zwinge festgehalten wird. Damit ist aber die äußerst sinnreiche Einrichtung noch nicht erschöpft, sondern es kommt noch dazu eine verschiedene Stellung des Griffels bei den Blüthen. Bei einer erst entfalteten Blüthe legt sich derselbe knapp an die Oberlippe an, später jedoch senkt er sich nach unten, so daß das auf der Unterlippe sitzende Insekt mit dem Rücken an die Narbe streifen muß. Solche Blüthen sind also zur Aufnahme des aus einer Blüthe der ersten Art fortgetragenen Blüthenstaubes geeignet. So ist durch diese wunderbare Einrichtung für die Uebertragung des Pollens (Blüthenstaubes) von Blüthe zu Blüthe gesorgt und eine Selbstbefruchtung ausgeschlossen, was bekanntlich für die Nachkommenschaft von größtem Vortheile ist.

Hiermit kommen wir zum eigentlichen Gegenstande dieser Abhandlung und, weil derselbe einen ganz merkwürdigen Fall von Insektenlist darstellt, auch zur vielumstrittenen Frage nach der Intelligenz der Insekten. Durch jahrelange Beobachtung der Salvia glutinosa in Gebirgsgegenden bin ich nämlich auf eine höchst auffallende Abweichung in der Art des Insektenbesuches bei dieser Salbeiart gekommen, die für den ersten Augenblick auf eine ungewöhnliche, daher überraschende Intelligenz der Hummeln schließen läßt. Ich habe über diese Beobachtungen schon vor Jahren berichtet, habe aber inzwischen neuere Beobachtungen, welche die Sache immer interessanter machen, anstellen können.

Es fiel mir vor längerer Zeit, da ich diese Salbeiart in einer Gegend des Salzkammergutes häufig in besonders schönen Exemplaren fand, auf, daß viele, ja die meisten Blüthen an der Kronenröhre seitlich ein Loch aufwiesen. Daß es von einem Insekte aufgebissen war, darüber war kein Zweifel. Bald gelang es mir auch, die Missethäter an der Arbeit zu sehen. Ich beobachtete, daß alle Hummeln, und nur solche sah ich die Blüthen besuchen, seitlich an die Blüthe anflogen und den Blüthensaft nicht auf geradem Wege durch die gastlich geöffnete Pforte, sondern durch räuberischen Einbruch sich aneigneten.

List wider List! Versetzt die Blüthe dem Nahrung suchenden Thiere hinterlistig einen Schlag, so erwidert dieses den üblen Empfang damit, daß es seitwärts räuberisch in das duftige Kämmerlein einbricht. Gewiß eine reizende Erscheinung!

Der nächste Gedanke, den man bei einer so auffallenden Thätigkeit eines Thieres faßt, ist der, daß hier ein glänzender Beweis für die Intelligenz dieser sonst so unvollkommenen Geschöpfe vorliegt. Ja, man ist versucht, an ein logisches Denken der Thierchen zu glauben. „Werde ich jedesmal, wenn ich in der Blüthe den Nektar hole, durch einen Schlag auf den Rücken geschreckt und gestraft, so werde ich es einmal anders versuchen," so mag sich eine klügere Hummel einmal gedacht haben und bei näherer Untersuchung der Blüthe auch richtig den Weg gefunden haben, der mit Umgehung des lästigen Schlagwerkes zum Borne des süßen Nektars führte. So etwa waren meine Gedanken, nachdem ich die Hummeln einige Male auf ihrem Schleichwege beobachtet hatte. Aber wenn ich mir wieder die Ungeschicklichkeit dieser Thiere betrachtete, die sie bei anderen Gelegenheiten an den Tag legen, so mußte ich die Annahme eines Denkens im menschlichen Sinne abweisen. Gewiß haben die Thiere eine Art Ueberlegung, da aber das Selbstbewußtsein fehlt, kann man nicht ernstlich von Intelligenz sprechen, ebenso wenig, als man einem Kinde im Säuglingsalter Intelligenz zuschreiben kann. Das Streben nach einem Ziele ist der ganzen organischen Welt eigen; ja selbst in der sogenannten todten Materie herrscht fortwährende Bewegung der kleinsten Theilchen, der Atome, und nicht etwa eine sinnlose chaotische Bewegung, sondern eine derartige, daß bald da, bald dort die Stofftheilchen zu wunderbar regelmäßigen Formen, den Krystallen, sich gruppiren. Auch die Atome weichen Hindernissen, die sich ihrer gesetzmäßigen Anordnung in den Weg stellen, aus und gruppiren sich bennoch zum Krystall, der dann freilich dem Hindernisse entsprechende Unregelmäßigkeiten zeigt. Im Pflanzenreiche sind analoge Erscheinungen ungemein häufig und bekannt. Ein im Dunkeln gehaltener Sproß strebt dem durch eine Spalte dringenden Lichte zu und, förmlich weiter tastend, findet er endlich den Weg, der in das Reich des Lichtes führt. Haben also die Pflanzen auch Intelligenz und gar die Atome, daß sie sich in ihrem Streben nach einem Ziele nicht durch ein Hinderniß aufhalten lassen? Dann müßte man wahrhaftig von einer Intelligenz der ganzen Materie sprechen. In Wahrheit ist es die höchste Intelligenz des Weltenschöpfers, die in den kleinsten Stofftheilchen wie in den lebenden Organismen wunderbar zum Ausdrucke kommt! Darum wird unser Staunen bei solchen Erscheinungen nicht geringer sein, weil wir bei den Thieren an eine der menschlichen vergleichbare Intelligenz nicht glauben.

Für die Richtigkeit meiner Ansicht fand ich nun im Verlaufe der jahrelangen Beobachtungen hinlängliche Beweise. Es zeigte sich zunächst die auffallende Thatsache, daß die Hummeln immer sofort an die Seite der Blüthe anfliegen, als ob sie es nie anders geübt hätten. Das beweist doch, daß es zur Gewohnheit geworden ist und ohne Ueberlegung geschieht. Sodann konnte ich, so weit meine Beobachtungen reichen, konstatiren, daß in gewissen Gebieten, wo Salvia glutinosa in Menge vorkam, die Kronenröhre von der linken Seite her angebissen wird, nie anders, in anderen wieder nur an der rechten Seite. Freilich wurden andererseits größere Gebiete gefunden, wo die Kronenröhre oben in der Mitte oder nur wenig rechts oder links durchlocht war. Die Beobachtungen sind noch nicht zu einem abschließenden Urtheile ausreichend, obwohl ich die Berglandschaft zwischen dem Mondsee und Wolfgangsee einerseits und dem Salzachthale andererseits auf zahlreichen Ausflügen durchstreifte und immer den aufgefundenen Salbeigruppen meine Aufmerksamkeit widmete.

Leider war es mir bis jetzt nicht möglich, die Untersuchungen auf Gebiete außerhalb der Alpen auszudehnen. Da ich die Pflanze aber anderwärts früher schon beobachtete und mir nichts Auffälliges an den Blüthen untergekommen ist, so wäre es nicht unmöglich, daß es Gegenden gibt, wo die Hummeln noch nicht auf diese List gekommen sind und sich geduldig von der ungastlichen Blüthe den Rücken klopfen lassen. Auch habe ich bei dem verwandten Wiesensalbei die Hummeln immer von vorne in die Blüthe eindringen sehen. Von einer Anpflanzung der Salvia glutinosa im Garten, wo eine beständige Beobachtung möglich ist, lassen sich besonders lehrreiche Aufschlüsse in dieser Frage erwarten. Zu untersuchen wäre ferner, ob die Samen der angebissenen Blüthen unfruchtbar sind oder nicht, und ob die Pflanze durch diesen gewaltsamen Eingriff in die natürliche Ordnung in ihrer Verbreitung eine Einschränkung erfährt, und wenn dies der Fall sein sollte, ob nicht in anderer Weise, d. h. durch andere Organe, für die Verbreitung der gesorgt wird. Denn die Natur ist unerschöpflich in ihren Auskünften.

So hätten wir an diesem Falle ein lehrreiches Beispiel dafür, wie Thier und Pflanze gegenseitig verändernd aufeinander einwirken. Wie überhaupt nirgends ein Stillstand in der Natur, so auch im Leben der Organismen. Nur beanspruchen die Veränderungen zumeist so große Zeiträume, daß wir ihrer nicht leicht inne werden können. Die größten Veränderungen in der Thier- und Pflanzenwelt vollziehen sich unter der Einwirkung des Menschen, der das Antlitz der Erde umgestaltet, entweder lediglich dem Selbsterhaltungstriebe folgend, oder indem er den Spuren der Naturgesetze nachgehend in weitausblickenden Plänen an der Vervollkommnung der Lebensverhältnisse arbeitet. Aber im Stillen und meist unbeachtet schaffen auch Pflanzen und Thiere immer neue Formen und Verhältnisse in gegenseitiger Beeinflussung, die kleinsten Lebewesen nicht am wenigsten. Alles aber strebt, der Mensch bewußt, die anderen Organismen unbewußt, dem vom Schöpfer gestellten Ziele der Vollkommenheit entgegen.

Massensuggestion und Strafverfahren.

(Berl. Voss. Ztg.)

Die Psychologie des Massenverbrechens ist erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit wissenschaftlich bearbeitet worden und dieser Thatsache entspricht es, daß noch zahlreiche Seiten dieser Erscheinung wenig aufgeklärt sind. Daß das Massenverbrechen in psychologischer und insbesondere in kriminalpsychologischer Hinsicht gewisse Eigenthümlichkeiten aufweist, die sich bei dem Verbrechen des Individuums nicht feststellen lassen, unterliegt heute keinem Zweifel mehr. Die Forschungen des französischen Statistikers Tarde auf diesem Gebiete haben höchst bemerkenswerthe Aufschlüsse hierüber gegeben, und wenn auch die skeptische Kritik mit Recht Anstand genommen hat, die Gesammtheit der Arbeitsergebnisse der geistvollen Schriftsteller als wissenschaftlich erwiesen und unanfechtbar anzuerkennen, so ist anderseits doch zuzugeben, daß die Erkenntniß des Wesens der Massenverbrechen nach verschiedenen Richtungen hin dadurch wesentlich gefördert worden ist. Während sich sonach in den letzten Jahrzehnten die Aufmerksamkeit der Wissenschaft und ihrer Vertreter dem Massenverbrechen in immer stärkerem Maße zugewendet hat, ist der Einfluß der Massensuggestion auf die Verbrecherermittelung und das Strafverfahren ziemlich unbeachtet geblieben. Und doch kann kein Zweifel darüber obwalten, daß die Massensuggestion von höchster Bedeutung für die Entdeckung und Ueberführung eines Verbrechers und weiter für das ganze Strafverfahren ist.

Die Vorgänge, die sich an den Konitzer Mord anreihen, sind nur allzusehr geeignet, die Aufmerksamkeit hierauf zu lenken. Wieder zeigt sich, daß die Massensuggestion ein Hinderniß des Strafverfahrens bildet, daß sie die Aufspürung des Verbrechers erschwert, vielleicht sogar unmöglich macht und vor allem dafür verantwortlich zu machen ist, wenn die Untersuchung auf eine Bahn hingedrängt wird, auf welcher nimmermehr das im Auge zu behaltende Ziel erreicht wird. Die Sättigung der Bevölkerung oder größerer Schichten der Bevölkerung mit bestimmten Vorstellungen und gewissen Anschauungen über verbrecherische Neigungen und Gelüste einer in ihrer Mitte wohnenden Minderheit macht sie unfähig, die wirklichen Vorgänge kritisch zu beobachten, sie bewirkt am letzten Ende, daß sich eine Massenhalluzination ausbildet, vermöge welcher zahlreiche Personen behaupten, Vorkommnisse wahrgenommen zu haben, die sie unmöglich wahrgenommen haben können. Unter dem Einfluß dieser Halluzination wird dann jede harmlose Aeußerung, jeder an sich gleichgiltige Vorgang gedeutet und ausgelegt. Ist die Bevölkerung dank einer längeren, skrupellos fortgesetzten Bearbeitung dahin gekommen, daß sie die Verübung von Ritualmorden für eine bewiesene Thatsache hält, so wird sie alles, was sich bei der jüdischen Bevölkerung ereignet, unter diesem Gesichtspunkte betrachten. Da haben in der Nacht, in welcher der unaufgeklärte Mord verübt wurde, zwei Juden leise mit einander geflüstert; unter dem Banne der Massensuggestion glaubt der sie beobachtende Zeuge die Angst und Verstörtheit auf ihren Gesichtszügen zu lesen und im besten Glauben gibt er seine Aussagen in diesem Sinne ab. Daß selbst der Besitz einer relativ höheren Bildung nicht davor schützt, unter dem Einfluß der Massensuggestion der ordentlichen Rechtspflege die größten Schwierigkeiten zu bereiten, zeigt das Verhalten einer Dame in Konitz, die sich nicht als Eigenthümerin eines gefundenen und für die Untersuchung sehr wichtigen Gegenstandes meldete, weil ja doch jedermann bekannt sei, daß ein Ritualmord vorliege.

Die Massensuggestion hat in der Strafrechtsgeschichte ihre große Rolle gespielt, wir müssen bei der Beurtheilung der Hexenprozesse, bei der Verfolgung der Waldenser, Templer, der Hugenotten, ja schon bei den Christenverfolgungen zur Imperatorenzeit auf sie Bezug nehmen, um es zu verstehen, daß zahllose ehrenwerthe Personen als Augenzeugen für die Richtigkeit der Anklagen auftraten, gegen die sich die Verfolgten zu vertheidigen hatten. Es wäre höchst irrig, wollte man glauben, daß die in den Hexenprozessen aufgetretenen Zeugen, die unter eidlicher Bekräftigung angaben, sie hätten die angeklagte Hexe in Ausübung der Teufelsbuhlschaft gesehen, sie hätten wahrgenommen, wie sie sich der unzüchtigen Liebkosung eines Thieres schuldig gemacht habe, durchgängig meineidige Schwurbanditen waren, die aus irgend einem Motiv die Angeklagte dem Holzstoß überliefern wollten. Gewiß fehlte es nicht an Zeugen, die mit [illegible] Bewußtsein die Unwahrheit aussagten und beschworen, aber die Mehrheit glaubte in der That, das gesehen, das beobachtet zu haben, was sie als Gegenstand ihrer Wahrnehmung bekundeten. Die Akten der Hexenprozesse, mit deren Bearbeitung und Veröffentlichung sich die kriminalistische und kulturhistorische Literatur der letzten Jahrzehnte in so lebhafter Weise beschäftigt hat, liefern für die Richtigkeit dieser Behauptung vollgiltigen Beweis. Ein Geschlecht, das in dem Glauben an Hexen und Hexerei erzogen war, das systematisch mit allen Mitteln, über die Staat und Kirche gemeinsam und jeder von ihnen für sich verfügten, in seinen Wahnideen bestärkt wurde, konnte zu einer scharfen Unterscheidung zwischen den Gebilden seiner Einbildungskraft und den Vorgängen der Außenwelt nicht kommen, er mußte glauben, das Unmögliche wahrzunehmen.

Die Massensuggestion, die zur Zeit der Blüthe der Hexenprozesse bestand, ist wohl diejenige, die in der Jammergeschichte der Menschheit den breitesten Raum beanspruchen darf; welche Wichtigkeit aber ihr auch in unseren Tagen zukommt, hat der Neustettiner Synagogenbrandprozeß, haben die Skurzer, Xantener und Konitzer Verbrechen dargethan, um nur von den Vorgängen zu reden, die sich innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches abspielten. Auch der auf der Höhe der Bildung des zwanzigsten Jahrhunderts stehende, aufgeklärte und durchaus unbefangen denkende Richter sieht sich gegenüber diesem Einfluß der Massensuggestion außer Stande, die ihm gestellte Aufgabe zu lösen. Zu welchen Folgen aber die Einwirkung der Massensuggestion führt, wenn die Untersuchung durch Männer geführt wird, die selbst nicht der Kritik fähig sind, darüber haben uns die Ereignisse in unserem Nachbar- und Bundesstaate Oesterreich hinreichend belehrt. Es darf mit voller Bestimmtheit ausgesprochen werden, die Massensuggestion bietet heute noch den Boden, auf welchem die Verurtheilungen des Mittelalters möglich wären, und es ist lediglich der Humanisirung des Strafrechts, dem modernen Strafverfahren und — nicht zum wenigsten — dem Richterstande zu danken, wenn in Deutschland wenigstens dergleichen unmöglich ist.

Es ergibt sich hieraus, wie schwer sich diejenigen an der Rechtspflege versündigen, die auf die Entstehung einer Massensuggestion mit allen Mitteln hinarbeiten, die an die niedrigsten Instinkte der menschlichen Natur sich wenden, um abergläubigen Anschauungen und nichtswürdigen Verleumdungen einen Boden zu verschaffen. Sie handeln nach dem Grundsatze flectere si nequeo superos, Acheronta movebo. Ihre Schuld, lediglich ihre Schuld ist es, wenn der Urheber des schwersten Verbrechens, das die bürgerliche Gesellschaft kennt, unentdeckt bleibt, und diese ihre Schuld muß vor der Gegenwart und Nachwelt festgestellt werden. Das Strafverfahren ist gegenüber der Massensuggestion ziemlich ohnmächtig, es liegt außerhalb seiner Machtsphäre, diese geistige Epidemie zu beseitigen; andere Faktoren des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens haben die Aufgabe, der Massensuggestion entgegenzuwirken und durch Aufklärung und Belehrung ihre verhängnißvollen und verderblichen Einflüsse zu paralysiren.

In der Pagode.

Nach der Erzählung eines französischen Offiziers. (Von J. Claretie.)

Mitte Februar erhielt unser General aus Tuyen-Quan böse Nachrichten. Die Chinesen hatten dort die kleine Garnison des Kommandanten Dominé eingeschlossen und machten Tag für Tag Angriffe auf die Zitadelle. Nach einem furchtbaren, anstrengenden Marsche zum Entsatze unserer Tapferen standen wir Ende Februar nur noch 8 Kilometer von Tuyen-Quan. Kein Feind war zu sehen. Plötzlich, am 2. März, als die tonkinesischen Hilfstruppen bis an die Arme in hohes Gestrüpp und Buschwerk eingedrungen waren, erhalten sie einen wahren Hagel von Kugeln und sehen Tigerkatzen gleich die „Schwarzflaggen" sich auf die Verwundeten stürzen, um ihnen den Kopf abzuschneiden . . .

Wir sind in Yuoc, gegenüber den wahrhaft furchtbaren und mit vielem Geschick von dem alten General Liuh-Vinch-Phuoc aufgeworfenen festen Stellungen. Zwischen uns und Tuyen-Quan befindet sich das Heer Yun-Nams, tüchtige Soldaten, von denen viele geschworen haben, lieber zu sterben, als zurückzuweichen, und die sich zum Zeichen dieser Absicht ein rothes Kreuz auf die Stirn eintätowiren ließen. Diese Fanatiker müssen wir zunächst vertreiben oder vernichten, ehe wir der Garnison Hilfe bringen können

„Voran! Leute, voran! Taran! taran! taran! tarataratata, taratarata tata!" Das leise Kommando zum Chargiren wird gegeben. Zweimal greifen die Marineinfanterie und ein Bataillon meiner Turkos die Chinesen an. Zweimal treiben die Chinesen sie zurück. Man ist nur noch 200 Meter vom Feinde entfernt, als die Nacht hereinbricht. Zweihundert Meter. Und der Regen fällt! Die Leute stöhnen in dem Buschwerk. Man zündet, um die Verwundeten zu bergen, feuchtgewordene Zündhölzer an . . . Welch' furchtbare Nacht — dieser kalte Regen, diese Feinde in der Nähe, die fortwährend schießen, das Geräusch der Kugeln — das sind Eindrücke, die man nie vergißt . . .

Ich hatte mich so nahe an die chinesischen Linien geschlichen, daß ich die Schwarzflaggen sprechen hörte. Plötzlich — eine Salve und dann rollte mir eine Masse zu Füßen. Ich büde mich und vermuthe ein Sprenggeschoß . . . Aber es war ein Kopf, der abgeschnittene Kopf eines französischen Bauernburschen, den die Chinesen uns als Drohung und Warnung schickten. In maßloser, stummer Wuth erwartete ich mit einem wilden Verlangen nach Rache den Morgen. Endlich brach der trübe, graue Märzmorgen an, der uns so furchtbare Verluste bringen sollte . . .

Voran! Algerier! Voran! Die Freunde harren Eurer!

Und nun zum Sturm! Zum Sturm auf die chinesischen Verschanzungen! Es handelt sich darum, den Klauen dieser Gelbgesichter die Belagerten zu entreißen, die in banger Sorge auf unsere Truppen warteten. Zum Sturme! Ha, wie sie voranstürmten, meine afrikanischen Kinder mit den himmelblauen Uniformen! Die Kugeln pfeifen, die Kanonen brüllen. Voran! Voran! Schon sind die Turkos in den Schanzen, stürzen sich auf die Freiwilligen mit dem rothen Kreuz auf der Stirn, erdrosseln die Chinesen, wüthen wie Wölfe unter den Schwarzflaggen, die sich wie Löwen vertheidigen . . . Niemals habe ich früher noch später wieder eine Erdscholle so von Blut durchtränkt gesehen!

Nachdem die Verschanzungen genommen sind, verfolgen meine Schützen die „Himmlischen" und entreißen ihnen die Fahnen mit dem Todtenkopf. . . Meinen Leuten voranstürmend, mit dem Revolver in der Hand, trieb ich die fliehende Horde vor mir her. Auf halbem Wege machte ein Haufe der Schwarzflaggen bei einer Art verlassenen Pagode Halt und eröffnete, da sie mich nur von wenigen Soldaten begleitet sah, ein heftiges Feuer, um uns den Weg abzuschneiden. Meine Turkos waren rasend vor Wuth. Wir drangen in den grasbedeckten Hof, der vor jeder Pagode liegt, dann in drei Sprüngen an die Pagode selbst, aus der die Schüsse fielen. An der Pagode befindet sich keine Thür, wir sahen nur ein schwarzes Loch, das von den Kugeln gerissen ist. Wir drangen ein. Eine Salve tödtet mir zur Seite drei Mann, und ich dringe fast allein in diese lackirte und vergoldete Zufluchtsstätte, in deren Hintergrund uns die Schwarzflaggen, wuthschäumenden Ebern gleich, erwarten. Ich werde immer dieses Schauspiel vor Augen sehen: Die Leichen auf dem Boden, die Säulen mit den vergoldeten Inschriften und den bizarren Zeichnungen von Grimassen schneidenden Göttern und lebenden Wesen, dann den ganz grünen Gott, den unsere Soldaten den Teufel nannten, die bewaffneten und schießenden Gelbgesichter und endlich im Hintergrunde mitten unter diesen bemalten Götzenbildern und an die rothen Wände gelehnten Schwarzflaggen eine Statue Buddhas, die, ganz von rothem Golde, unter den Strahlen der Sonne blitzte.

Eine Kugel schlug durch meinen weißen Tropenhelm, und wir fünf Leute, die wir in die Pagode gedrungen waren, wurden gezwungen, zurückzuweichen, da wir von den Chinesen umzingelt waren, die aus allen Ecken und Enden hinter den Götzenbildern hervor mit eigenthümlichem Knurren auf uns eindrangen und einem meiner Turkos den Kopf mit dem Säbel abschlugen, der gefahrdrohend um unsere Köpfe pfiff.

Es gelang uns, aus dieser schrecklichen Pagode, die buchstäblich Menschen auspie, zu entkommen und uns hinter einen aufgeworfenen Schützengraben zu retten. Wir eröffneten nun ein lebhaftes Feuer auf die Burschen und zwangen sie durch einige wohl gezielte Schüsse zur eiligen Flucht. Aber bei diesen listigen Gelbgesichtern muß man immer auf der Hut sein. Der Gedanke tauchte in mir auf, daß in der Pagode noch etliche auf der Lauerlägen, um uns zu überfallen. „Warten wir noch einen Augenblick!" rief ich meinen Turkos zu, die sich schon hinter den Schützengräben hervorwagten. Wieder mußte ich an den Buddha denken, der soeben ganz friedlich dem Morden zugesehen hatte: „Wenn sie nur nicht den Buddha mitgenommen haben!"

Kaum hatte ich das gesagt, als ein helles, kindliches Lachen zu meiner Seite sich hören ließ. Einer meiner Turkos, 25 Jahre alt und schön wie eine antike Bronzestatue, richtete sich in die Höhe und sagte zu mir: „Mein Kapitän, Du willst den Buddha haben?.... Du sollst ihn haben!"

Während ich ihm noch zurief: „Mohamed! Mohamed! Ich verbiete Dir! ...." lief er schon davon und wand sich wie eine Katze durch das dunkle Loch der Pagode. Ich folgte ihm und rief auch die beiden anderen Afrikaner herbei.

Ich hatte Recht mit der Annahme, daß die Pagode nicht leer sei. Um den goldenen Buddha standen vier oder fünf Gelbgesichter, Freiwillige, Yun-Nams mit dem rothen Kreuz, von denen, die geschworen hatten, lieber zu sterben als zu fliehen, hoch aufgerichtet, wie Doggen, denen man die Beute entreißen will. Mohamed war auf sie zugelaufen. Nachdem er sein Gewehr abgefeuert, drehte er es um und ließ den Kolben wuchtig auf die Schädel der Kerle niedersausen . . . Aber nach wenigen Augenblicken hatte auch ihm schon der scharfe Säbel den Kopf vollständig abrasirt, und vor uns lag der zuckende Stumpf ...

Plötzlich ging eine erschreckende, häßliche und doch heroische Sache vor sich. Aus dem Haufen todter Chinesen erhob sich ein Wesen, ein blutjunger, halbnackter „Himmlischer", mit einem Bajonnetstich in der Brust. In Strömen floß das Blut aus der klaffenden Wunde. Mit der rechten Hand klammerte er sich an das Piedestal Buddhas, während seine krampfhaft geschlossene Linke uns mit einem langen, sichelförmig gekrümmten, blutbefleckten Messer bedrohte.

In glühender Inbrunst umarmte er das große Bild aus Gold, das ironisch über der blutigen Umgebung strahlte, und in den Augenblick, da einer meiner Turkos sich [illegible] zustoßen, stieß der kleine Chinese einen gellenden Schrei aus und warf sich zwischen Buddha und den Turko. Wuth und Schrecken malte sich auf dem gelben Gesichte ab, und während das Blut seiner Wunde das rothe Gold der Statue überrieselte, schwang er über dem Kopf des Turko das Messer, das vielleicht soeben Mohamed-ben-Said getödtet hatte.

Aber der Algerier heftete mit schnellem und gewaltigem Stoß des Bajonnetts den kleinen Chinesen an den Sockel der Statue, wie man einen Käfer auf einem Brettchen aufspießt, und das Haupt des „Himmlischen" fiel unter kurzem Röcheln auf die Füße Buddhas zurück.

Seine Lippen aber suchten beim letzten Seufzer die Füße Buddhas, um ihnen einen Kuß aufzudrücken. . .

— Erster Gedanke. — Fürst (zu einem Straßenarbeiter, der die durchgegangenen Pferde aufhielt): Ihr habt mich durch Euer entschlossenes Eingreifen möglicherweise vor einem schweren Unfall bewahrt, habt Dank für die muthige That und nehmt als kleines Zeichen meiner Erkenntlichkeit hier diese goldene Dose — gefällt sie Euch? — Arbeiter (schmunzelnd die Dose betrachtend): O ja — wieviel kriegt man da wohl drauf, wenn man s' versetzt?

— Boshaft. — Erster Künstler: Die Begeisterung für den Beruf verlernt man bald genug. Die Kunst, der Ruhm, das sind im Grunde doch nur Chimären. Ich habe keine Ideale mehr. Das Leben verzehrt sie alle. Mir ist of zu Muthe, als wäre ich ein ausgebrannter Krater: — Zweiter: Sehr schön gesagt, ausgebrannter Krater; ers fragt sich nur, ob da etwas zu verbrennen war.

— Im modernen Kurort. — „Die alte Dame dort scheint sehr leidend zu sein!" — Frau: „Jo, was macht die nur hier im Bade?"

Unterschleife bei der sibirischen Bahn.

Aus Petersburg wird vom 31. Mai geschrieben: Die sibirische Bahn hat bis jetzt schon über 500 Millionen Rubel ($250,000,000) gekostet. Wieviel von dieser Summe in die weiten Taschen vieler Ingenieure geflossen ist, läßt sich auch nicht annähernd sagen. Jedenfalls viel mehr, als man denkt. In letzter Zeit ist man in Petersburg endlich mißtrauisch geworden und hat den wahrscheinlich nicht mehr so geschickt wie früher angestellten Rechnungen und Kostenvoranschlägen der Ingenieure angemerkt, daß der Fiskus über Gebühr als melkende Kuh von ihnen angesehen und behandelt wird. Die Regierung hat daher kürzlich beschlossen, sich ein klares Bild von den enormen Unterschleifen zu verschaffen und eine Kommission ernannt, der Vertreter aller Ministerien angehören. Diese Kommission ist beauftragt, „die Gründe für die beim Bau der ganzen sibirischen Bahn und der Perm-Kotlaser Eisenbahn gemachten überflüssigen Ausgaben festzustellen", wie es im amtlichen Stil heißt. Der Chef der Verwaltung der sibirischen Bahn, Ingenieur Michailowski, ist Präsident dieser Untersuchungskommission. Er gilt als ein unbestechlicher, anständiger Mann, auf dessen Vergangenheit kein Makel haftet. Die Kommission ist kürzlich von hier nach Irkutsk abgereist, wo sie dieser Tage eintreffen sollte. Hoffentlich gelingt es ihr, den Umfang der Veruntreuungen und Unterschleife festzustellen, was ja ihre einzige Aufgabe ist, denn nach „den Gründen für die überflüssigen Ausgaben" oder Mehrausgaben) braucht sie nicht zu forschen. Warum die Ingenieure gestohlen haben, interessirt die Regierung ja nicht, sondern nur das Wieviel. Es ist bloß zu befürchten, daß die Ergebnisse der Untersuchung geheim bleiben werden.

Die Bekehrung des Sünders.

Erzählung von August Kühn.

I.

Luke Patrick galt in ganz Hicksonville als ausgemachter Lump und Trunkenbold.

Nicht, daß er mehr getrunken hätte, als sonst so mancher gute Bürger, er hatte es nur ein wenig eiliger, seine gehörige Ladung beisammen zu schaffen. So kam es, daß er gewöhnlich schon schlingerte, wie 'ne holländische Kuff bei krauser See, wenn jene noch im glatten Fahrwasser segelten. Im Uebrigen war er ein ganz ansehnlicher Bursche, der seit dreißig Jahren Schuhe zerriß — wenn er welche hatte.

Diesen Abend stand er schon gegen zehn Uhr auf der Straße und überlegte, wohin er sein müdes Haupt legen sollte. Ihm war gar nicht behaglich in dem dicken Schneetreiben. Die wirbelnden Flocken rieselten so naßkalt ins Gesicht und auf den Nacken, und der eisige Wind griff durch sein dürftiges Gewand bis ins Mark. Fröstelnd kroch er in sich zusammen und torkelte, beide Fäuste tief in die leeren Hosentaschen vergraben, vor dem bissigen Gesellen her.

Zwei Gestalten wankten vor ihm her, Arm in Arm, unter dem Einflusse eines mächtigen Rausches. Mit innigem Be[illegible]gen beobachtete er ihre gewagten [illegible]wankungen.

[illegible]or Pitt Langdales Haus blieben [illegible]en und nahmen unter vielem [illegible]schütteln umständlichen und herz[illegible] Abschied von einander, als gelte [illegible]ürs Leben. Endlich verschwand [illegible] — Luke erkannte die hagere Ge[illegible]t trotz der Dunkelheit — in den [illegible]horweg und sein Gefährte taumelte unbeholfen weiter. Doch nicht allzuweit sollte er diesmal gehen. Mr. Unbekannt, der gegenwirkenden Stütze seines Partners beraubt, gerieth mehr und mehr in Schuß, und der alte Praktikus hinter ihm sah mit stiller Schadenfreude den Augenblick herankommen, wo das Lied sein Ende erreicht haben würde.

Da! — —

Jetzt wollte der Kopf so, die Beine wollten so und nun lagen die streitenden Parteien hübsch einträchtig bei einander im Schnee. Wohl machte ihr Herr noch einige Anstrengungen, die Rebellen zum Gehorsam zurückzuführen, und sich selbst dem kühlen Lager zu entwinden, doch sah er gar bald das Vergebliche seiner Bemühungen ein, und fügte sich. Mit tiefem Seufzer, der an das behagliche Knurren eines sich in der Sonne streckenden Hofhundes erinnerte, rollte er sich zum schwarzen Klumpen zusammen.

In Patrick regte sich das Mitleid. Er konnte den Mann doch nicht bei dieser Hundekälte im Schnee liegen lassen, der holte sich am Ende den Tod davon. So trat er näher, und begann den Trunkenen, der schon ein sanftes Schnarchen hören ließ, nach allen Regeln der Kunst zu rütteln und zu schütteln. Hin und her wälzte er ihn im Schnee und wandte alle seine Mittelchen an, die ihm seine reiche Erfahrung lehrte. Endlich, endlich gab jener Zeichen wiederkehrenden Bewußtseins von sich, und es gelang dem Burschen, ihn auf die Beine zu stellen und ihm, der wie ein Bündel Flicken in seinen Armen hing, ins Gesicht zu sehen. Er entdeckte jetzt, daß es ein Herr seiner näheren Bekanntschaft, ein sehr würdiger und achtbarer alter Herr sei.

„Eh! — Euer Ehren!"

„Uhumm".

„Ist hier kein guter Platz zum Schlafen".

„Uhumm".

„Soll ich Euch nach Hause bringen?"

„Uhumm".

Da augenscheinlich weiter keine Antwort aus dem Halbbewußtlosen herauszubringen war, faßte ihn Luke kurz entschlossen fester unter die Rippen und schleppte ihn mit sich fort. Allmählich munterte die Bewegung und der eisige Nordost seinen Schützling soweit auf, daß er die Herrschaft über seine Beine leidlich wieder gewann. Dennoch lief der Schweiß dem Burschen an allen Gliedern nieder, als sie endlich vor der gesuchten Wohnung standen und er das Geschäft des Aufschließens übernahm.

„Nun seid Ihr heim."

„Uhumm."

„Geht's alleine?"

„Uhumm."

Der alte Herr kramte umständlich aus irgend einer seiner Taschen ein Geldstück hervor, das er ihm in die Hand drückte, und verlor sich brummend in's Innere des dunklen Flurs.

Luke aber stand im Schnee und rieb die Münze tastend zwischen Zeigefinger und Daumen.

„Eh? — 'Nen Doller? — 'nen Doller? Wette um ein Pint Old Pall Whiskey, ist 'nen richtiger Doller. — Heiho! Die Jungens werden Augen machen." Und Luke setzte sich in Trab.

Fünfzehn Minuten später stand er mit French, John und Bill-Bill bei Sats an der Bar und wieder eine Stunde späterlag er nun seinerseits im tiefen Schnee und wußte nichts mehr von sich oder der Welt, bis sich seiner ein Konstabler erbarmte.

II.

Richter Wells saß beim Frühstück. Mit derselben Sorgfalt, die ihn bei seinen Amtsgeschäften auszeichnete, zerlegte er den gebratenen Speck in mundgerechte Häppchen und bestrich den dampfenden Maiskuchen mit duftendem Honig. Vorsichtig mischte er dann seine Tasse Thee mit einer kräftigen Dosis echten Jamaika und versüßte sie mit braunem Ahornzucker. Aber die Hingebung, die er sonst bei dieser Arbeit an den Tag legte, wohnte ihm heute nicht inne. Seine Bewegungen waren müde und lässig, über sein joviales Gesicht war ein Schleier von Melancholie gebreitet, und seine wohlgepflegte Hand fuhr zeitweise über die Stirne, als wollte sie finstere Gedanken verscheuchen, die sich dahinter tummelten. Kurz, Richter Wells litt noch unter den Nachwehen der verflossenen Nacht.

Seine Stimmung wurde auch nicht verbessert, als ein Konstabler eintrat und ihm in seinem breiten irischen Dialekt Meldung erstattete.

„Ist ein alter Bekannter, Euer Ehren."

„So laß ihn laufen, ich habe keine Zeit."

„Ist aber auch widers Gesetz, Euer Ehren."

„Hol' der Teufel das Ge— das Gesindel. So bringe ihn hierher, Pat. Das wird hoffentlich nicht gegen das Gesetz sein."

Da Pat hierin nichts Gesetzwidriges finden konnte, so stand Luke wenige Minuten später vor dem Richter.

Der Bursche sah nicht aus, als wenn ihm die vergangene Nacht viel Beschwerden verursacht hätte.

Ein riesiger Strahl aus der Pumpe im Hofe hatte ihm alle Dünste aus dem Schädel gejagt, und nun stand er da, frisch und munter, als habe er ein Stück des klaren Wintermorgens mit hereingetragen.

Seine Ehren betrachtete ihn mit stillem Neide.

„Luke Patrick, Konstabler Pat meldete mir, er habe Euch wieder einmal total betrunken auf der Straße liegend gefunden. Ist dem so?"

„Kann's nicht leugnen, Euer Ehren."

Diese unverfrorene Antwort, von einem gleichmüthigen Achselzucken begleitet, ärgerte den Richter.

„So? Und das gesteht Ihr mit der ruhigsten Miene von der Welt ein? Schämt Ihr Euch denn gar nicht? Wie oft habt Ihr schon so vor mir gestanden, wie oft habe ich Euch dieserhalb schon in's Gewissen geredet. Aber ich hätte ebenso gut dem Tische hier predigen können. Bedenkt Ihr denn gar nicht, daß Ihr Euch so zum Thier macht? Daß Ihr Euer bischen Menschenwürde, das Ihr vom Schöpfer zuertheilt bekamet, in den Koth werft und mit Füßen tretet? Bedenkt Ihr nicht? Nun, wie gelangtet Ihr gestern wieder zu diesem abscheulichen Rausch?"

„Ja, Euer Ehren haben da doch eigentlich selbst die Schuld."

„Was? Ich?"

„Nun ja, ich habe Euer Ehren Dollar nach Euer Ehren Wunsch untergebracht, und das ist mir doch ein bischen viel geworden."

„Meinen Dollar.?"

„Ja, Euer Ehren."

„Ich hätte Euch 'nen Dollar zum Vertrinken gegeben?"

„Euer Ehren waren so gütig. Euer Ehren gaben mir den Dollar, als ich Euer Ehren gestern Abend aus dem Schnee buddelte und nach Hause brachte."

„Waas? Ihr — Ihr habt mich — aus dem Schnee — gebuddelt?"

Luke lächelte liebenswürdig.

„Ich war so frei, Euer Ehren."

„Luke, habt Ihr von meinem — mein guter Luke, habt Ihr von Eurem Dienste erzählt?"

„Euer Ehren, ich bin doch keine Klatschschwester", betheuerte der Hallunke.

Der Richter athmete erleichtert auf.

„Wenn Ihr einmal die beste Absicht habt, Euch zu bessern, und seht Euch nach 'ner Arbeit um, so wendet Euch getrost an mich, ich will thun, was in meinem Vermögen steht. Und nun geht in die Küche und laßt Euch von Mrs. Barnow ein ordentliches Frühstück geben."

„Besten Dank, Euer Ehren."

III.

Seelenvergnügt wanderte Luke in die Küche. Ein blendend weiß gescheuerter Anrichtetisch erhob sich breit und gewichtig von den hellen Sandsteinfließen, die so sauber waren, daß er ohne Ekel hätte davon essen können, wenn ihn nicht gerade diese Reinlichkeit mit Widerwillen erfüllt hätte.

„Nun, Mister, was wünscht Ihr?"

Erstaunt blickte er empor. Diese weiche, jugendliche Stimme konnte unmöglich dem alten Gerüst, der Barow angehören.

Ah! Dort am Herd die junge Dirne im kattunen Hauskleid, mit dem blühenden Gesicht und der blonden Haarkrone, die so hell im glitzernden Lichte der Wintersonne flimmerte, sie hatte die Frage gestellt.

Wie freundlich die blauen Augen blickten! Luke vergaß ganz darüber zu antworten.

„Sagt, Mister, seit Ihr ein wenig stumm, oder braucht immer so viel Zeit, eine Antwort zu geben?"

„Eh, Miß, ich — ich komme vom Richter — und soll — soll mir hier — etwas zu essen — geben lassen. Ich bitte schön drum."

„Seine Ehren schickt Euch? Na, da kommt doch herein und setzt Euch, derweil ich auftrage. Kommt, kommt und seid nicht blöde."

So nöthigte sie ihn mit freundlicher Miene. Luke nahm schüchtern, wie ein Schuljunge, auf einem der Binsenstühle Platz.

Er ärgerte sich über sich selbst. Sonst war er nie um eine Antwort verlegen und jetzt — keinen Ton konnte er herausbringen. Er sah auf seine zerrissenen Schuhe, auf seine zerlumpte Hose und dann wieder auf seine reichliche Umgebung und auf das blitzsaubere Mädchen, welches da vor ihm so eifrig hantirte und — schämte sich.

Inzwischen hatte das Mädchen den Tisch gedeckt. Reichlich war und Alles so appetitlich. Schinken und Wurst und Eier neben weißem Brod und goldiger Butter. Gar eine riesige Flasche hellen Bieres aus der deutschen Brauerei. Luke gingen fast die Augen über. Sein Herz schlug dankbar für die Spenderin. Wenn sie nur nicht daneben gestanden hätte.

Ah! Jetzt zog sie sich an den Herd zurück. Er griff zu. Erst schüchtern, doch beim Essen kam ihm der Muth und bald ließ er all den schönen Dingen, die sich da vor ihm ausbreiteten, Ehre angedeihen.

Das Mädchen beschäftigte sich mit Töpfen und Kasserolen. Zuweilen flog ihr Blick zu dem eifrig Essenden hinüber und mitleidiges Interesse malte sich dann in ihrem lieben Gesichtchen, wenn sie den heißen Appetit sah, mit dem er den vorgesetzten Speisen zusprach. Als Lukes Eifer abzukühlen begann und er die Bissen bedächtiger kaute, kam sie dem Tische wieder näher. Die angeborene weibliche Neugier ließ ihr keine Ruhe und trieb sie, sich eingehender nach den Verhältnissen ihres Gastes zu erkundigen.

„Ihr waret wohl sehr hungrig?" eröffnet sie die Unterhaltung.

„Ja."

„Ihr habt wohl schwere Zeiten mitgemacht?"

„Ja."

Luke wußte nicht, was er antworten sollte.

„Und seid in Noth gerathen?"

„Ja."

„Armer Mann! Da thatet Ihr recht, Euch an den Richter zu wenden. Er ist ein freundlicher, hilfsbereiter Herr."

„Ja."

„Ihr seid einsilbig, Mann," sagte sie jetzt, etwas piquirt durch sein sprödes Verhalten. „Ihr solltet Euch mir ruhig anvertrauen. Ich bin die Nichte von Mrs. Barnow und wenn ich meine Tante bitte, sich Euerer anzunehmen —"

„Um Gott!", stieß Luke erschrocken hervor.

„Wie?"

„Ich — ich wollte sagen, warum soll ich die alte Dame belästigen?"

„Oh, da thut Ihr meiner Tante Unrecht. Die hilft gerne, wo sie kann. Vielleicht vermag sie Euch irgendwo Arbeit zu verschaffen, sie hat viele Bekannte in der Stadt. Ihr sucht doch Arbeit?"

„Natürlich — ja — natürlich," log Luke, der sich um Alles in der Welt diesem Mädchen gegenüber nicht in seinem wahren Lichte gezeigt hätte.

„Seht Ihr? Da ist meine Tante die rechte Frau. Wenn sie einem rechtschaffenem Menschen — Und Ihr macht mir ganz den Eindruck eines solchen — wenn sie einem rechtschaffenen Menschen, der unverschuldet in Noth gerathen ist, helfen kann, thut sie es von ganzer Seele gern. Da könnte ich Euch mehr als ein Beispiel erzählen. Kommt aber ein Lump, ein Trunkenbold und Taugenichts und bettelt sie an, oh, wie sie mit dem abfährt! Sie haßt diese schlechten Menschen wie die Sünde. So hat sie mir von einem Patrick erzählt, einem Burschen, der schon am frühen Morgen betrunken ist und so zerlumpt und schmutzig einhergeht, daß man nicht weiß, ob seine Lumpen Schmutz oder sein Schmutz Lumpen sind. Wenn nur die Hälfte wahr wäre, was die Tante von ihm weiß oder von ihm gehört hat, muß er der lüderlichste Kumpan des ganzen Distrikts sein. Wie die Tante über den schimpft, Ihr macht Euch keinen Begriff davon!"

„Ich glaub's schon," entfuhr es mit einem tiefen Seufzer innerster Ueberzeugung.

„Kennt Ihr diesen schrecklichen Menschen?"

Sie hatte sich in ihrem Eifer dem Burschen gegenüber gesetzt und nun befand sich ihr hübsches Antlitz so nahe dem seinen, daß er ihren warmen Athem spürte.

Er stutzte und blickte ihr prüfend in die Augen. Wollte sie ihn verspotten? Sie aber sah so ernsthaft darein, so ganz eingenommen von ihrem Gedankengang, daß sein Argwohn sofort wieder verschwand. Nein, sie kannte ihn nicht.

„Hört Ihr, ob Ihr ihn kennt?" Ungeduldig wiederholte sie die Frage.

„Nein, nein, ich kenne ihn nicht," verleugnete sich Luke.

„Oh, dieser Bursche soll den Whisky wie Wasser trinken. Gräßlich! nicht wahr? Trinkt Ihr auch Branntwein?"

Nein! Nie!" log Patrick, ohne nur roth zu werden.

„Seht Ihr, das gefällt mir an Euch. Ich denke zwar nicht so strenge, wie die Tante, ein Glas Bier oder Wein lasse ich gelten, aber einen Trinker kann ich auch nicht leiden, ebenso wenig wie einen Spieler. Spielt Ihr?"

„Nein, nein. Ich rühre keine Karte an."

Luke hätte sich um seine Seligkeit gelogen, nur diesem Mädchen nicht zu mißfallen.

„Das ist nett! Das ist nett!" rief die Kleine und ihr Gesichtchen strahlte vor Freude. „Ihr gefallt mir immer besser. Nun aber sagt auch, wie seid Ihr so in Noth gerathen oder — sprecht Ihr nicht gern davon?"

„Nicht gern," sagte er diesmal der Wahrheit gemäß, denn er schwieg jetzt wirklich am liebsten darüber.

„Das kann ich mir denken. Tüchtige Männer klagen niemals gern, sie handeln lieber. Und nun wollt Ihr Euch durch tüchtige Arbeit wieder helfen? Brav, Mann, brav! Immer den Kopf oben!"

Sie hatte in ihrer herzlichen Freude seine schmutzige Rechte ergriffen, ohne davon zurückzuschrecken, und er fühlte, wie ihm alles Blut zu Herzen schoß.

„Kitty!"

Luke war in seinem ganzen Leben nie musikalischer wie ein Brüllfrosch gewesen und das Gekreisch einer Negerbande war ihm der höchste aller harmonischen Genüsse, der Ton aber, mit dem dieser süße Mädchenname gerufen wurde, schrillte ihm durch Mark und Bein und ließ ihn unwillkürlich die Zähne zusammenknirschen.

Wie ein Strafengel des jüngsten Gerichts stand Mrs. Barnow in der Thüre und blickte drohend von Einem zum Andern.

„Kitty, was treibst Du dort?"

Diese Frage wurde von einem sengenden Zornesblick auf Luke begleitet, der darunter erbebte.

„Ich? — Ich habe dem armen Manne ein Frühstück gegeben."

„So? Weißt Du, wer — ich frage — wer dieser ist?"

„Seinen Namen kenne ich nicht, aber er ist ganz unverschuldet in Noth gerathen", war Kittys schüchterne Antwort. „Falsche Freunde haben ihn betrogen, ihn um sein Vermögen gebracht. Er hat aber den Muth behalten und will getrost wieder von vorn anfangen," beeilte sich Kitty ihren Schützling zu loben.

„Luke Patrick!"

Das war Blitz und Schlag zugleich. Der Bursche duckte sich unwillkürlich und das Mädchen stieß einen leichten Schreckensschrei aus, als sie ihn bei diesem gräßlichen Namen nennen hörte.

„Luke Patrick, Ihr seid ein noch größerer Hallunke, wie ich es mir jemals habe denken können. Ihr seid nicht allein ein Lüdrian, ein Säufer, ein Taugenichts und Heide, Ihr seid auch ein Lügner, ein Schleicher, ein Verführer. Ihr habt meine Nichte belogen und das Mitleid ihres unerfahrenen Herzchens erschlichen. Sieh ihn Dir doch an, Kitty, diesen Strolch. Wie er dasteht, in Lumpen, mit zerrissenen Schuhen und knapp einen Fetzen Hemd am Leibe. Luke Patrick," und sie richtete sich straffer empor und deutete gebieterisch zur Thüre hinaus, „verlaßt diese meine reine Küche und dieses reine Haus und laßt Euch nie wieder drinnen sehen, wenn noch ein Fünkchen Scham in Euerer Seele wohnt."

Der Strolch wollte etwas Derbes erwidern, denn es kochte in ihm. Aber ein Blick auf das Mädchen, welches ihn so traurig und vorwurfsvoll ansah, und er schob trotzig seine Hände in seine Hosentaschen und ging schweigend zur Thüre, geduckt wie ein bissiger Köter, der nach Gelegenheit spürt, Jemandem in die Beine zu fahren.

Fast hatte er den Flur erreicht, als ihn eine freundliche Stimme beim Namen rief und gehorsam blieb er stehen, ohne sich indeß zu wenden.

„Luke Patrick," klang es weich an sein Ohr, „Tante hat Euch böse, harte Worte gesagt und Tante kennt Euch und hat wohl recht."

Der Bursche zuckte schmerzlich zusammen.

„In einem aber, hoffe ich, hat sie nicht Recht, daß Ihr Euch nicht bessern wollt. Tante hat mir erzählt, Ihr seid wild und verwahrlost aufgewachsen, keine liebe Hand hat Euch geleitet und geführt, nur böses Beispiel habt Ihr vor Augen gehabt; da ist es kein Wunder, daß Ihr leichtsinnig, aber doch nicht ganz schlecht. Richtet Euch empor, seid ein Mann. Entsagt dem leidigen Müßiggang, unterlaßt das häßliche Trinken. Bitte, bitte, lieber guter Luke Patrick, bessert Euch. Versucht es doch. Es ist ja gar nicht so schwer."

Kitty war hinter den armen Sünder getreten und hatte ihm ihre kleine Hand schmeichelnd auf die Schulter gelegt. Ein Beben, wie wenn der erste Morgenhauch durch die schlaffen Wipfel fährt, lief durch seinen Körper.

Luke drehte sich langsam herum. Er wagte es nicht, nach Kittys Hand zu greifen, aber ein dankbarer, herzlicher Blick traf ihr Gesichtchen, daß es sich mit hellem Purpur übergoß.

„Mistreß Barnow," sagte er in ruhigem Tone.

„Geht, Luke Patrick, ich mag nichts von Euch hören."

„Mistreß Barnow," rief er dringender. „Ihr habt mir eine Rede gehalten, daß kein Hund einen Knochen von mir nehmen möchte. Ihr habt kein gutes Haar an mir gelassen, aber Ihr habt recht, ich bin ein ganz miserabler Kerl. Das weiß ich aber nicht erst durch Euch, nein, ich wußte es lange schon selber, aber ich wollte es sein. Wie aber Miß Kitty so liebe freundliche Worte zu mir gesprochen hat, ist es in mir hell geworden. Tageshell. — Oh, ich bin wüst aufgewachsen, doch es ist nicht immer so gewesen. Eine liebe Mutter hat einstmals auch über mich gewacht, hat mich mit freundlichen Worten auf die Bahn des Guten gelenkt. Miß Kitty, wie Sie vorhin sich so lieb und gut um mich bemühten, war es mir, als sei meines guten Mütterchens Seele verklärt aus dem Grabe gestiegen und rede wieder zu mir mit sanfter Stimme. Und als ich Sie so mitleidig weinen sah, da war es mir, als beuge sich meine Mutter über mich, sähe mir so todestraurig in's Auge und küsse mir die Stirn mit bebender Lippe. Da stieg es in mir auf, heiß und siedend und ich hätte laut aufschreien mögen und doch jubeln zu gleicher Zeit. Was Miß Kitty zu mir gesprochen hat, das hat sich mir wie Feuer in Kopf und Herz gefressen und mich aus meinem Dusel erweckt. Ja, ich bin erwacht und in mir ist mein Wille erwacht. Ich will ein rechtschaffener thätiger Mensch werden! Ich will nicht mehr spielen und saufen und faullenzen! Ich will nicht! Darauf gebe ich Euch die Hand, Mistreß Barnow."

„Laßt nur, ich glaube doch nicht an die Dauer Euerer Besserung," murrte die Dame unzufrieden.

„Worauf Luke Patrick noch je seine Hand gegeben, das hat er gehalten," antwortete der Bursche stolz und ergriff ohne Weiteres die Rechte der Widerstrebenden, um sie derb und dauernd nach echter Hinterwäldler Manier zu schütteln.

„So, jetzt haben wir einen Pakt gemacht und wenn ich ihn breche, mag mich der Teufel holen."

„Gott mag's geben," brummte die Alte.

Ob Luke den Pakt gehalten hat?

Etwa drei Meilen von Wilsonville besitzt er eine kleine, nette Farm. Dort könnt Ihr Mrs. Kitty Patrick fragen, oder, wenn Ihr an einem Sonntag Nachmittag kommt, wendet Euch an Mrs. Barnow. Sie wandert dann regelmäßig hinaus, um, wie sie sagt, nach dem Rechten zu sehen, oder, wie Luke fest und steif behauptet, ihm seine kleinen Patricks, den Joshua und die Mary Ann, nach allen Regeln der Kunst zu verziehen.

— Druckfehler. — Geld ist oft das Leimmotiv der Ehe.

Seite 9–16.

Sonntagpost

Seite 9–16.

Chicago, Sonntag, den 1. Juli 1900.

(Für die „Sonntagpost.“)

Die Galgenfrist.

Novellette von Albert Weitze.

„Schön,“ sagte Mr. Mühlemann zu seiner Frau, „schön, aber das ist sozusagen die Galgenfrist. — Vier Wochen könnt Ihr Euch in St. Louis zum Besuch bei Deiner Schwester aufhalten. Hat sie in den vier Wochen keinen Erfolg aufzuweisen, d. h. ist sie nicht niet- und nagelfest verlobt, so heirathet sie meinen Partner Müller ... damit Punktum..... Die Heirath mit der Anna, das war ja der ganze Zweck, weshalb sich der steinreiche Mann mit mir vor zwei Jahren assoziirte und mich vor schmählichem Bankerott rettete ... und jetzt will sie meine Pläne durchkreuzen? . Solche Dummheiten! Ich habe ihr die Reise zu der Tante versprochen! Nun gut, aber Du reist mit und hast die Augen offen. Es wird wohl Keiner anbeißen, aber wenn ... na, dann bist Du da — der Drache, der das Dornröschen bewacht! Ha, ha, ha! Uebrigens sag einmal selbst, ist der Müller nicht eine gute Partie?“ „Ja,“ fiel ihm die Frau ein, „das hab' ich ihr auch immer klar machen wollen ... einmal ... hundertmal ... Sie aber will partout von Müller nichts wissen. Sie will keinen Mann, der beinahe so alt ist ,wie ihr Papa!

„Na, hör mal, Frau, die Anna mit ihren 25 Jahren ist auch kein Spring-Chicken mehr und als einer der ältesten Kommissions-Kaufleute der South Water Straße verstehe ich mich doch wohl auf den Werth des Geflügels. Alte Gänse, das weißt Du ja von Dir selbst, gelten nicht viel. Ha, ha, ha!“ und er lachte über seinen rohen Spaß aus vollem Halse. —

Die Frau fühlte sich über den beleidigenden Vergleich gekränkt, aber sie unterdrückte den in ihr aufsteigenden Zorn, um die gute Laune ihres Eheherrn nicht zu vertreiben, denn es galt jetzt vor allen Dingen, ein zureichendes Reisestipendium aus ihm herauszuschlagen.

Das war ein schwieriges Stück Arbeit. Mühlemann wußte als Kommissions-Kaufmann von Allem, was auf Erden und in der Luft kreucht und fleucht, und im Wasser schwimmt, was auf Bäumen und Sträuchern, auf dem Lande und auf dem Meeresboden wächst, den Preis. Was aber eine Frau heutzutage an Garderobe braucht und was diese kostet, das war ein Ding, für das ihm absolut jedes Verständniß fehlte. Seit ihrer Verheirathung hatte sie um jeden Dollar schwer kämpfen müssen, und jede Ausgabe für ihre oder später ihrer Tochter Garderobe war von ihm als unnütze Verschwendung verschrieen und so viel wie möglich beschnitten worden. — Aber heute nahm sie sich vor, unter keiner Bedingung auch nur einen Cent von der Summe, die sie fordern wollte, nachzulassen! — „Weißt Du auch, Adolph,“ — jetzt ging sie mit dem ersten Schuß zum Angriff über — „warum eigentlich unsere Anna eine alte Jungfer geworden oder wenigstens nahe daran ist, es zu werden? Das will ich Dir sagen! — Daran ist einzig und allein Dein Geiz schuld! Alle ihre Freundinnen haben in Theatern, auf Bällen, an der See oder auf Reisen die Bekanntschaft junger Männer gemacht und sich gut verheirathet ... unsere Anna hat zu Hause hocken müssen! Wo hätte ich sie hinnehmen können? Mit den Kleidern? Ich hätte mir ja die Augen aus dem Kopf schämen müssen!“ — „Na, ich sollte meinen,“ knurrte der Alte, „Ihr habt mir genug gekostet!“

„Mann, hast Du keine Augen im Kopfe? Siehst Du denn nicht, daß Dein Weib und Dein Kind zum Gespött von ganz Chicago halb nackt herumlaufen?“ — Dann sank sie erschöpft in einen Stuhl und weinte ... weinte bitterlich.

Zu jeder anderen Zeit hätte ihn dieser Thränenerguß kühl bis an's Herz gelassen, — er wußte, eine Frau, die sich ausgeweint, hat ihre beste Munition verschossen, heute aber stellte er sich, als ob er daurch gerührt sei und übergab ihr die erbetene Summe ohne auch nur einen Cent abzudrücken; die Frau war ganz erstaunt über die Freigebigkeit ihres Mannes. Sie hatte sich auf einen harten Kampf gefaßt gemacht, und jetzt war ihr der Sieg so leicht geworden! Das war ja ganz wunderbar; sollte er endlich auf seine alten Tage noch zu der Einsicht gekommen sein, daß nicht blos der Mann, sondern auch die Frau Ansprüche an dieses Leben hat?

Darin irrte sie sich aber ganz bedeutend! — Diese Einsicht war ihm nicht gekommen. Im Gegentheil, so bald sie fort war, fluchte er ganz gotteslästerlich über die Putz- und Verschwendungssucht der Weiber. Was ihn zu dieser Freigebigkeit veranlaßte, war nicht die Aenderung seiner Ansichten oder gar sein gutes Herz, nein kalte Berechnung war die Triebfeder seines Handelns. Er brauchte ihre Hilfe zur Ausführung seines Lieblingsplanes. Wer konnte ihm besser dabei helfen, als sie, die Mutter? Wußte er doch, daß in Herzensangelegenheiten der Töchter ein liebend Wort der Mutter in der Regel mehr Gewicht hat, als ein vollgezähltes Dutzend Donnerwetter eines unwilligen Vaters. — Glücklicher Weise schien sie ja auf seiner Seite zu stehen und die Heirath zu begünstigen. Das war merkwürdig genug; war es doch wohl das erste Mal in ihrer langen Ehe, daß sie mit ihm in einer wichtigen Sache übereinstimmte und nicht mit der Tochter im Bunde gegen ihn Front machte. — Das heutige Geldopfer war also gewissermaßen der Preis, den er für ihre Bundesgenossenschaft zahlte! Nie und nimmer hätte er diese Reise zugegeben, diese „Galgenfrist,“ wie er sich zynisch ausdrückte, und damit seine Pläne direkt in Gefahr gebracht, wenn er nicht fest überzeugt gewesn wäre, daß sie resultatlos verlaufen würde. Stand seine Frau zu ihm, so konnte ganz St. Louis der Anna zu Füßen liegen: die würde sie schon, so unverlobt wie nur möglich, zurückbringen. Und dann nach diesem Fiasko würde Anna zerknirscht in den sauren Apfel beißen und den Müller heirathen! —

Am Tage der Abreise ließ es sich Müller nicht nehmen, die Damen nach dem Bahnhof zu geleiten — Mühlemann fiel so etwas gar nicht ein —; er war voller Aufmerksamkeit gegen dieselben, namentlich gegen die ältere, die er förmlich mit Liebenswürdigkeiten überschüttete. Diese nahm seine Galanterien mit unverkennbarer Freude entgegen. Es that ihr so wohl, schöne Worte von einem Manne zu hören. Wie er Alles an ihr bewunderte — wenn sie da an ihren groben Mühlemann dachte, brrr! — ja, sie war eitel, die kleine Frau; eitel und gefallsüchtig! Das war die Stelle, wo der Müller sie sterblich gefunden — er hatte sich ihr in's Herz eingeschmeichelt. Natürlich haute er bloß auf den Sack, aber den Esel meinte er, pardon, ich wollte sagen, er poussirte die Mutter, um durch diese auf die Tochter zu wirken. — Selbstverständlich hatte er erst das Geschütz seiner Liebenswürdigkeiten auf diese selbst gerichtet, aber er hatte damit wenig erzielt, denn Anna hatte ihm ziemlich unverblümt zu verstehen gegeben, daß sie ihn für einen Gecken halte und daß sie sich von einem solchen alten Narren alle albernen Zierlichkeiten verbitte! Das war deutlich! Er änderte daher seine Taktik. Sein zweiter Angriff galt der Alten. Wie wir gesehen haben, mit Erfolg! Die würde dann schon für ihn in's Zeug gehen!

Und das that sie, that's auch heute, sobald sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte; in allen Tonarten blies sie sein Lob. Anna hörte kaum zu: das war ja immer dieselbe alte Melodie! — Aber die Mutter ließ nicht nach, trotzdem sie Anna verschiedene Male darum gebeten. Das ärgerte das Mädchen. Und wenn sie ärgerlich war, so genirte sie sich durchaus nicht, ihren Gefühlen recht kräftigen Ausdruck zu verleihen. War sie doch ein Kind des fast dreißigjährigen Ehekrieges und sozusagen aufgezogen unter dem schweren Geschütz der väterlichen Donnerwetter und dem Kleingewehrfeuer der mütterlichen Schimpfereien. Die sonst unter dem Mantel der häuslichen Eintracht schlummernden Untugenden werden im häuslichen Kriege zu häßlichen Leidenschaften entfacht! Das Kind hatte den Geiz, die Geistesrohheit, die Eifersucht des Vaters, die Putz- und Gefallsucht, den Trotz, die Hinterlist der Mutter kennen gelernt. Kein Wunder also, daß unter dem Unfrieden des Hauses auch ihr Gemüth gelitten und daß ihr die echte, vertrauende Kindesliebe mangelte. Klug, wie sie war, hatte sie den Plan des Vaters durchschaut. Dem herzlosen Manne war sie und ihr Glück ein bloßer Faktor, mit dem er rechnete: und die Mutter war eine eitle Frau, die von dem alten Gecken, dem Müller, umschmeichelt, auf der Tochter Glück keine Rücksicht nahm, wenn sie nur den ihr genehmen Mann als Schwiegersohn heimführen konnte — Aber sie wollte ihren Eltern jetzt zeigen, daß sie nicht blos Waare wäre, die man verhandeln könne. Diese Reise sollte ihnen die Augen öffnen, daß, wer Wind, gesäet, Sturm ernten soll. —

„Mutter“, unterbrach sie daher das Loblied der Alten, „ich werde den Müller nie heirathen!“

„Aber Anna, Müller ist doch eine ausgezeichnete Partie.... er gefällt mir sehr....“

„Mir durchaus nicht, und das ist doch wohl die Hauptsache....“

„Aber Anna, der Vater hat doch....“

„Genug andere Waare zu verkaufen, als mich. Ich werde heirathen, sehr bald; aber nicht diesen Müller.... der meiner Mutter den Hof macht.... sondern Jemanden, der mich selbst liebt“.

„Und wer ist dieser Jemand, wenn man fragen darf, Fräulein Impertinent?“ fragte die Mutter mit unterdrückter Wuth.

„O, ich werde ihn Dir in St. Louis vorstellen“, antwortete Anna gelassen.

Die Alte kochte vor Wuth! — War das möglich? Ihre Anna, ihr eigen Fleisch und Blut, hatte sich wieder sie gekehrt, um sie durch diese Reise in die Falle zu locken. Großer Gott im Himmel! Was würde ihr Mann dazu sagen? Nie würde er glauben, daß sie an der Geschichte unschuldig, daß sie selbst von der herzlosen Tochter überlistet sei.... Aber wie war das überhaupt zugegangen? Sie hätte doch Etwas merken müssen, wenn Anna ein Verhältniß mit einem jungen Manne gehabt hätte! Und nun sollte der gar in St. Louis sein, wo sie absolut keinen Menschen kannte? — Tausend Fragen hätte sie auf einmal der Anna ins Gesicht schleudern können, aber vor Zorn konnte sie keinen artikulirten Ton hervorbringen, nur ein leises Stöhnen entrang sich der gequälten Brust. — So fuhren sie lange Zeit schweigend hin — endlich brach Anna die unheimliche Stille, indem sie in ganz geschäftsmäßigem Tone auseinandersetzte, wie das Alles gekommen sei. — In ihrer Eigenschaft als Buchhalterin der Firma Mühlemann & Müller hatte sie die Bekanntschaft eines Angestellten der Adams Expreß Company gemacht. Diese Bekanntschaft war zur Liebe gereift, und nach unterschiedlichen heimlichen Zusammenkünften hatten sie sich verlobt, ohne daß sie es für nöthig befunden, die elterliche Zustimmung nachzusuchen, da dieselbe ja doch verweigert worden wäre. Vor einiger Zeit sei ihr Bräutigam nach St. Louis versetzt. — „Und“, schloß sie, „dies war der Grund, weshalb ich auf dieser Reise bestand. Sobald wir in St. Louis angekommen sind, werden wir uns trauen lassen und den Vater benachrichtigen. Mein Bräutigam hat alle Vorkehrungen getroffen“.

Sprachlos lauschte Frau Mühlemann der Erzählung dieses schändlichen Komplotts. War es möglich, daß sie solche Schlange an ihrem Busen genährt hatte? Ihre Eltern so zu hintergehen! Was sollte sie jetzt blos thun?

Da plötzlich schien ihr ein rettender Gedanke zu kommen. „Kondukteur!“ rief sie. Der Kondukteur kam. „Wo kreuzen wir mit dem Zuge, der uns von St. Louis entgegenkommt und der nach Chicago fährt?“ — „In Springfield, Madame“. — „Dort lassen Sie mich aussteigen, ich fahre zurück nach Chicago!“ Und sie thats, ohne daß Anna einen Finger rührte, sie zurückzuhalten!

* * *

Während also die Tochter, glückselig im Vorgefühl des frohen Wiedersehens mit ihrem Geliebten schwelgend, der Stadt des heiligen Ludwig entgegendampfte, sah die arme Mutter mit Schrecken ihrer Ankunft in Chicago entgegen. — Von Meile zu Meile steigerte sich ihre Angst! Wie Kassandra den Dolch in ihres Mörders Hand, sah sie das furchtbare Gewitter, das sie zerschmettern würde, über ihrem Haupte; aber auch sie konnte ihm nicht entgehen! Der alte Mühlemann war eben furchtbar in seinem Zorn! Und sie hatte keinen Bundesgenossen! Früher hatte ihr die Anna beigestanden. Die war aber zur Verrätherin geworden — und sie hatte ihr so vertraut! Wenn der gute Müller blos nicht so erbarmungslos in seinen Gefühlen verletzt worden wäre, vielleicht hätte der sich zum Blitzableiter hergegeben, und durch die vergoldete Spitze seines geschäftlichen Einflusses die Schwere des Schlages abgeleitet! Aber so? — Spielte er jetzt nicht die lächerliche Figur des Liebhabers, dem sein Schätzchen mit einem Anderen durchgegangen ist! Der arme, arme Müller! Der glaubte ihr sicherlich auch nicht, und aus ihrem besten Freunde wird ihr jedenfalls ein schlimmer Feind werden!

Endlich lief der Zug im Union-Depot ein. Ein Telegraphenbote rief laut ihren Namen. Sie antwortete und nahm eine Depesche in Empfang. — Der Inhalt derselben muß ihre Befürchtungen bestätigt haben, denn sie rief halblaut: „Also es ist wirklich wahr!“ Darauf bestellte sie eine Droschke, fuhr aber nicht an ihrem Hause vor, sondern stieg schon vorher an der nächsten Ecke aus. — Sie wollte sich erst sammeln, denn es war ihr zu Muthe, wie dem verlorenen Sohn in der Bibel, der auch erst ums Haus schlich, ehe er seinem Vater vor Augen trat.

Es brannte noch Licht im Zimmer ihres Mannes. Sie öffnete geräuschlos die Thüre und schlich sich leise die Treppe hinauf! — Er mußte noch so spät Besuch haben, denn sie hörte in seinem Zimmer laut sprechen. Richtig, jetzt sprach Müller! Aber das klang ja so eigenthümlich, gar nicht, wie sonst; das floß nicht, das haperte jede Sekunde; bald schrie er laut, bald sank die Stimme und endigte in unverständlichem Lallen. Und der Mühlenmann sprach, sang, lachte, — o, wie sie das rohe Lachen haßte! — Alles durcheinander! — Die Beiden waren, schien es ihr, gehörig betrunken — wer hätte das vom Müller gedacht? Sie schlich näher heran und lauschte.

„Wenn das so weiter geht.... alle vier Wochen....“ hörte sie ihren Alten brummeln.... „Gott Strambach.... dann werd' ich noch ganz lüderlich.... Uebrigens.... hic.... die Kleine war ganz famos.... Müller, Du bist ein Kenner.... ich habe mich ordentlich verliebt.... ich.... gehe.... alle Abend in den Tingeltangel....“

„Oh, ich werde Dir noch mehr von Chicago bei Nacht erzählen.... sieh.... ich muß ja auch noch schnell austoben ....denn in vier Wochen bist Du ja doch mein Schwiegervater.... ha, ha, ha!“ lachte der Müller.... „und Deine Alte wird meine Schwiegermutter.... ha, ha, ha!“ Dann fing er an zu gröhlen: „Eine böse Schwiegermutter ist des Teufels Unterfutter!“

„Wie hast Du“, lallte der zärtliche Gatte, „eigentlich Dir die alte Brennnessel zur Freundin gemacht?“

„Freundin? Sehr gut! Ich hasse die alte Schachtel.... Nichts für ungut, Papachen.... 's ist halt 'ne Kreuzspinne.... Deine Alte.... na, ich habe ihr geschmeichelt.... ha, ha, ha! sie hat sich so halb und halb selbst in mich verliebt....“ Das that's. Länger konnte die Frau Mühlemann die Schmähungen dieses Elenden nicht anhören. Das war ja ein ganz erbärmlicher Kerl! Und dem hatte sie ihre Tochter geben wollen? — Mit einem Ruck riß sie urplötzlich die Thüre auf. Das Menetekel in Babylons Schloß konnte den wüsten Kumpanen Nebukadnezars keinen größeren Schreck eingejagt haben, als der betrunkenen Firma die Erscheinung der Frau. In ihrem umnebelten Gehirn entstand unwillkürlich der Gedanke, daß das der Geist der Frau Mühlemann sein müsse, denn sie selbst mußte aller menschlichen Berechnung nach jetzt in St. Louis sein. „Alle guten Geister loben Gott, den Herrn“, betete Müller, der seit seiner Schulzeit her niemals einen Bibelspruch zitirt hatte, und der Senior-Partner der Firma sekundirte ihm: „Gott sei meiner armen Seele gnädig!“ — Aber als die Frau dann die Schleusen ihrer Beredtsamkeit öffnete und die Wogen ihres Zornes über ihren schuldigen Häuptern zusammenschlugen, da kehrte die Besinnung langsam zurück, und Mühlemann fragte kleinlaut: „Ja, aber wo ist Anna?“

„Die Anna ist gerettet! Gerettet aus Deinen Klauen, Du Rabenvater, der sein Kind an dieses Scheusal von Wüstling verkaufen wollte! — Ich selbst habe sie heute ein Stück Weges nach St. Louis begleitet, wo in aller Stille ihre Trauung mit einem ehrenhaften Manne vollzogen ist“. Dann zog sie die Depesche hervor und las: „Mrs. Mühlemann — Passenger C. & A. Train — Union Depot. — Soeben getraut. Anna und Franz“.

„Franz heißt die Kanaille“, lallte Müller, und taumelte aus dem Hause.

War's Sünde?

(Skizze von B. Herwi.)

Die drei Inséparables hatte man sie genannt, die Mutter und ihre beiden Töchter.

Immer sah man sie zusammen, immer einig, steis liebevoll zu einander, gütig zu Anderen, — nur die engste Familie wußte von ihnen, nur die Nachbarschaft. Gesellschaften gaben sie nicht, hier und da mal einen kleinen Damenkaffee mit klappernden Stricknadeln und reich besetzten Kuchentellern; selten gingen sie in's Theater, in's Konzert, in die Kirche nur an hohen Festtagen.

Die Töchter waren fleißig in der Wirthschaft, lasen der Mutter vor, gingen mit ihr spazieren, machten schöne Handarbeiten. Sie ersparten nichts von ihrer Rente und gingen auch nicht darüber hinaus.

Sie waren nichts Werthvolles für die Menschheit, nichts Störendes.

Ein Erdbeben, eine Ueberschwemmung hätte sie zusammen verschlingen können — kaum ein Ach des Bedauerns wäre vernommen worden.

Sie selbst — die Drei — wären damit gewiß zufrieden gewesen.

Dabei hatte Jede ihr Testament gemacht, immer zu Gunsten der Ueberlebenden.

Die Mutter war oft krank und ließ sich von Otty und Baby pflegen.

Sie nannte sie noch bei diesen Kosenamen, die aus der Kinderzeit stammten. Es klang den alten Mädchen wirklich wie eine Liebkosung.

Sie hatten einst im Hause, als der Vater noch lebte und sie in der kleinen Provinzstadt wohnten, eine englische Miß gehabt, von der stammten die Beinamen Otty und Baby.

Jetzt klang es sonderbar für die überschlanken, blassen Mädchen, die schon beim siebziger Krieg Charpie gezupft hatten. — Eine nervöse Bewegung der Fingerspitzen war bei Otty wohl davon übrig geblieben, auch die heiligste Erinnerung ihres Lebens, ihres Georgs Heldentod bei Mars la Tour. Er war ihr Verlobter und daher auch von Mutter und Schwester vergöttert.

Den Kultus pflegten sie alle drei.

An Baby war die Liebe nie herangetreten. Sie war ganz reizlos und stets männerscheu, las aber mit Vorliebe die Romane, die von glühendster Leidenschaft, von rasendster Eifersucht, von sensationellen Ereignissen handelten. Sie identifizirte sich im Stillen mit den Heldinnen, machte voll Herzklopfen im Geiste alle Stadien mit ihnen durch ... litt und jubelte mit ihnen ...

„Es ist übertrieben,“ tadelte die ältere Schwester einst leise. „Du reibst Dich damit auf ...“

... „Laß mich, Otty! Es ist doch meine einzige Freude! Du hast die wahrhaftige Erinnerung an erlebte Liebe, ich muß mit der erträumten zufrieden sein.“

„Du hast Recht, Bauy; wer so viel durchgemacht wie ich, kann auch einmal ungerecht sein ..., aber wie fein arbeitest Du wieder die Point-Lace-Stickerei, ich mache es Dir nicht nach, Schwesterchen!“

„Dafür sind Deine Weingelées wieder besser, die Du Mutterchen bereitest ... sag', Otty, findest Du lieb Muttchen nicht besonders elend?“

„Ja, sehr .. sehr blaß .. auch zuckt es so oft um den eingefallenen Mund, wie von mühsam zurückgedrängten Schmerzen ...“

„Man müßte doch mal ...“

„Ja, ja, Otty, man müßte ...“

Jede beschloß in dem Moment, heimlich zum alten Geheimrath zu gehen. Jede führte es auch aus, drang auf Wahrheit, erst flehend, dann energisch.

So erfuhren sie denn von dem unheilbaren Uebel, das, so lange verschleiert, nun zum Ausbruch drängte, arge Schmerzen mit sich bringend, grenzenlose verheißende, bis der endliche Verfall ... etwa in einem Jahre — zum Tode führen würde.

Zwei bis in's Herz getroffene, elende Geschöpfe eilten dem Heim entgegen, das furchtbare Urtheil nicht fassend.

Beide trugen es still für sich, eifrig bemüht, es sich gegenseitig zu verheimlichen.

Doppelt schwer ward die Bürde.

Vereint hätte es sich doch wohl leichter tragen lassen.

So entschuldigten sie sich immer vor einander, wenn sie etwas besonders Gutes einkauften, wenn sie nicht von ihr wichen, sie mit Liebkosungen überhäuften.

Jeder nur einigermaßen günstige Tag wurde mit Jubel begrüßt.

Sie wußten es beide, daß das Zerstörungswerk da innen immer mehr und mehr vorgeschritten, daß gute Stunden nur mit schärferen Medikamenten erzielt wurden.

„Ist es nicht besser, Mutterchen, fühlst Du Dich heute nicht wohler? Wie man es Dir gleich ansieht, wie Deine lieben Augen ganz anders blicken ... ach, wenn nur erst das Frühjahr kommt, — dann wird alles gut! ...“

So trösteten, so beruhigten sie.

Ja, das Frühjahr, — so sehnlich erwartet, es wollte gar nicht kommen ...

Wilde Stürme, Eis und Schnee versperrten ihm den Weg, drängten zum Zurückweichen, böse Geister, schlimme Krankheiten wütheten im Lande, die Epidemie der Neuzeit, die Influenza, machte sich breit, dieser tückische Feind, der die verborgensten Schwächen des Körpers in ihren heimlichsten Verstecken aufspürt, sie unbarmherzig bloßlegt, um desto leichter seine Vernichtungsarbeit zu thun.

Otty und Baby — Beide wurden sie ergriffen — die furchtbaren Keime der grausamen Krankheit, der auch ihr Vater im jugendlichen Mannesalter zum Opfer gefallen, wurden vom heißen Hauch des Fiebers zum verderblichen schnellen Wachsen, zum Ueberwuchern aller gesunden Säfte gebracht ... schnell ging es, unheimlich schnell ... da halfen keine Medikamente, da half kein Händeringen, kein Gebet, durchwachte Nächte wechselten mit angstvoll durchweinten Tagen, bis eines Morgens jene fürchterliche Stille eintrat, die Stille der Hoffnungslosigkeit, der Verzweiflung. Draußen tobte der Märzwind in den entlaubten Zweigen, riß ganze Aeste herunter im Aufruhr der Natur — und drinnen war ein Menschenleben, das nie zur Blüthe gekommen war, vernichtet.

Das arme alte Baby war eingeschlafen.

Die vom ewigen Husten müde, eingefallene Brust hob und senkte sich nicht mehr ...

Die Jüngste hatte den Reigen eröffnet ... Baby war todt.

Alle die lang aufgespeicherten Empfindungen brachen nun mit elementarer Gewalt durch. Eine empörte Mutterseele haderte mit Gott und dem Geschick, das so erbarmungslos gewesen.

„Glück habe ich Euch nicht schaffen können, nur Frieden und Ruhe; fern vom Getöse der Welt habe ich Euch, meine Töchter, an meinem Herzen gehalten; nun wirst Du, mein Liebling, mir entrissen, nun müssen meine alten Augen den Jammer sehen, nun müssen meine zitternden, heißen Hände Deine todtkalten berühren, nun nehmen sie mir mein Kind fort ... Otty, Otty, mein Einziges, bleib' Du bei mir, verlasse Du mich nicht!“

Thränenlos, mit starren Augen sah die Uebriggebliebene, die längst mit demselben Zeichen gezeichnet war, auf die todte Schwester, auf die gramgebeugte Mutter. Wohl schauderte sie in dem Gedanken, daß auch sie ihr bald folgen werde, aber nicht, weil sie am Leben hing — nein, nur in dem sie ganz verwirrenden, entsetzlichen Gedanken, daß sie vor der Mutter dahingehen könne.

Sie schüttelte sich vor innerem Grauen.

„Nein, nein, nein,“ flüsterte sie mit bebenden Lippen, „das darf, das kann nicht sein, das kannst Du nicht wollen, gnadenreicher Herr, höre mein inbrünstiges Flehen, lasse es dazu nicht kommen ... es muß etwas geschehen, Gewißheit muß ich haben um jeden Preis!“

Und wieder eine geheime Besprechung mit dem alten Freund, dem Geheimrath, eine Besprechung, für die sie jedes Wort vorbereitet hatte ... für die sie sich mit übermenschlicher Gewalt zusammennahm, um nicht fassungslos, nicht verwirrt zu erscheinen.

„Nur die Wahrheit will ich wissen ... man hat doch auch seine kleinen Werfügungen zu treffen ... Kann es noch ein Weilchen bei mir dauern, lieber Rath? Wenn ich nun mit Mutter nach dem Süden ginge ... Sie meinten damals, daß sie doch noch ein Jahr leben könnte, wenn auch unter Qualen ... da unten, in Mentone zum Beispiel?“

Ihre Augen hingen an den Zügen des Berathers, als ob er ein Todesurtheil zu sprechen hätte.

... „Nein, nein, nur das nicht,“ sagte dieser heftig, „nicht fort, nicht aus den gewohnten Verhältnissen, der richtigen Pflege ... der guten Frau hilft es nicht mehr ... ein paar Monate lang kann es ja noch immer dauern, das läßt sich nicht so bestimmen, aber Sie, mein Fräulein Ottychen ... Sie dürfen nicht fort ... nur Ruhe, Ruhe ..., körperlich und geistig ... bleiben Sie nur daheim ...!“

Er fühlte ihren Puls und schaute ihr beobachtend in's blasse Antlitz ... ein kaum merkbares Kopfschütteln folgte; — dem Mädchen war nichts entgangen, nun wußte sie sicher, wer zuerst von der Sichel des Todes dahingemäht werden würde.

Sie sah dem Arzt mit furchtbarem Ernst in's alte, liebe, traurige Gesicht.

„Ich weiß es ja lange, daß ich früher abberufen werde,“ sagte sie tonlos; „dies hohnvolle Geschick, sie soll übrig bleiben ... diese Mutter soll das erleben ...“

Sie wand sich die Hände in innerer Qual ... „Heut' Nacht hat sie wieder so gelitten, was soll, was kann ich denn thun?“

„Ich schreibe Ihnen noch einmal neue Tropfen auf, Fräulein Otty, starke, sehr starke, über zwanzig dürfen Sie keineswegs geben, schärfen Sie es der Pflegerin ein ... nicht über zwanzig, sonst ...“

„Was sonst?“

„Sonst könnte der Lebensfaden plötzlich durchschnitten werden. Also, noch einmal Vorsicht, wir müssen bis zum letzten Moment gegen das Leiden kämpfen, wir dürfen nicht barmherzig sein, wir dürfen nur lindern ...“

Sie verstand ihn ohne weitere Erklärung. Wie im Traum war sie, als er sie verlassen hatte.

Visionen zeigten sich dem kranken Mädchen, wo sie ging und stand.

Wieder eine grausige Sterbestunde war's, die vor ihr auftauchte.

Aber nicht das arme, geliebte Baby lag im Sarge, nein, jetzt war sie es selbst ... todt ... starr ... Die Reliquien in den wachsbleichen Händen, ihres Georgs Miniaturbild, seine letzten Grüße ... befreit von allem Erdenleid, schienen die Züge von Frieden durchweht zu sein; aber neben dem Sarkophag, welches Jammerbild, die alte Frau mit dem schmerzverzerrten Angesicht, den vom Weinen gerötheten Augen, die jetzt keine Thräne mehr hatten. Niobe, die allein übrig geblieben war. — Und dann wieder die Wirklichkeit.

Die von Schmerzen gequälte Mutter, die keinen Schlaf finden konnte, die glücklich war, ihre Otty am Bett zu haben ...

Die Wärterin hatte sich etwas Ruhe gegönnt, nun flüsterte die treue Tochter die Trostesworte, nun bettete sie ihr Mütterchen immer wieder und wieder, küßte ihr die kalte Stirn, die feuchten Hände, obwohl sie selbst so schwach war, obwohl der Husten die Brust zu zersprengen drohte ...

„Mein heißgeliebtes Kind, wenn ich Dich nicht hätte! ... Ahnst Du denn, was ich leide? Tropfen, Tropfen, gib sie mir! ...“

Wie das Stöhnen ihr in die Seele schnitt! ...

Mit wankenden Knieen ging sie zum Tisch, auf dem die Arzneien standen, nun hielt sie das Fläschchen in der Hand ... starr sah sie auf die Phiole herab, die die Befreiung, die Erlösung in sich barg.

Sollte, durfte der arme Leib da vor ihr noch ungezählte Zeit sich so in Schmerzen winden, mußte die fürchterliche Stunde kommen, in der die Mutter um ihr letztes Kind weinte, in der sie ganz einsam und elend war?

Stoßgebete sandte das gequälte, schwache Geschöpf zum Himmel ...

„Wär's Sünde, Du großer Unerforschlicher da oben, der Du in die Herzen siehst und weißt, was sie wollen? Dürfte man mich als Mörderin verdammen? Dürfte ich in meiner letzten Stunde nicht mehr die Hände nach Erbarmen ausstrecken — — wenn ich der Heißgeliebten so viel ersparen, wenn ich ihre Erlöserin sein will? Wär's Sünde, ihr den Leidenspfad zu verkürzen .. ? In meine Hand ist es gegeben. Ich selbst will ja dann die Kummerschale bis zur Neige schlürfen, wenn ich sie nur geborgen weiß. Du Großer, Du Gnadenreicher, Du Barmherziger, sieh' milde auf mich herab ... auf die Sünderin, die nicht anders kann .. !“

„Otty ... Otty ... wo bleibst Du ... erlöse mich ... habe Mitleid ... !“

Ein Blick voll unaussprechlicher Liebe auf die mit Schmerzen Ringende — dann ein Emporschrecken der schmächtigen Gestalt, als ob sie sich zu Furchtbarem entschlösse, — — in ein Glas schüttete sie den Inhalt des Fläschchens.

„Ruhig, ruhig!“ gebot sie den Händen, dem Körper ...

Dann reichte sie den Trank den gierig danach lechzenden Lippen.

— — — — — — — — —

Bald war's still im Krankenzimmer; die Schmerzenslaute erstarben immer mehr und mehr ... die gespannten Züge wurden ruhiger, friedenvoller, der Schlaf stellte sich ein, der barmherzige, der Körper und Seele einlullt und sie sanft und allmälig, wie auf Engelsschwingen, dem starken Bruder, dem Tode, in die Arme führt.

Morgengrauen fing an, das Zimmer zu erhellen.

Noch immer lag Otty vor dem Bett der Mutter auf den Knieen.

Immer wieder und wieder küßte sie die erkalteten Hände, die bis zur letzten Stunde segnend auf ihrem Haupte geruht, immer wieder und wieder flüsterten die bebenden Lippen:

„War's Sünde, Gott, Gott, erbarme Dich, war's Sünde?“

Am Gewohnheitsweg.

(Humoreske von J. Schweizer.)

Alfred wendete nervös den schrecklichen Brief zwischen den Fingern hin und her.

Mina, seine vergötterte einzige Mina hatte ihm in kurzen dürren Worten abgesagt, mit der etwas boshaften Anspielung, er schiele zu oft nach Pauline, sie habe es wohl bemerkt; er möge diese blondhaarige Pauline anschwärmen und sie gefälligst in Ruhe lassen.

„Das lasse ich mir nicht gefallen!“ schrie er, „nein, niemals! Aber sie hat ja recht und ich sollte ihr eigentlich für den Wink Dank sagen, Pauline soll es sein! Gut; sie ist jung, lieb, erzogen, tugendhaft, vollkommen!“

Der junge Mann überlegte nicht lange, zog sich schwarz an, stülpte seinen neuen Zylinder auf den heißen Kopf und rannte fort.

Im Vorbeieilen kaufte er einen Blumenstrauß. Man rechnete ihm drei Mark; das war ihm ganz gleichgiltig, man hätte auch zehn verlangen können, so geistesabwesend war er. Pauline war ja auch nicht so praktisch, wie diese Mina; denn diese hätte gewiß gesagt: „Wozu theure Blumen? Dafür bekommt man sechs Beilagen zum Mittagessen.“

Jawohl, so hätte sie gesagt, diese junge ökonomische Dame, und es hätte ihm gefallen, weil Mina so recht das Widerspiel seiner etwas leichtsinnigen Anschauungen verkörperte.

Aber das war nun vorbei, vorwärts! Er ging weiter den bekannten Weg. Da kam zuerst der Stadtplatz mit seinem lieben alten Rathhaus, dann die Promenade mit den schattigen Kastanienbäumen, dann eine Seitengasse mit modernen drei- und vierstöckigen Häusern. Er hielt vor einer Thüre und drückte energisch auf den Klingelknopf.

Da das Dienstmädchen gerade eine Zeitung las, öffnete ein älterer Herr.

Das schien Alfred zu passen; er hatte heute seinen offensiven Tag, da gab es keine Umschweife, keine Phrasen, er stürmte unentwegt auf sein Ziel los. „Ich liebe Ihre Tochter,“ sprach er laut und deutlich, „und bitte um ihre Hand.“

Der alte Herr schmunzelte.

„Kürze gegen Kürze,“ versetzte er und lud Alfred mit einer Handbewegung ein in's Zimmer zu treten.

„Kommt mal 'raus Kinder!“ rief er in's nächste Gemach hinein, „es gibt Neuigkeiten!“

Da traten auch schon seine Frau — und was war das, — Mina, — Herr des Himmels! er war gewohnheitsmäßig in diese Wohnung gelangt, herein.

Die gute Mutter bemerkte den Blumenstrauß, und da heute kein Geburtstag fiel, so ahnte sie bereits.

Mina sah den etwa verdutzten Freier forschend an; eine solche Keckheit war dem kleinen Fräulein noch nicht vorgekomen.

Allein Mina war ein Mädchen von heute; sie nahm das ihr stumm gereichte Bouquet, legte es fürsorglich in die Hände der Mutter, erst hierauf stürzte sie an Alfreds Brust.

„Ich sehe, Du liebst mich trotz meines Korbes,“ sagte sie, „so zäh ist doch kein zweiter hierzulande und deshalb dein auf ewig; aber baldige Hochzeit, sonst gibst du zu viel Geld für Sträuße aus.“

So errang Alfred seine Mina auf dem Wege zu Pauline, die natürlich noch eine Weile sitzen blieb.

Eine köstliche Wahlgeschichte

erzählt der in Antwerpen erscheinende „Matin“: Einer der bekanntesten belgischen Abgeordneten mußte sich am Vorabend einer Wahl in eine einflußreiche Gemeinde seines Wahlkreises begeben, um in einer größeren Versammlung eine Wahlrede zu halten. Zur „Verherrlichung des Festes“ nahm der Deputirte, ein enragirter Sportsmann, einen Jockey mit, den er als ein hervorragendes Mitglied des britischen Parlaments vorzustellen beschloß. Gesagt, gethan. Das vorher benachrichtigte Wahlkomite organisirte in größter Eile einen feierlichen Empfang für die englische Parlamentsgröße, und als der Sportsmann und sein Jockey eintrafen, fanden sie zu ihrem Entsetzen auf dem Bahnhof vier Musikkapellen vor, die ihnen zu Ehren eine furchtbare „Brabançonne“ und ein mark- und hirnerschütterndes “God save the Queen” intonirte. Dann ging es in feierlichem Zuge zum Versammlungssaale, wo der „englische Parlamentarier“ von den Behörden des Ortes begrüßt wurde. Nun begannen die Reden, und da mehrere Redner auf die Anwesenheit des berühmten Engländers hinwiesen, sah sich der Jockey schließlich veranlaßt, selbst das Wort zu ergreifen. Er hielt eine wahnsinnige Rede, in welcher viel von seinem Freund Chamberlain, von dem vortrefflichen alten Salisbury, von dem Prinzen von Wales, von den Fortschritten Belgiens auf dem Gebiete der Pferdezucht und von Rennpferden, von Letzteren hauptsächlich, die Rede war. Die Versammlung klatschte wie rasend Beifall, obwohl kein Mensch ein Wort verstanden hatte. Man jauchzte dem hervorragenden „Mitglied des britischen Parlaments“ zu, trank auf sein Wohl, dankte ihm gerührt und brachte es schließlich mit Musik zum Bahnhof. Die „Independence Belge“ bestätigt, daß die Geschichte thatsächlich passirt ist.

Der Holzhändler.

Roman von Max Kretzer.

(6. Fortsetzung.)

Tilsner hatte sich auf's neue entfernt. Er wollte sich nur einmal erkundigen, was die „Marjell" mache, die Tochter der Mutter Lönge, die nicht ganz auf dem Posten sei. Eigentlich war es ihm um einen zweiten Rostoptschin zu thun, der ihn trotz des Grogs noch immer kalt ließ — „wie eine Hundeschnauze", wie er zu der Wirthin meinte.

Da er Wittwer war, so benutzte er gleich die Gelegenheit, mit der Dicken in der Wohnstube ein wenig schön zu thun und ihr Schmeicheleien zu sagen, die sie bereits bis zum Ueberdruß kannte. Ihr Mann war lange Jahre College von Tilsner gewesen, eines Tages aber von Wilddieben erschossen worden. Da es auf Luxfelde keine Pensionsberechtigung gab, so hatte sie mit einem kleinen Erbtheil und einigen Ersparnissen diesen Krug hier gepachtet, der Eigenthum des Grafen war.

„Nun, wie geht's, Alterchen?" fragte sie vertraulich. „Unser Herr hat sich ja lange nicht blicken lassen. Immer, wenn er kommt, bringt er den Holzhändler mit. Es soll wohl schon wieder geschlagen werden?"

Tilsner lachte, strich mit der Handfläche über ihren vollen Oberarm, was sie ihm aber sofort stumm untersagte mit einem Blick auf das Sofa, wo, in ein Shawltuch gehüllt, die „Marjell" lag, ein vierzehnjähriges Ding mit gesunden Pauswangen und beweglichen Augen.

„Natürlich soll wieder geschlagen werden," gab der Förster lachend zurück. „Wir werden nachher gleich die Stämme zählen, wenn's geht, sogar doppelt. Uns wird überhaupt hier alle noch mal der Schlag treffen, wenn's so weiter geht." Ein rostiges Lachen kam aus seiner Kehle, dann begann er aufs neue an ihrem Arm zu tätscheln, bis sie ihm schließlich einen Klaps auf die Hand gab. „Nu, und der junge Herr? Wie ist's mit der Heirath?"

„Ist zu Wasser geworden, wie mir der Geschäftsführer erzählt hat. Er wird also wohl als junger Herr hier nicht mehr einziehen."

„O jemineh," kam es piepsend vom Sopha her. „Was fürn schöner, junger Lieutenant, unser Herr Graf. Und er soll nicht mehr ins Schloß ziehen? Vorigen Sommer hat er mich noch zum Kaffee geladen. Ich sollte dann Jungfer bei seiner Frau werden. Weißt du, Mutter, wie er hier vorritt, damals auf Urlaub, und so recht freundlich zu uns war. Jungfer bei der Frau Gräfin wäre ich gern geworden."

„Nun hör doch einer die Marjell, so 'n Kiekindiewelt. Dir steckt wohl mehr der Lieutenant in der Nas. Leg dich lieber auf beide Ohren zu gleicher Zeit, Tine. Hör nicht auf alles!"

„Der liebe Gott hat mir doch die Ohren zum Hören gegeben, Herr Tilsner," erwiderte sie maulend. „Der Herr Lieutenant ist besser als alle zusammen, die hier rumlaufen. Keiner denkt an mich, er aber hat an mich gedacht. Weißt du, Mutter, den schönen Bernsteinbrosch, den er mir mitgebracht hat. Ich will auch mal nach Berlin. Wenn hier mal ein neuer Herr kommen sollte, dann verkaufen wir alles und ziehen nach Berlin."

Tilsner lachte schallend auf, kraute sich mit beiden Händen zugleich in seinem struppigen Hinterwäldlerhaar und zupfte dann an seinem verwilderten Bart. „Die Marjell will nach Berlin, es ist zum Todtlachen," sagte er dann. „Der Lieutenant steht ja gar nich in Berlin, er steht in Potsdam, du kleiner Dummerjahn."

„Wenn auch, Berlin liegt bei Potsdam," maulte sie.

Tilsner hatte dann was mit Mutter Lönge zu tuscheln. „Wenn's wirklich schief gehen sollte, so legen wir beide unsere Kröten zusammen und erstehen ganz Luxfelde auf Subhasta," raunte er ihr gemüthlich zu. „Dann werden Sie am Ende noch Gutsherrin."

„Sie sind verrückt geworden, Alterchen," gab sie zurück und wollte sich dann ausschütten vor Lachen. „Kommen Sie, trinken Sie lieber noch einen Rostop. Die Bande da drüben brüllt wieder, als wäre Polen immer noch nicht verloren. Ich muß auch sehen, was die Herren machen."

16.

Der Graf und seine Begleiter waren wieder aufgebrochen und hatten die Fahrt fortgesetzt. Sie fuhren nun durch den Wald, der sich eine halbe Stunde lang in der Tiefe ausdehnte. Ueberall sah man Eichen- und Buchenbestand, der aber durch Dulters bereits arg gelichtet war.

Dann kamen sie an kahlen Flächen vorüber, wo kürzlich völliger Abtrieb stattgefunden hatte. Nur die hellen Stubben leuchteten wie riesige Pockennarben, die das Gesicht der Mutter Erde aufzuweisen hatte.

„Hier haben Sie aber ordentlich gewirthschaftet, auch keinen Zoll zu viel haben Sie stehen lassen," sagte Lux zu Dulters. „Sie schimpfen immer auf die Warschauer Holzjuden, Sie machen's aber nicht besser."

Dulters zuckte stumm mit den Achseln, und Tilsner, der etwas davon aufgefangen hatte, meinte, daß das alles erst hundertjähriger Bestand gewesen sei. Die schönsten Jungeichen im ganzen Revier. Seitdem wechsele auch das Rothwild hier nicht mehr. Solch eine Ausforstung mitten im schönsten Waldtheil komme ihm immer vor wie ein Messerschnitt im Leib eines gesunden Menschen. Unter seinem Schnauzbart unterdrückte er etwas wie einen grimmigen Fluch.

„Das verstehen Sie nicht, mein Jungchen," sagte er dann zu dem Regimenter, als dieser vom Bock aus einen Einwurf machte. „Sie sehen das Holz blos, wenn's liegt. Ich aber, wenn's steht. Ich an Stelle des Herrn Grafen hätte das nicht gelitten."

Dulters lachte kurz auf. „Warten Sie nur ab, im nächsten Jahr wird noch viel mehr liegen. Die ganze Ecke da drüben hole ich mir. Die Rothbuchen müssen runter, ratzekahl. Das wird wieder eine schöne Leichenschau geben."

Der Förster lachte gemüthlich auf, als hielte er das nur für Scherz. Lux aber wandte betroffen ein: „Sie werden doch nicht —?"

„Ich habe das Recht dazu, Herr Graf." Es klang kurz und bestimmt, als wollte er sich jede fernere Einrede verbitten.

Nach einer Viertelstunde fuhren sie auf einem Holzweg mitten in den Wald hinein. Dann stiegen sie abermals aus und durchschritten den Forst, der nur aus alten Buchen und Eichen bestand. Auch hier sah man überall kahle Stellen, wo Dulters sich die glattesten Stämme bereits herausgeholt hatte. Was noch stand, war knorrig und hatte faule Aeste.

„Nun blicken Sie doch einmal um sich, es steht doch noch genug," sagte Lux, der sich den Aerger über Dulters' Tonart wieder verkniffen hatte und nur noch das Geschäft im Auge hatte.

Dulters lachte kurz auf. „Wenn ich das alles schlüge, würden Sie das beste Geschäft machen, Herr Graf," sagte er, „denn Sie behalten doch den Zopf, und der ist mehr werth wie der Stamm."

„Zopf" nannte man die Aeste und Krone, die bei Wahlstämmen in der Regel der Verkäufer behielt.

„Ich wette, daß das meiste Holz rothstreifig ist, und dann ist es werthlos," fuhr Dulters fort. „Was meinen Sie, Jahn?"

Der Regimenter, der prüfend von Baum zu Baum gegangen war, wandte sich um und nickte: „Es ist so, Herr Dulters."

Jahn, ein langer, etwas krumm gehender Mann, Mitte der Fünfziger, war zwischen den Bäumen groß geworden. Dulters hatte ihn inmitten der Waldarbeiter entdeckt, wo ihm sein offenes, intelligentes Gesicht sofort aufgefallen war. Er hatte eine Bürgerschule besucht, rechnete gut, verstand einen Brief zu schreiben und hatte auch etwas von der einfachen Buchführung weg. So war er mit der Zeit, gerade wie Morchel auf dem Holzhof, zu einer geschäftlichen Vertrauensperson Dulters' geworden, die dieser auf seinen Waldfahrten kaum entbehren konnte.

Jahn kannte das Holz, wie man eine Sache kennt, die unzertrennlich von allen fünf Sinnen ist. Schweigsam wie fast alle Menschen, die in der Stille des Waldes gereift sind, war er zurückhaltend mit seinem Urtheil, täuschte sich aber selten. Wie ein guter Arzt einem Patienten schon am Gesicht das Leiden ansieht, so sah er den Bäumen von außen an, was man von ihrem Kern zu halten habe.

„Da hören Sie auch das Urtheil des besten Sachkenners," sagte Dulters wieder.

„Der in Ihren Diensten steht," erwiderte Lux.

Jahn, der das gehört hatte, blieb stehen, nahm seine Holzpfeife aus dem Mund und richtete die großen, blauen Augen, die einen wahrhaft sanften Ausdruck hatten, einige Augenblicke schweigend auf den Grafen. Er wollte etwas sagen, besann sich aber und ging mit einem leichten Achselzucken weiter. Dann aber rächte er sich, indem er jeden zehnten Stamm erst für werth hielt, markirt zu werden.

Lux war außer sich. „Ja, sind Sie denn blind?" fragte er aufgebracht. „Sie thun ja gerade so, als sei das nur alles Holz zum Kacheln."

„Wird es wohl auch sein, Herr Graf," erwiderte der Regimenter, ohne sich umzublicken, und schritt ruhig weiter. Hin und wieder legte er die Kitte an, um den Durchschnitt der Stämme zu messen; dann blickte er wieder prüfend in die Höhe und ging rund um den Baum herum, damit ihm auch nichts Auffälliges an ihm entgehe.

Der Förster, der immer an seiner Seite blieb, gerieth jedesmal in eine ärgerliche Stimmung, sobald die Musterung des Regimenters nicht besonders ausfiel. Je mehr er aber redete, um so schweigsamer blieb Jahn. Nur, wenn es ihm zu arg wurde, gerieth er in jene Lebhaftigkeit, die sich mehr durch Gesten als durch Worte auszeichnet. Dann schien es, als wäre er plötzlich fuchswild geworden darüber, daß man seine altbewährte Fachkenntniß bezweifeln könne. Das währte aber höchstens eine Minute, dann verfiel er wieder in die alte behagliche Ruhe.

Währenddessen sprachen Lux und Dulters immer über denselben Handel. „Ich weiß nicht, was Sie wollen, das gibt doch immer noch das schönste Schneideholz," rief der Graf erregt aus, wonach Dulters nach seiner Gewohnheit stets mit den Achseln zuckte.

„Der Geschnittene wäre ich dann ganz allein, Herr Graf."

„Sie können doch nicht immer Rundholz haben, das so fest ist, daß es im Wald liegen bleibt."

Das sogenannte Schneideholz wurde zu Bohlen und Brettern für den Bau verarbeitet, wogegen das Rundholz das bessere Material für die Tischler gab und daher bedeutend werthvoller als jenes war.

„Ich glaube, Herr Graf, daß ich noch immer die höchsten Preise dafür gezahlt habe," fiel Dulters ihm ins Wort. „Sonst wären Sie doch wohl lieber zu den Warschauer Holzjuden gegangen, von denen man sagt, daß sie drei Stämme kaufen und fünf dabei stehlen."

„Sie haben ja auch den theuren Transport gespart."

Da das Wegschaffen der Stämme von hier aus mit größeren Kosten verknüpft gewesen wäre (denn man konnte sie nicht stromaufwärts flößen lassen) so wurde das Holz gleich in den nahen Dampfmühlen geschnitten und in diesem Zustand an die Zwischenhändler oder an die Verbraucher verkauft. In der Kreisstadt gab es mehrere Dampfschneidemühlen, die fast alles Holz schnitten, das Dulters vom Grafen erwarb.

„Gerade deswegen konnte ich eben diese Preise zahlen," gab er wieder zurück. „Sonst hätte ich einen Abstrich von fünfzig Procent machen müssen. Denn manchmal kostet der Transport ebensoviel als das Holz. Oefters noch mehr."

Sie drangen immer tiefer in den Wald, dessen Bäume kahl und öde die Aeste streckten. Feierliche Stille umgab sie, nur unterbrochen von dem Schall ihrer Worte und dem Knistern des zu Frost erstarrten, welken Laubes unter ihren Tritten.

Aus dem grauen Winterdunst ragten die Stämme wie dunkle Kolosse hervor, die alles Leben verloren zu haben schienen. Ganz im Hintergrunde links hatte man schwache Durchsicht auf eine Lichtung, wo der helle Tag noch weiß erglänzte. Aus der jungen Schonung, die die Lichtung wie ein schwarzes Band umsäumte, traten zwei Rehe, die sich mit ihrem hellen Rothbraun wie leuchtend von dem Dunkelgrün abhoben, bis sie scheu wieder verschwanden. Dann fielen plötzlich vereinzelt große Schneeflocken zur Erde hernieder, die aber wie ein schwacher Versuch des Himmels nachließen. Es war, als wenn der scharfe Nordost, der durch die dürren Zweige fuhr, die Flocken in der Luft mit sich fortnähme, um sie an anderer Stelle erst zu Fall kommen zu lassen. Denn auf der Lichtung ging der Schnee nur strichweise zur Erde nieder.

Plötzlich kam Dulters mit etwas hervor, womit er schon längst in seinem Innern gekämpft hatte. „Wissen Sie was, Herr Graf," sagte er, „verkaufen Sie mir doch den ganzen Wald zum Abtrieb. Dann gäbe es überhaupt kein Aber mehr zwischen uns."

„Das fehlte noch!" brauste Lux auf. „Das möchten Sie wohl!"

„Ich möchte gar nichts weiter, Herr Graf, als Ihnen aus der augenblicklichen Verlegenheit helfen."

„Indem Sie mir Zumuthungen stellen, die ich von Ihnen niemals erwartet hätte. Gerade von Ihnen nicht. Sie sind doch kein Halsabschneider."

Dulters verlor keinen Augenblick seine Ruhe, denn er hatte sich auf diese Auseinandersetzung bereits vorbereitet. „Sie bedienen sich merkwürdiger Ausdrücke gegen mich, Herr Graf," sagte er gelassen. „Denn eigentlich wollten Sie sagen, daß ich doch ein Halsabschneider sei. Mich dagegen zu vertheidigen, halte ich unter meiner Würde. Sie wissen wohl am besten, daß ich Ihnen gegenüber nicht bloßer Geschäftsmann war. Ich habe weit über das Maß hinaus gegeben, das ein kluger Kaufmann stets innehalten sollte. Allerdings habe ich dafür eine gewisse Gegenleistung von Ihnen erhalten — aber doch nur eine sehr beschränkte, die vorläufig nur das Risiko für mich allein enthält. Sie sind doch ein viel zu erfahrener Mann, um nicht zu wissen, daß ganz unvorhergesehene Ereignisse mir gehörig einen Strich durch die Rechnung machen könnten. Zum Beispiel ein großer Waldbrand —"

Lux lachte. „Dessen Eintritt ungefähr ebenso sicher zu erwarten wäre wie ein Weltuntergang."

„Alles schon dagewesen," fuhr Dulters unbeirrt fort. „Es kann ja auch ein großer Windbruch sein, der mir die besten Stämme spaltet — wie vor fünf Jahren in Galizien. Statt Nutzholz bekam ich das schönste Splitterholz. Aber auch ganz abgesehen davon, ich stecke schließlich in den Bäumen nicht drin. Ich kann minderwerthiges Holz schlagen, die Bäume können krank werden."

„Dann werden Sie sich jedenfalls andere aussuchen," warf Lux dazwischen.

„Die könnten aber schlechter sein und weniger Holz geben. Aber alles Streiten darüber hat eigentlich keinen Zweck. Thatsache ist und bleibt, daß Sie das Geld weghaben und ich vorläufig noch im Risiko sitze. Ich hätte diese großen Summen niemals aufs Ungewisse gegeben und Ihnen auch nicht solche anständigen Preise gezahlt, wenn nicht die ganze Art unseres Verkehrs mehr als eine blos geschäftliche gewesen wäre. Namentlich während des letzten Jahres. Na, wie Ihr Herr Sohn zu uns stand, das wissen Sie ja auch. Es hat nicht sollen sein."

„Es scheint so."

Lux schwieg sich eine Weile aus, inzwischen schien er zu überlegen. Dann sagte er wieder: „Dann brauchen Sie doch diese Freundschaftsgefühle nicht so plötzlich in einen trockenen Geschäftsstand umzusetzen."

„Die Freundschaft *war*, Herr Graf." Ohne ihn dabei anzusehen, ging Dulters ruhig weiter.

Lux that so, als wollte er etwas darauf erwidern, dann aber schritt er einige Minuten schweigend neben Dulters her.

Es verdroß ihn, plötzlich wieder diesen Ton angeschlagen zu haben, da schon das ganze bisherige Verhalten Dulters' hier auf seiner Besitzung ihm den Beweis gegeben hatte, daß sie beide eigentlich nur noch im Zahlenverkehr standen. „Wie Sie wünschen, Herr Dulters," sagte er dann kurz.

„Es ist nicht nur ein Wunsch von mir, Herr Graf, es ist eine Nothwendigkeit, die Sie wohl einsehen werden."

Die Gefühlsfeindschaft schoß immer mächtiger in ihrer Seele empor. Sie hatten die gleiche Empfindung: daß einer von dem andern keine Gnade mehr zu erwarten haben werde.

Der Rundgang durch den Forst hatte ein Ende. Dulters sah ein, daß es nutzlos sein würde, noch weiter Umschau zu halten. Zudem hatte es nun kräftig zu schneien begonnen. In einem wilden Wirbel schossen die Flocken um die Bäume und schufen im nahen Umkreis eine bewegliche Schneewand, die dem Auge undurchdringlich wurde. Die Nässe schlug ihnen ins Gesicht und erweckte die Sehnsucht, sobald als möglich ins Trockene zu kommen. So fuhren sie nach dem Gutshof zurück.

Noch am Abend desselben Tages trat Lux mit einem neuen Vorschlag an Dulters heran. Dieser hatte gemeint, daß er nur noch den andern Tag werde hier bleiben können, da dringende Geschäfte ihn nach Berlin riefen. Und so hatte der Graf ihn zu einer letzten Unterredung ins Schloß gebeten.

„Ich hätte nichts dagegen, wenn Sie die hunderttausend Mark als zweite Hypothek auf meine Besitzung eintragen ließen," sagte Lux in dem Glauben, nun auf keinen Widerstand mehr zu stoßen. Den ganzen Nachmittag hatte er dazu benutzt, sich mit dem Gedanken zu plagen, ob er den gänzlichen Abtrieb des Waldes gestatten solle oder nicht. Schließlich aber hatte er diese Frage mit innerlicher Empörung verneint.

Bisher waren die ausgedehnten Waldungen das Herrlichste von ganz Luxfelde gewesen, ihre Buchen und Eichen im ganzen Umkreis berühmt. Und nun sollten ihre Kronen fallen, unerbittlich hingestreckt von diesem großen Naturverschlinger? Das wäre ihm vorgekommen wie die Handlungsweise eines Feldvandalen, der besinnungslos in die reifen Aehren schlägt, gleichgiltig darüber, wohin die Körner fallen.

Nein, dreimal nein! Das durfte niemals sein. Er hätte sich vor dem ganzen Kreis schämen müssen, vor sich selbst und am meisten vor seinem Sohn. Dann wäre es wohl schon besser, er ließe ganz Luxfelde unter den Hammer kommen und schnürte sein Bündel, um vielleicht auf Ostendorf ein neues Leben zu beginnen. Vielleicht! Bei diesem Gedanken aber mußte er sich selbst auslachen, denn auf Ostendorf stand es noch schlimmer.

Er befand sich mit Dulters in dem sogenannten Jagdzimmer, das zu ebener Erde lag. Beide saßen vor dem riesigen Kamin, in dem die Holzscheite lustig prasselten. Am Kronleuchter, der aus Schauflerenden gebildet war, brannte die Petroleumlampe in der Mitte und warf ihr trübes Licht auf die Geweihe an den Wänden und den riesigen Gewehrschrank zwischen Thür und Ecke.

Dulters hatte es auch jetzt noch verschmäht, die Einladung zum Abendessen anzunehmen. Nur den Grog ließ er sich schmecken, ebenso die Cigarre, um nicht gar zu verletzend zu sein.

Ohne viele Umschweife begann er auf's neue dem Grafen seine Meinung zu entwickeln. Er wisse ganz genau, daß Lux sich bisher vergebliche Mühe gegeben habe, eine zweite Hypothek aufzunehmen, die unter allen Umständen ausfallen müsse, wenn es mit Luxfelde einmal schief ginge; er wisse auch, daß die Preußische Central-Bodenkreditbank es sei, die ihm die erste Hypothek gekündigt habe. Wenn die ihr Geld nicht länger stehen lassen wolle, dann müsse sie eben einen Haken darin gefunden haben. Wenn er, Dulters, diese Hypothek ablösen wolle, so geschähe es nur deswegen, weil er mehr Zutrauen zu Luxfelde habe als andere. Er kenne eben die Verhältnisse besser. Wenn er nun schon einmal so viel Geld in die Wälder gesteckt habe, dann könne er auch noch mehr in das ganze Gut stecken.

Er habe sich überhaupt seit Mittag gründlich besonnen: er könne die fünfmalhunderttausend Mark nur geben, wenn er freie Hand über das ganze Waldgebiet behalte. Das sei eine Bedingung, von der er nicht mehr abgehen könne. Schließlich könne ihm Lux nur dankbar sein, wenn er es mit einem Gläubiger zu thun habe und nicht mit mehreren. Wenn der Graf Ja sage, dann wolle er sich wegen der anderen hunderttausend Mark die Sache in Berlin noch einmal gründlich überlegen und die Verpflichtung eingehen, die Sache binnen drei Tagen zu entscheiden. Noch einmal den Forst zu durchstreifen, sei ganz überflüssig. Darauf lasse er sich nicht mehr ein.

Er könne nur noch Nutzen aus dem Holz ziehen, wenn er den ganzen Wald drüben umlege. Es bleibe dann immer noch genug Forst auf der andern Seite übrig. Schließlich handle es sich ja auch nicht um den Grund und Boden, der bleibe ja noch immer im Besitz des Grafen. Und was die Trauer um die schönen Bäume beträfe, so dürfe sich der Graf das nicht so sehr zu Herzen nehmen. Es sei in der Natur gerade so, wie im Leben der Menschen: das Alte müsse dem Jungen weichen. Dem alten Baumbestand müsse eben eine neue Cultur folgen, schon um dem Boden neue Kräfte zuzuführen. Uebrigens brauche der Graf nicht zu befürchten, daß er, Dulters, gar zu grausam wirthschaften werde. Er werde nicht auf einmal Art und Säge anlegen. Jahrzehnte könnten vergehen, bis er den ganzen Abtrieb vollzogen habe. Dann wären ja die jungen Schonungen schon sehr schön herangewachsen und verdeckten die kahlen Flächen. Es läge ja auch in seinem Interesse, wenn er den jungen Bestand noch auswachsen lasse, aber er wolle nun einmal Herr über die unbeschränkte Ausnutzung des Waldes sein.

Der Dulters, der alles das sagte, war nicht mehr der alte von früher. Als er jetzt zurückgelehnt im Korbstuhl saß, die Beine übereinandergeschlagen und gleichmäßig seine Cigarre paffte, war nichts mehr von jenem Zug in seinem Gesicht zu entdecken, der ihn immer so belebt hatte, wenn er früher sein Bedauern über die sinnlose Ausforsterei von seiten gewissenloser Händler ausgesprochen hatte. Völlig mitleidlos geworden, schien er nur Interesse für das trockene Ergebniß seiner Berechnungen zu haben.

Lux, der mit weit von sich gestreckten Beinen ihm gegenübersaß, glaubte nicht recht gehört zu haben. Den müden Blick immer auf Dulters gerichtet, hatte er ihn ruhig ausreden lassen, innerlich von jenen nervösen Zuckungen durchtobt, die der Verzweifelnde verspürt, der ganz bestimmt auf Erfüllung seiner Wünsche gehofft hat und diese Hoffnungen nun zertrümmert sieht. Langsam stieg der Zorn in ihm auf, der sein Blut in Wallung brachte. Und wieder empfand er jenes heimliche Verlangen, diesem Mann etwas in's Antlitz zu sagen, was ihm plötzlich seine Ueberhebung hätte nehmen können. Aber wie schwach geworden unter einer brutalen Offenheit, fand er nicht den Muth dazu.

„Ist das alles?" fragte er in befangenem Ton.

„Es ist nichts daran zu ändern, Herr Graf."

„Sie würden mich also wirklich für so thöricht halten, auf Ihren Wahnsinn einzugehen?"

„Nennen Sie es Wahnsinn, Herr Graf. Ich komme mir in diesen Minuten ungemein vernünftig vor. Sie sind blaß geworden."

Lux bewegte die Lippen, ohne etwas zu sagen. Er hätte Dulters erwürgen mögen, kaltlächelnd und unbarmherzig, aber vor des Holzhändlers beweglichen Augen mußte er den Blick senken. Ja, er fühlte selbst, daß seine Gesichtsfarbe sich verändert haben müsse, denn die Niedergeschlagenheit lag ihm in allen Gliedern.

Es klopfte. Ein Diener kam und brachte frischen Grog, den er auf den kleinen, runden Tisch zwischen den Herren stellte. Und als er wieder gegangen war, hörte man eine Weile nur das Pfeifen des Windes draußen, der den Schnee lawinenartig gegen die Fensterladen trieb.

Mechanisch zerstieß Lux mit dem Löffel den letzten Zuckerrest im Glas. Dann blitzte es wüthend in seinen Augen, als er mit einem verschluckten Lachen hervorstieß: „Und wenn ich nun auf Ihre ganzen Hypothekengelder verzichten würde, was dann?"

„Soll mich freuen, Herr Graf."

Während Dulters sein Glas nahm und an dem Grog roch, bevor er trank, umspielte ein kaum merkliches Lächeln seine Lippen, das Lux sofort richtig deutete. „Er weiß ganz genau, daß ich von anderer Seite das Geld zur richtigen Zeit nicht kriegen werde, und daß ich es vielleicht niemals bekommen werde, wenn man die Verhältnisse genau erfahren wird," dachte er. Und seine Wuth stieg noch mehr gegen den Mann, der dort mit breiter Stirn seiner Bedrängtheit lachte. „Aus allen Ihren liebenswürdigen Erläuterungen glaube ich zu entnehmen, daß Sie dem Feldbau auf meinem Gut auch keinen besonderen Werth beimessen?" brachte er endlich mit erkünstelter Ruhe hervor.

„O doch, Herr Graf. Es handelt sich nur für mich darum, zu erwägen, wie weit Sie noch ein Anrecht auf die Erträgnisse Ihres Feldbaues haben."

Diesmal brauste Lux auf. Dann aber, als Dulters ihm unerschütterlich in die Augen blickte und ihm auch noch den letzten, bitteren Trank zu kosten gab, verharrte er wie erschlafft in Schweigsamkeit, den Blick unausgesetzt auf die Gluth im Kamin gerichtet.

„Ich weiß, daß Sie sich völlig in den Händen der Getreidehändler befinden, Herr Graf. Die Ernte ist auf Jahre hinaus verpfändet, oder sagen wir lieber — die Herren haben das Verkaufsrecht erworben zu einem Minimalsatz. Meinetwegen, ob so oder so — gebunden sind Sie jedenfalls. Wenn im nächsten Sommer eine gute Ernte kommt, so fließt der goldene Segen in die Taschen anderer. Und er sollte von Rechts wegen eigentlich in die Ihrige fließen. Gewöhnlich beleiht man die erste Hypothek auf die Hälfte des Werthes. Nehmen wir an, Luxfelde habe also einen Werth von einer Million, oder besser gesagt, es habe diesen gehabt. Rechnen Sie die Summen hinzu, die ich Ihnen vorgeschossen habe, rechnen Sie noch die Hunderttausend hinzu, die Sie von mir verlangen, und dann sagen Sie mir, bitte, was von dem einstigen Werthe übrig bleibt, wenn die Wälder total ausgeforstet sind und die Ernte schon auf dem Halm für Jahre verkauft ist. Die Bodenkreditbank hat zur richtigen Zeit Ihre Situation erkannt. Wo finden Sie den Dummkopf, der nach Kenntniß dieser Sachlage Ihnen noch die zweite Hypothek geben würde? Die ersten Fünfmalhunderttausend wären noch zu retten — alles weitere fiele sicher aus, so wahr ich Ihnen hier gegenübersitze als ein Mann mit gesundem Menschenverstand."

„Dann gestatten Sie mir wohl die kleine Einwendung, daß ich Ihre Bereitwilligkeit zur Ablösung der Hypothek etwas auffallend finde," fiel ihm Lux in's Wort.

Dulters lachte wie vergnügt auf. „Ein einfaches Rechenexempel, Herr Graf. Der Kaufmann gibt, um zu bekommen, und ich will Ihnen auf's neue geben, um mehr zu erhalten, als ich Ihnen bereits gegeben habe. Ich dächte doch wohl, wir wären geschäftlich bis jetzt gut miteinander fertig geworden. Ich muß es ganz Ihnen überlassen, zu erwägen, ob Sie diese Hoffnung auch noch für die Zukunft haben."

„Ja, wenn Sie dieses Vertrauen in mich — pardon, auf Luxfelde setzen, dann könnten Sie die hunderttausend Mark doch wirklich noch als zweite Hypothek —"

„Herr Graf, ich habe Ihnen bereits einmal angedeutet, ich will dieser Dummkopf nicht sein," unterbrach ihn Dulters schroff. „Den ganzen Wald, und ich stehe Ihnen zur Verfügung."

Sein Starrsinn schien unbeugsam zu sein. Er sah nach der Uhr und erhob sich. In der Frühe des anderen Tages wollte er abfahren, und so schützte er plötzlich große Müdigkeit vor, die ihn heute bald in's Bett treibe.

Lux fand kein Wort der Erwiderung, und so ließ er ihn ziehen, wie man einen Menschen gehen läßt, den man gern noch als einen Retter in der Noth zurückhalten möchte, wenn von seinen Lippen nur das geringste Zugeständniß käme. Dieses Wort kam aber nicht von Dulters. Geschäftig, als hätte er große Eile, schlüpfte er in seinen Pelz und verabschiedete sich ohne Händedruck.

Draußen fuhr klingelnd der Schlitten vor, der ihn in's Dorf brachte.

Graf Lux stand eine Weile unbeweglich mitten in dem großen Saal, dessen Stille unheimlich auf ihn wirkte. Sollte er ihm nachfahren, um ihm das gewünschte Zugeständniß zu machen? Er fand nicht den Muth dazu. Müde und abgespannt, setzte er sich wieder in den breiten Lehnstuhl, vergaß den Grog und die Cigarre, blickte in die Gluth des Kaminfeuers und spann seine Gedanken.

17.

Am andern Morgen war Dulters abgereist, ohne Lux noch gesprochen zu haben. Er hatte am Abend vorher dem Kutscher die letzte Empfehlung aufgetragen und war in einem Miethswagen zur Bahnstation gefahren.

Kaum zwei Tage war er in Berlin, als eine Depesche von Lux eintraf, in der sein Besuch angekündigt wurde. Dulters lächelte befriedigt; denn alles, was er vorausgesetzt hatte, war wieder eingetroffen. So hatte es der Graf immer gemacht: zuerst verhielt er sich abweisend, und dann kam er ganz von selbst.

„Eigentlich hätten wir doch das Geschäft schon in Luxfelde machen können," sagte Dulters, als sie sich in seinem Privatkontor wieder gegenüber saßen.

Lux glaubte versteckten Hohn aus den Worten zu hören, erwiderte aber höflich, daß er geglaubt habe, Dulters werde nicht so ohne Sang und Klang von dannen ziehen.

„Herr Graf, ich hatte Ihnen nicht mehr zu kommen."

Es klang brutal, und Lux empfand das, aber er unterdrückte seinen Aerger. Aus seiner Miene jedoch sprach etwas Verächtliches, was Dulters' aufmerksamem Blick nicht entging, ihn vielmehr um so mehr anstachelte, seine augenblickliche Macht rücksichtslos hervorzukehren. Lux aber blieb völlig unempfindlich dagegen. Er schien sich plötzlich in alles gefunden zu haben, mit jener stillen Verzichtleistung eines Mannes, der überzeugt ist, daß ein anderes Verhalten ihm nichts nützen würde.

„Seien Sie also zufrieden, daß ich Ihnen gekommen bin," sagte er ohne jede Aufregung. „Mohammed sprach zum Berge: „Berg, komm her", und als der Berg nicht kam, ging Mohammed zum Berg. Sie mögen also daraus ersehen, daß ich immer noch etwas vor Ihnen voraus habe: das Leben, die Bewegung, den Sieg des Weisen über das Starre, anscheinend Unüberwindliche. Ich kam zum Berg, der Berg aber nicht zu mir."

„Sehr witzig, Herr Graf."

„Danke für die Anerkennung."

„Sie sind also der Prophet, und ich bin nur der Berg."

„Sie sollten sich freuen, daß Sie es „nur" sind, denn in einem Berg findet man auch Gold."

Dulters lachte kurz auf. „Einen andern Werth scheinen Sie mir nicht beizumessen. Na, doch wenigstens etwas. Es kann ja aber auch Propheten geben, die über den Berg niemals hinauskommen, weil er sich ihnen als ein unüberwindliches Hinderniß zeigt."

„Der Menschengeist hat sich aber schon seinen Weg mitten durch seine Eingeweide gebahnt, und der Berg hat es sich ohne Murren gefallen lassen müssen. Man nennt das den Sieg der mechanischen Kraft über die der Natur."

„Meinetwegen — Sie sollen mal recht behalten. Aber es könnte doch vorkommen, daß ich mich einmal in der Rolle des Propheten fühlte, und Sie sich —"

„Weiß schon, weiß schon, was Sie sagen wollen," wehrte Lux seinen Einspruch mit einer Handbewegung ab. „Sie wollen mir zu verstehen geben, daß Sie mir gewisse Dinge voraussagen könnten, so zum Beispiel über mein finanzielles Derangement, womöglich über meinen gänzlichen Ruin, und wer weiß was noch alles."

Er hob die müden Augenlider und richtete seinen Blick langsam auf Dulters, dem dieser diesmal auswich, weil er sich getroffen fühlte.

„Aber vorläufig möchte ich das Vorrecht der besseren Prophetengabe noch für mich in Anspruch nehmen," fuhr Lux leise fort. Er hauchte auf sein Monocle, fuhr mit dem seidenen Taschentuch darüber und führte es dann wieder dem Auge zu. Und als Dulters ihn gespannt ansah, fügte er langsam hinzu: „Ich denke dabei wieder an das, was Ihnen das alte Weib auf der Chaussee im Grunewald gesagt hat: daß kindliche Einfalt über Ihre brutale Kraft siegen würde. Merkwürdig, ich war früher niemals für solchen Zauber, aber seitdem ich Ihre Furcht vor Kindern kenne, glaube ich an gewisse Weissagungen, wenigstens in diesem einen Fall. Und so spricht denn heute Mohammed zum Berge: „Dulters, deine Kraft wird schwinden mit dem Tage, wo Schwächere als ich dir über den Weg laufen werden". Die Kraft eines Kindes reicht aus, um den gewaltigen Mechanismus in Bewegung zu setzen, der einen Berg erschüttern kann. Weshalb sollte es mit Ihnen nicht ebenso geschehen? Und damit wäre ich wieder glücklich beim Anfang meines Vergleiches angelangt."

„Geistreich, wirklich sehr geistreich, Herr Graf." Dulters bemühte sich zu lachen. Aber es war kein freudiges Lachen. Die Bestimmtheit, mit der Lux das alles aussprach, machte ihn verwirrt. Und so ging er zu dem großen Schrank und kehrte mit Flasche und Glas zurück.

„Ein Schluck Sherry gefällig, Herr Graf?"

„Ich muß ergebenst danken. Heute nicht."

„Aber Ihre Henry Clay?"

„Muß ebenfalls danken."

Dulters verstand ihn. Das war Vergeltung für Luxfelde. Besser auch so. Dann würden sie den trockenen Geschäftston um so leichter treffen.

Nach einer halben Stunde war man einig geworden. Lux hatte sich bereit erklärt, den ganzen Laubwald zu verkaufen, wogegen er von Dulters die Einwilligung zur Ablösung der ersten Hypothek erlangt hatte.

„Ich will hoffen, daß Sie sich als ein nicht zu ungeschickter Raseur zeigen, der das Fleisch nicht schont," sagte der Graf beim Fortgehen, nachdem man übereingekommen war, die Formalitäten so schnell als möglich zu erledigen. „Sie sind ja gewöhnt, sicher zu treffen." Gegen seine Gewohnheit lachte er laut.

Dulters that so, als verstünde er ihn nicht, und so lachte er anscheinend vergnügt mit. Weshalb sich über diese Anspielung noch ärgern, er wollte ihn schon „sicher treffen" — ihn, für den er sich eine besondere Rache aufgespart hatte. „Seien Sie ganz beruhigt, Herr Graf," gab er zurück, „ich habe noch Niemand über den Löffel barbiert. Hoffen wir, daß ich mir bei dem Geschäft nicht in mein eigenes Fleisch schneide."

„Hoffen wir also. Und — meiden Sie die Kinder."

Er war schon hinaus, bevor Dulters noch Zeit fand, etwas darauf zu erwidern.

Der Holzhändler trat an's Fenster und blickte ihm über die grünen Vorsetzer nach. Er sah, wie Lux den Kragen des Paletots in die Höhe schlug und Umschau hielt, als suchte er nach einer Droschke. Ein kleines, armselig gekleidetes Mädchen, das Brüderchen zur Seite, benutzte die Gelegenheit, ihm Streichhölzer aus dem Handkorb anzubieten. Lux faßte großmüthig in seine Tasche und warf ein Geldstück in den Korb, ohne von der Waare etwas zu nehmen. Dann wandte er noch einmal das Gesicht, zog höflich den glänzenden Cylinder vor Dulters und machte die Kinder auf ihn aufmerksam, als wollte er sie bewegen, auch ihm die Waare aufzudrängen. Freudig liefen sie beide in den Thorweg hinein.

Dulters jedoch, der Luxens nochmaligen Gruß erwidert hatte, trat vom Fenster zurück. Er hatte die Handbewegung des Grafen anders ausgelegt, sozusagen symbolisch. Es schien ihm, als wolle ihm Lux das Unglück in's Haus schicken: die verkörperte Mahnung an die seltsame Deutung des Weibes.

An diesem Tage erlebte er nochmals etwas Sonderbares. Am Abend machte ihm Otti das Geständniß, Herr von Passen werde am nächsten Nachmittag erscheinen und um ihre Hand bei ihm anhalten. Dulters war so überrascht, daß er sie eine Weile sprachlos anstarrte.

Sie hatten gerade aufgehört zu tafeln, und Fräulein von Hänfling war sehr geschäftig davongeschlichen, weil sie auf alles vorbereitet war und den „Knall" nun kommen sah.

Zum erstenmal war Dulters nahe daran, jede Rücksicht gegen seine Tochter zu vergessen. Die geschäftlichen Aufregungen des Tages, eine lange Conferenz mit seinem Rechtsanwalt, der ewige Gedanke an den „lauernden Lux", der mit einem unvorhergesehenen Coup plötzlich seine Pläne durchkreuzen könnte — alles das hatte ihn reizbar gestimmt. Und nun kam noch dieser Ueberfall aus dem Hinterhalt. Mit seinem guten Vorsatz, Otti völlige Willensfreiheit zu lassen, womit er so oft geprahlt hatte, war es plötzlich vorbei. Daß es auch gerade Passen sein mußte!

„Ja, was hast Du denn gegen ihn, Väterchen?" fragte Otti, als sie ihn wortlos das Zimmer durchschreiten sah. Erschreckt von seinem Aussehen, war ihr Muth tief gesunken, und so stand sie zaghaft beiseite.

„Alles habe ich gegen ihn," brauste es ihm hervor.

„So sage doch, was?"

Er antwortete nicht, sondern machte nur eine großartige Handbewegung. Was sollte er ihr sagen? Daß er ihn hasse? Das ging nicht, denn er war sich darüber nicht ganz klar. Daß er ihn fürchte? Das konnte er nicht. So ließ er es lieber im Unklaren darüber und schwieg sich vorläufig aus.

„Weil er zu arm ist, Väterchen?" fragte sie wieder, bebend.

Abermals folgte eine abwehrende Bewegung.

„Wir haben doch genug, Du hast doch immer gesagt, daß er nichts zu haben brauche, sondern etwas sein müsse, und das ist er doch. Ein Herr von durchaus anständiger Gesinnung. Geistvoll ist er auch, eine Zukunft hat er auch."

Und als er diesmal nur eine ablehnende Bewegung mit dem Kopf machte, fuhr sie fort: „Entsinn Dich doch nur, was Du vor Wochen zu mir gesagt hast. Das geistige Uebergewicht müsse immer der Mann haben. Ich solle mir einen nehmen, und wenn er Schulze heiße und weiter nichts wie leere Taschen habe. Nur gefallen solle er mir. Und jetzt soll's auf einmal nicht wahr sein."

„Er spekulirt nur auf Deine Mitgift."

„Pfui, Väterchen, wie kannst Du ihn so verdächtigen."

Dulters lachte schallend auf.

„Du kannst nur seine Offenheit nicht leiden."

Er blieb stehen und blickte sie groß an. Und plötzlich brach sie in Thränen aus und schluchzte hervor: „Wenn ich eine Mutter hätte, die würde schon auf meiner Seite sein, aber ich habe ja keine mehr — ich habe sie ja auch nie recht gekannt. Deshalb kann ich mich ja auch an ihrer Brust nicht ausweinen. Aber vielleicht hat sie es ja auch bei Dir nicht besser gehabt, als ich's jetzt in dieser Minute, und vielleicht hat sie gerade deshalb das Fürchterliche begangen —"

Er stand da, wie zu Stein verwandelt. Selbst ihr Wimmern vermochte ihm keine Bewegung zu geben. Allmälig erst gewann er wieder Leben, und so preßte er nur, fast heiser, ihren Namen über seine Lippen: „Ottie!"

Trotzdem er sich nicht von der Stelle bewegte, flüchtete sie vor ihm in die äußerste Ecke des Zimmers.

„Laß mich, laß mich, Du bist fürchterlich!" Die Hände vor das Gesicht geschlagen, kehrte sie sich der Wand zu. Und ihm war's, als empfinde sie stilles Grausen vor ihm, das sich auch ihr

mittheilte und seine ganze Gestalt erzittern machte. Dunkle Ahnung erfüllte ihn, als er tonlos fragte: „Otti, was soll Deine Mutter begangen haben? Sag es mir."

„Du mußt es doch besser wissen als ich. Ich weiß aber auch alles. Meine Mutter hat sich das Leben genommen. Das habt Ihr mir alle verheimlicht, weshalb, kann ich ja nicht wissen. Aber sie muß wohl Grund dazu gehabt haben. Das fühle ich jetzt, wo Du mir mein bißchen wirkliches Glück nicht gönnen willst. Aber zeige Dich nur auch so hartherzig gegen mich. Ich kann's ja ebenso machen wie meine Mutter."

Er sagte kein Wort. Wie ein geschlagener Mann ließ er sich auf einen Stuhl nieder und stöhnte nur leise vor sich hin. Er hatte den Rest seiner Beherrschung verloren und fühlte sich nun schwach und willenlos. Während er so dasaß, die Hände auf den Beinen, den Kopf tief gesenkt, durchschoß ihn nur der eine Gedanke: „Sie flieht Dich, sie weiß mehr, als Du ahnst." Er wagte nicht, den Kopf zu erheben, aus Furcht, er könnte ihrem Blick begegnen, aus dem eine noch furchtbarere Anklage spräche.

Dann, als von der Ecke her nur das verhaltene Schluchzen ertönte, lauschte er, als müßte im nächsten Augenblick das Wort „Mörder" an sein Ohr klingen. Und als es still blieb, unterbrach er nach einer Weile das Schweigen. Was sich so oft seufzerartig über seine Lippen gerungen hatte, wenn er sie im Schlummer betrachtete oder an sie dachte — das sprach er nun laut vor sich hin: „Otti, Otti, wenn Du wüßtest!"

Plötzlich war sie an seiner Seite, saß auf seinem Knie und hatte seinen Hals umschlungen. „Väterchen, mein liebes Väterchen. Was ist Dir? Du weinst ja?"

Ja, der Gewaltmensch Dulters weinte. Der Riese in ihm war bezwungen, und große Thränen rannen ihm über die Wangen, deren er sich in diesem Augenblick nicht schämte. Es war ihm Bedürfniß, sein schweres Gemüth auf diese Art zu entlasten. So weinten sie beide zusammen wie zwei Kinder, von denen eins das andere angesteckt hat und die nun unter einem Druck leiden, über den sie sich keine Rechenschaft geben können.

„Väterchen, mein liebes, gutes Väterchen. Sei mir doch nicht böse, es war mir ja nur so herausgeplatzt. Ich glaube ja auch gar nicht daran. Niemals will ich es wieder sagen."

Sie preßte ihn an sich, streichelte ihm die Wangen, küßte ihm die Thränen von den Augen. Und währenddessen rannen die ihrigen um so reichlicher; denn sie empfand, daß er schwer litt.

Ein seltenes Wohlgefühl kehrte langsam in ihn ein. Nein, nein, sie wußte und ahnte noch nichts. Sie hatte nur irgend etwas aufgeschnappt, was sie in kindlichem Zorn ihm entgegenschleuderte. Er wollte sich jetzt den Kopf nicht darüber zerbrechen, sondern sie nur belohnen für ihre Reue.

„Du sollst ihn haben, verlaß Dich darauf," sagte er und fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Laß ihn nur kommen, ich will ihn wie einen Sohn empfangen. Es soll kein böses Wort über meine Lippen kommen, nur Dein Glück, nur Dein Glück. Du bist ja die einzige, die ich habe."

„Mein gutes Väterchen."

„Ja, das will ich sein. Bis zu meinem Tod."

„Sprich doch nicht davon."

Er erwehrte sich ihrer Zärtlichkeiten, küßte sie herzhaft und ging dann schwankend hinaus. Er mußte allein sein. Und während sie jubelnd zu der Hänfling eilte, saß er lange schweigend in seinem Schlafzimmer, um sich zu sammeln.

Als am andern Tag Passen zur bestimmten Zeit in Frack und weißer Binde antrat, wunderte er sich durchaus nicht, von Dulters mit einer gewissen vielsagenden Freundlichkeit empfangen zu werden. Otti hatte ihm bereits brieflich die Freudenbotschaft mitgetheilt, und so trat er mit jener höflichen Bestimmtheit auf, die der Heirathscandidat besitzt, der seines Erfolges sicher ist.

„Wissen Sie," sagte Dulters, „wir können ja gleich alles gründlich besprechen. Das ist dann ein Aufwaschen, wie man zu sagen pflegt. Meine Einwilligung haben Sie unter allen Umständen. Nun lassen Sie sich, bitte, erst von den Damen empfangen, geben Sie Ihrer Braut den üblichen Kuß, und dann wollen wir weiter reden."

Passen achtete gar nicht auf den grausamen Spott, der aus seinen Augen blitzte, er hörte nur das Wort „Brautkuß", schwamm in Wonne und stammelte seinen Dank.

„Sie brauchen sich gar nicht die Treppen hinaufzubemühen," fuhr Dulters fort. „Sie wissen doch, daß bei derartigen Gelegenheiten die Braut immer schon im Nebenzimmer wartet und zwar mit dem üblichen Herzklopfen. Eigentlich ist doch das Leben nur ein großes Theater."

Er lachte seltsam, denn es war ihm ein Vergnügen, sich selbst und seine Handlungen lächerlich zu finden, nachdem das Grauen vor sich selbst ihn so schwach gemacht hatte.

Passen hörte auch diesmal nicht auf die tiefere Bedeutung der Worte, denn Dulters hatte bereits die Thür geöffnet und Otti hereingerufen. „Da nimm ihn und werde glücklich. Meinen Segen habt Ihr Beide."

„Rolf — Väterchen!" Ihre Seligkeit schwankte zwischen diesen beiden Ausrufen. Es setzte die üblichen Küsse. Und während sie dann nur noch mit Passen zu flüstern hatte, stand Dulters am Fenster und blickte mit verschwommenen Augen in die Dämmerung des Abends hinaus. Ein verstohlener Seufzer kam über seine Lippen; denn er empfand bereits die Einsamkeit, die ihn umgeben würde, wenn auch sie fortzöge, die seinem Leben bisher die einzige Abwechslung gegeben hatte.

Nach einer Viertelstunde hatte Dulters dann Passen in seinem Arbeitszimmer. Er zeigte sich sofort familiär, bot seinem zukünftigen Schwiegersohn eine Cigarre an und steckte sich selbst eine zwischen die Lippen.

„Sie werden meine Tochter glücklich machen, nicht wahr?" begann er dann, als sich beide gegenüber saßen.

„Ich will nicht gerade sagen, daß ich sie auf den Händen tragen werde, das wäre eine abgeschmackte Phrase. Ich will mich aber bemühen, ihr nicht nur ein liebender Gatte, sondern auch ein guter Kamerad zu sein."

„Das gefällt mir," sagte Dulters wieder. „Wie haben Sie sich nun Ihren zukünftigen Beruf gedacht?"

„Ich hoffe, zunächst meinen Doctor zu machen, wie Sie wissen, und habe dann die Absicht, als Privatgelehrter zu leben. Zuvor möchte ich noch einige große Reisen machen."

„Mit Otti wohl?"

„Selbstverständlich. Zu Zweien reist es sich immer besser. Ich werde doch nicht meine junge Frau allein zu Hause lassen."

Dulters blies den Rauch seiner Cigarre in einer Art von sich, als pfiffe er dabei vor sich hin. „So," sagte er dann bedeutsam, „das haben Sie also schon alles hinter meinem Rücken ausgeheckt, ohne mich zu fragen. Sie sind ja sehr liebenswürdig. Und mein Holzgeschäft?"

„Das führen Sie natürlich weiter, zum Segen von uns Dreien."

„Sehr hübsch von Ihnen, daß Sie so viel Vertrauen in mich setzen. Aber wer wird nun das Geschäft übernehmen, wenn ich mal todt bin?"

„Ach, Sie werden ja hundert Jahre alt, Sie überleben uns noch alle. Bei Ihrer Riesennatur."

„Wie alt sind Sie eigentlich?" fragte Dulters unvermittelt mit ernstem Gesicht.

„Vierundzwanzig."

„Dann werden Sie mich wohl noch überleben. Also Scherz beiseite. Ich frage nochmals, was später aus meinem Geschäft werden soll."

„Schade, daß Sie nicht zwei Töchter haben", sagte dann Passen wieder, nachdem er ein Weilchen wie sinnend vor sich hingeblickt hatte. „Dann könnten Sie vielleicht noch einen Schwiegersohn wählen, der Kaufmann wäre, und alles käme ins schönste Lot."

Dulters lachte vergnügt über diesen Einwurf, schwieg sich eine Weile aus und begann dann wieder: „Wie wäre es, Herr von Passen, wenn Sie noch einmal umsattelten. Sie würden einfach als Volontär in mein Geschäft treten und vielleicht später mal mein Compagnon werden."

„Ehrt mich ungemein, Herr Dulters, aber ich fühle ganz und gar nicht den Beruf zum Kaufmann in mir. Uebrigens sind das ja noch Dinge, die in weiter Ferne liegen. Vielleicht denke ich später mal anders darüber. Vorläufig möchte ich Sie gehorsamst bitten, mir ein wenig das Glück als Mann Ihrer Tochter zu gönnen — nach der Hochzeit natürlich."

Und während Dulters schallend auflachte über diesen „Witz", fuhr Passen fort: „Ich liebe nämlich Otti unmenschlich."

„Na, dann können wir also gleich über die Mitgift sprechen", fiel ihm Dulters so brutal ins Wort, daß Passen den Spott verstand. „Das ist ja wohl die Hauptsache."

„Für mich nicht, Herr Dulters. Ich würde Ihre Tochter nehmen, wie sie geht und steht."

Dulters lachte abermals. „Ihr Wort in Ehren, Herr von Passen, aber das sind Redensarten. Es ist sehr leicht, auf die Mitgift zu verzichten, wenn man weiß, daß dieser Fall niemals eintreten kann. Bitte, bitte, bleiben Sie nur sitzen", fügte er rasch hinzu, als Passen in die Höhe schnellte. „Sie sind doch sonst nicht so. Ich habe so oft Offenheiten von Ihnen anhören müssen, daß Sie mir auch mal eine gestatten können."

„Bitte sehr um Verzeihung, Sie haben recht", warf Passen ein, der sich wieder gesetzt hatte.

„Ich glaube nicht an den Idealismus der jungen Herren, die plötzlich behaupten, nur aus reiner Neigung heirathen zu wollen und die Millionen schießen zu lassen. Blicken Sie mir ins Auge, Herr von Passen, würden Sie auch Otti heirathen, wenn sie arm wäre?"

„Jawohl, mein Verehrtester. Weshalb sollten Sie gerade etwas vor mir vorausgehabt haben?"

„Ich?"

„Jawohl Sie, Verehrtester. Sie haben doch ebenfalls ein ganz armes Mädchen geheirathet."

„Woher wissen Sie denn das?"

„Nun, Sie haben es doch selbst erzählt — damals bei Döppel, als Sie spät Abends von der Reise zurückkehrten."

Was Dulters sofort auffiel, war, daß Passen das durchaus nicht in einem herausfordernden Ton sagte, sondern fast sanft, in der Art eines Menschen, der zugleich mit etwas sein tiefstes Bedauern aussprechen möchte. Er hatte seine braunen Augen gerade auf ihn gerichtet, und Dulters hielt den Blick aus. Merkwürdig, daß er gerade diesen Blick nicht scheute, da er doch sonst gern einer derartigen stummen Anklage aus dem Weg ging. Und plötzlich, als er vor diesem Unerwarteten wie sprachlos geworden dasaß, war es ihm, als hätte das gar nicht anders kommen können, als wäre er innerlich längst darauf vorbereitet gewesen und hätte nur die Zeit zu kurz gemessen, wo ihn dieser neue Schlag träfe.

Seltsam, wie schnell ihm die Ruhe wieder kam, wie er gar nichts mehr von jener fürchterlichen Aufregung verspürte, die ihn an jenem Sonntag Abend in demselben Zimmer hier überfiel, als Graf Lux die Maske fallen lassen mußte. Er überlegte nicht lange. Sollte er sich von diesem jungen Herrn einschüchtern lassen, der eigentlich nur von seines Gnaden Ottis Mann werden konnte? War er einem Grafen Lux mit breiter Stirn begegnet, so konnte er auch wohl einen Passen in die nöthige Grenze weisen. Seine ganze Zuversicht kehrte zurück, als er jetzt seiner Cigarre wieder Feuer gab, um die richtige Antwort zu finden, und nun eine Weile, mit verschränkten Armen und erhobenem Gesicht, ins Zimmer hineinpaffte, als bereitete es ihm ein gewisses Vergnügen, sich so auszutoben.

„Wissen Sie auch genau, was Sie soeben gesagt haben?" begann er dann.

„Ich weiß es genau, Herr Dulters."

„Wissen Sie auch, daß es eine kaum verzeihliche Gutmüthigkeit von mir wäre, Sie noch ferner anzuhören."

„Wenn Sie es sagen, muß es wahr sein, Herr Dulters. Sagen Sie ein Wort, und ich gehe. Er hatte die Cigarre fortgelegt, da sie ihm zu stark war, verschränkte ebenfalls die Arme und blickte nach wie vor ruhig auf den Holzhändler.

„Das glaube ich," brauste nun Dulters auf, „gehen mit einem schimpflichen Verdacht gegen mich, nicht wahr?"

Verdacht?"

„Thun Sie doch nicht so erstaunt, mein lieber Herr von Passen. Wissen Sie noch, welches Interesse Sie an jenem Abend an meiner Erzählung hatten?"

„Ich weiß es wohl — und ich merkte auch, daß Ihnen dieses Interesse sehr unbehaglich war."

Dulters lachte gezwungen auf. „Was Sie nicht alles bemerkt haben."

Plötzlich, nachdem beide eine Weile geschwiegen hatten, sagte Passen leise, mit tiefem Ernst: „Ich habe großes Mitleid mit Ihnen, Herr Dulters. Großes, inniges Mitleid." Und als Dulters nicht wußte, was er auf diese neue Wendung erwidern sollte, fuhr Passen in derselben Weise fort: „Sie können es mir gegenüber nicht leugnen, Sie waren jener Mann, der seine Frau erschossen hat. Es war mir längst Bedürfniß, Ihnen das zu sagen, und ich würde mir wie ein erbärmlicher Feigling vorkommen, wenn ich zu Ihnen in verwandtschaftliche Beziehungen träte, ohne mich mit Ihnen zuvor darüber ausgesprochen zu haben. Aber trösten Sie sich, in meinen Augen sind Sie kein Mörder."

Dulters lachte schallend auf. „Wissen Sie, was Sie sind? Ein completter Narr," sagte er dann.

18.

Dulters war ins Nebenzimmer getreten, um einige Minuten ungestört zu überlegen. Währenddessen wurde Passen von schweren Gedanken geplagt. „Was wird er jetzt thun?" dachte er. „Wird er mich hinauswerfen oder diese Arbeit vielleicht gar durch seinen Diener verrichten lassen? Sicher ist, er nimmt seine Einwillung zurück, und gewiß ist er jetzt oben bei Otti, malt meinen Charakter in den schwärzesten Farben und wirkt auf sie ein, damit sie mich verabscheut."

Er erhob sich und ging in dem Raum auf und ab, wobei er immer den Weg um den großen, runden Tisch nahm. Dann blieb er stehen und that dasselbe, was Dulters nebenan that: er sann nach. Sollte er ihm nacheilen, ihn um Verzeihung für seine Unart bitten, ihm eingestehen, daß er sich in seiner Annahme geirrt habe; daß sie ihm nur von einem wahnwitzigen Verdacht eingegeben sei, wofür er tausendmal um Verzeihung bitte? War es nicht auch eine verrückte Anwandlung von ihm, dem Mann, um dessen Gunst er buhlte, derartige Dinge ins Gesicht hineinzusagen?

Heiße Sehnsucht nach Otti erfaßte ihn, und gerade jetzt empfand er sehnend die unbeschreibliche Liebe zu ihr. Noch brannten die Küsse auf seinen Lippen, die er vorhin verstohlen mit ihr ausgetauscht hatte. Und plötzlich war es ihm, als könnte er sie durch seine Unbedachtsamkeit für ewig verlieren. Dann würde alles nur ein schöner Traum gewesen sein, aus dem ihn Dulters hohnlachend mit kräftiger Faust wachgerüttelt hätte. Schon wollte er ebenfalls hinaus, als er sich wieder besann. Besser, er wartete erst ab, was nun käme. Passen gehörte zu jenen seltenen Menschen, denen die Wahrheitsliebe über alles geht und die fast unbewußt unter ihrem Eindruck handeln. Als er Dulters wieder eintreten sah, bereute er nichts mehr, fühlte er sich in fast gehobener Stimmung wie der Sieger, der verlangt, daß der Ueberwundene zu ihm emporblickt.

Dulters that so, als wäre gar nichts vorgefallen. Er nahm wieder Platz, ersuchte Passen das Gleiche zu thun und schlug einen durchaus andern Ton an. Seine lächelnde Miene war verschwunden, jener trockene Zug zeigte sich wieder, der seinem breiten Gesicht Starrheit verlieh, sobald es sich nur um Zahlen handelte.

„Ich wäre dafür, daß die Hochzeit nicht zu lange hinausgeschoben würde — ich bin kein Freund von Verlobungsdauer," begann er eintönig. „Ich verpflichte mich, Ihnen während der ersten fünf Jahre jährlich einen Zuschuß von zwölftausend Mark zu geben. Das Geld kann in monatlichen Raten von tausend Mark in meinem Geschäft abgehoben werden. Schulden haben Sie doch nicht?" Und als Passen, unter dem Banne dieser unerwarteten Einleitung stehend, kopfschüttelnd verneinte, fuhr Dulters mit derselben Gelassenheit fort: „Fünfmal zwölf machen sechzig. Diese sechzigtausend werden später von der Mitgift abgezogen, die ich von Anfang an auf fünfmalhunderttausend bemessen hatte. Ein Mitgift bekommt aber meine Tochter vorläufig nicht. Ich verpflichte mich jedoch, Ihnen die viermalhundertvierzigtausend nach fünf Jahren in baar auszuzahlen, sobald Sie meine Erwartungen in Bezug auf Ihre Existenz erfüllt haben werden. Mit der Existenz brauchen Sie es nicht wörtlich zu nehmen, ich möchte nur erleben, daß es Ihnen auch wirklich Ernst mit einem Beruf ist. Denn ich kenne die Macht, die das Geld plötzlich ausübt, sobald es dem Menschen unerwartet zufließt. Die Mitgift wird Ihnen inzwischen verzinst, und die aufgelaufenen Zinsen werden Ihnen später prompt mitausgezahlt. Was die Aussteuer anbetrifft, so wird natürlich jeder Ihrer Wünsche erfüllt werden. Ich bitte, sich mit meiner Tochter darüber auszusprechen. Auch die Kosten der Hochzeitsreise will ich tragen. Heutzutage geht's ja ohne solche Reise nicht. Sind Sie damit einverstanden, Herr von Passen?"

„Nur unter gewissen Bedingungen."

Dulters lächelte auch diesmal nicht, aber er blickte ihn herausfordernd an. „Sie wollen mir Bedingungen stellen?"

„Es darf kein Falsch zwischen uns geben", gab Passen ruhig zurück, die Augen aber niedergeschlagen, als scheute er Dulters' Blick. „Sie sollen mein zweiter Vater werden, und Sie wollten mich wie einen Sohn aufnehmen. So wenigstens hat es mir Otti geschrieben. Ich würde mit dem Gefühl tiefer Erniedrigung vor mir selbst heute dieses Haus verlassen, wenn ich mich nicht ganz offen mit Ihnen ausgesprochen hätte. Sie sollen Achtung vor mir haben, ich will aber auch, daß ich sie vor Ihnen habe. Sollte das auch auf die Gefahr hin geschehen, von Ihnen gründlich mißverstanden zu werden. Ich will lieber auf alles verzichten, was Sie mir so verlockend ausgemalt haben, ehe ich Ihnen meine Gesinnung opfere. Sie ist mein Reichthum in meiner Armuth. Ich möchte eben gern ein anderer Schwiegersohn sein, als wie Sie sich die Gattung vorstellen. Außerdem habe ich eine ganz besondere Vorstellung von der Bedeutung des Wortes Glück. Und da möchte ich behaupten, daß das Geld allein nicht glücklich macht."

„Nein, Geld macht nicht glücklich," fiel ihm Dulters ins Wort, indem er ganz energisch den Kopf schüttelte.

„Gut. Dann habe ich Ihnen also ein Geständniß zu machen", fuhr Passen unbeirrt fort. „Ich weiß, daß jene Olga Radowska, von der mehrfach geredet wurde, Ihre Frau war. Der reine Zufall brachte mir Gewißheit. Es war damals auf unserer Fahrt im Grunewald. Ich sprach wie unbewußt den Namen aus, und da fiel mir Otti lebhaft mit der Bemerkung ins Wort, daß ihre Mutter so geheißen habe."

Dulters ließ ihn nicht weiter sprechen. Wie ein Thier sprang er auf und stellte sich kampfbereit vor ihn hin. „Mensch, was haben Sie gethan?" schrie er ihn an. „Unsinniger, Sie! Sie gaben mir doch das feste Versprechen, niemals den Namen in Gegenwart meiner Tochter zu nennen."

„Ja, das that ich. Und ich bedaure tief, es nicht gehalten zu haben. Aber die Umstände, unter denen es geschah, müssen entlastend für mich sein." Und er berichtete darüber mit wenigen Worten.

Dulters hörte kaum darauf. Das alte Mißtrauen gegen Passen erfüllte ihn im Augenblick, und mit Schaudern dachte er daran, daß der vorhin ausgesprochene Verdacht auch in Ottis Seele geträufelt sein könnte. Hatte sie ihn nicht vorhin für fürchterlich erklärt? „Ja,ja, sie weiß alles", hallte es in ihm, „sie hat nur dasselbe Mitleid mit dir, das dieser Kecke hier hat, der Wohlthaten von dir verlangt und sich wie das verkörperte Unheil in dein Haus geschlichen hat."

Ein Wuthanfall packte ihn, der ihn braunroth im Gesicht machte. „Herr, was haben Sie gethan?" brüllte er abermals und faßte ihn an beiden Schultern. Ebenso nachhaltig hatte damals Graf Lux die mächtige Kraft seines Armes verspürt. „Herr, Sie sind ein elender Wortbrüchiger", brachte er aufs neue, fast heiser vor Zorn, hervor. Und er schüttelte ihn und hob ihn dann kerzengerade vom Stuhl auf. „Verschweigen Sie mir nichts, sagen Sie mir alles. Was haben Sie meiner Tochter gesagt?" Als er aber sah, daß Passen sich durchaus nicht wehrte, sondern ihn nur wie bedauernd anlächelte, ließ er von ihm ab. Und sofort sank seine Heftigkeit, als er mit ringenden Händen auf- und abging.

Passen setzte sich wieder und ließ ihn ruhig austoben. Dann aber begann er aufs neue: „Sie benehmen sich nicht gerade schön gegen Ihren zukünftigen Schwiegersohn, der obendrein noch Gast in Ihrem Hause ist. Wenn Sie aber durchaus eine Kraftprobe an mir vornehmen wollten, so hätte ich Ihnen vorher sagen können, daß mich das sehr kalt lassen würde. Sie sind unzweifelhaft der Stärkere von uns beiden. Sie können mich tödten, erdrosseln, oder was Sie sonst noch wollen — aber meine offene Meinung bis zum letzten Athemzug werden Sie mir dadurch nicht rauben. Sie können übrigens ganz beruhigt sein. Otti hat keine Ahnung von dem dunklen Schleier, der über dem Geschick ihrer Mutter liegt. Ich machte den Fehler sofort wieder gut, indem ich sie in dem Glauben ließ, sie hätte sich in dem Namen verhört. Mir aber, Herr Dulters, ist der Schleier gelüftet worden. Und deshalb sage ich Ihnen nochmals: Sie sind der Held in jener Erzählung. Nicht Ihre Frau hat sich erschossen, sondern Sie haben es gethan. Daran glaube ich, so wahrhaft Sie eines Tages sühnen werden. Und nicht eher will ich von Ihnen gehen, bis Sie mir gesagt haben werden: „Ja, ich war es", und bis ich Ihnen wie ein Sohn verzeihungsvoll die Hand gedrückt haben werde. Nun gestatte ich Ihnen, sich nochmals an mir zu vergreifen." Er stand aufrecht vor ihm, als wollte er ihn zu einem neuen Angriff herausfordern. Aber mit Dulters' Kraft war es vorbei. Erschöpft sank er auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch und starrte vor sich hin.

Plötzlich aber, nach einem langen Schweigen, erhob er sich wieder, umschlang Passen, lehnte, schwach geworden wie ein Verzweifelnder, seinen Kopf an dessen Brust und sagte: „Ja, seien Sie mein Sohn, ich bitte Sie. Aber auch mein Freund, mein junger, lieber Freund! Sie sind der einzige Mensch auf Gottes weiter Erde, der es wissen soll. Ja, mein Elend war es, das ich Ihnen damals schilderte. Ich habe meine Frau erschossen, aber nicht wie ein gemeiner Mensch, sondern wie einer, dessen Herz selbst aufschrie vor Todessehnsucht. Und was für ein Leben habe ich danach geführt! Tausendfach schlimmer als der Aussätzige, der sich wenigstens öffentlich bemitleiden lassen kann. Ich aber habe mein Leid mit mir herumgetragen und habe es niemand klagen können. Wo ich lachen mußte, da erstickte ich vor Seufzern, da weinte ich innerlich. Und alles, alles meiner armen Otti wegen. Und nun, wenn Sie wollen, gehen Sie und sagen Sie es ihr. Verschweigen Sie es ihr aber nicht, was für einen tief unglücklichen Vater sie hat."

Und als ihn Passen dann wieder sitzen sah, wie er die Hände vor das Gesicht geschlagen hatte, war er tief erschüttert. „Nein, ich werde es nicht thun", sagte er. „Ich schwöre Ihnen bei meiner Liebe zu Otti, daß für ewig alles in meiner Brust verschlossen sein soll, was Sie mir hier gesagt haben. Ich spreche Sie frei von aller Schuld, denn Sie haben ohne Bewußtsein gehandelt. Ja, ich will Ihr Freund sein. Ein junger, aber ein wahrer Freund. Und so lassen Sie uns jetzt hinauf zu Ihrer Tochter gehen, damit sie sich über unsere Einigkeit freue."

Dulters schüttelte mit dem Kopf. „Lassen Sie mich noch eine Weile, gehen Sie, ich komme nach." Einer plötzlichen Eingebung folgend, umarmte er Passen abermals, küßte ihn auf den Mund und schob ihn sanft zur Thür hinaus.

Seit diesem Tag klammerte sich Dulters an Passen wie an einen Retter in höchster Noth. Er betrachtete ihn wie einen Seelenanker, auf dessen Festigkeit er unerschütterlich bauen dürfe. Alles Mißtrauen gegen ihn war verschwunden, und er dachte oft darüber nach, wie er gerade diesen Mann von Anfang an so verkannt haben konnte. Im Innern verlachte er nun seine Menschenkenntniß, mit der er sich so oft gebrüstet hatte. Was war all seine Rücksichtslosigkeit gegen den Muth dieses Menschen, der ihn furchtlos zu einem Geständniß gezwungen hätte.

Dulters fühlte sich merkwürdig erleichtert. Er wurde nicht mehr von dem Angstgefühl gepeinigt wie früher — er kam sich wie erlöst vor von einem dumpfen Alp, der ihn jahrelang auch im wachen Zustand gedrückt hatte. Ein einziger Mensch hatte ihm verziehen und ihn freigesprochen von böser Absicht. Das war zwar wie ein Sandkorn in der Wüste, wie ein Tropfen im Meer; denn so groß wie Meer und Wüste waren, so groß dünkte ihm selbst noch seine Schuld, aber er trug die schwere Bürde nicht mehr allein mit sich herum, und das war es, was ihn stärkte und erhob.

Was ihm bisher gefehlt, woran er so lange gekrankt hatte, das fühlte er jetzt erst, seitdem ihm Passen zum Vertrauten geworden war. Es war ihm, als käme ihm allmählich Genesung von dem furchtbarsten aller Leiden: von der Gewissensschuld. Das Trosteswort, er habe ohne Bewußtsein gehandelt, erschien ihm wie der Schlüssel zu einer geheimnißvollen Pforte, die er stets öffnen wollte, ohne den rechten Weg zu finden. Ja, er hätte es vor dem Angesicht des Ewigen beschwören können, daß er damals wie in einem bewußtlosen Zustand gehandelt habe. Man tödtet das Liebste nicht, wenn die Vernunft nicht umschattet ist.

Was ihn unwiderstehlich zu Passen hinzog, war die andauernde Ergebenheit, die dieser ihm nun entgegenbrachte. Hatte es früher den Anschein, als nähme er sich hin und wieder Keckheiten heraus, so zeigte er jetzt eine gewisse Sanftmuth in seinem Benehmen, was sich wie eine zarte Rücksichtnahme auf Dulters ausnahm. Er wollte ihm damit zu verstehen geben, daß er in seiner Achtung durchaus nicht gesunken sei.

„Wissen Sie was", sagte er einige Wochen nach der Verlobung, als man über die Festsetzung des Hochzeitstages berieth, „wenn Ihnen zwölftausend Mark jährlich zu viel sein sollten, so würde ich mich auch mit weit weniger begnügen. Otti ist ja etwas verwöhnt, aber ich bin überzeugt, daß sie damit einverstanden sein wird. Auch das Meublement braucht nicht so prunkvoll zu sein. Ich bin wahrhaftig nicht verwöhnt. Sie sollen nicht denken, daß ich nun gleich hoch hinaus will."

Dulters lachte ihn aus und meinte scherzhaft, daß er sich in dieser Beziehung alles Hineinreden verbitten müsse. Das wäre ja noch schöner! Zu was hätte er denn das plunderige Geld, wenn er es nicht anlegen sollte. Jetzt erst gerade! Diese Bescheidenheit Passens rührte ihn so sehr, daß er erklärte, es sei nun endlich Zeit, sich „du" zu sagen. Und als Passen einschlug, umarmte er ihn und gab ihm zum zweitenmal einen Kuß.

So hatten denn beide ihrer Freundschaft auch das Siegel aufgedrückt. Der Sommer nahte heran, und Otti zeigte große Lust, einige Wochen in Eichennest zuzubringen. Es wäre doch so schön, wenn sie alle drei hinführen, damit sie Rolf zeigen könne, wo sie „ungezogenes Kind" dem Licht der Welt die Ehre gegeben habe, es zu erblicken. Sie hoffe, das Gut ja doch mal zu bekommen, und so könne ihr Verlobter es auch jetzt schon kennen lernen.

Passen gab durch Stillschweigen sein Einvernehmen zu verstehen. Es reizte ihn mächtig, den Ort kennen zu lernen, wo die nächtliche Tragödie sich abgespielt hatte. Als er dann aber sah, wie Dulters lebhaft dagegen war und mit der Ausrede kam, daß man die „häßliche Gegend" diesmal noch liegen lassen solle, schon um deswegen, weil er noch gewisse Verschwörungen vorzunehmen gedenke, verstand ihn Passen, und so stieß er in dasselbe Horn.

„Ich danke dir sehr, mein Junge," sagte Dulters und drückte ihm die Hand. „Nur diesen Sommer noch nicht dahin — vielleicht später, später! Einmal wird es ja doch kommen müssen, denn sie giebt nicht nach. Es war wirklich keine Ausrede von mir, es muß da erst etwas geschehen. Ich will eine Veränderung vornehmen — verstehst du?"

Worin sie bestehen sollte, verschwieg er ihm. Er wollte den ganzen vorderen Theil des Waldes abholzen, damit die Stätte der That eine glatte Fläche bilde. Namentlich die alte Eiche auf der kleinen Lichtung sollte fort. Und wenn er dann die kahle Stelle zu dem Garten geschlagen haben und neues Leben aus ihr erblühen würde, dann hätte seine Vorstellungskraft eine gewisse Grenze. Ein Kirchhof würde sich gleichsam in einen Blumenflor verwandelt haben, und das mußte die ewigen Gedanken an den Tod verscheuchen. Denn es war seine Absicht, vom Obstgarten bis dicht an die neue Waldesgrenze Blumen zu pflanzen.

An Stelle der Eiche auf der Lichtung aber sollten Berge von Nelken stehen. Sie sollten aus dem großen Blumenhain hervorragen und ihren Duft in alle Winde senden. Merkwürdig, daß Olga neben dem Patschuli auch noch den scharfen Nelkengeruch geliebt hatte, als hätte sie mit diesem sich selbst und mit dem Patschuli andere betäuben wollen. Im Geist roch er das letztere wieder, und so empfand er eine gewisse übersinnliche Sehnsucht nach der Stätte seines kurzen Glücks.

„Wißt ihr was", sagte er, „ich werde gleich nächster Tage einmal große Besichtigung vornehmen."

Es war im Juni. Mitte August wollte er mit den Damen und Rolf noch auf einige Wochen an die See, er hatte also Zeit genug. Er mußte ohnedies nach Luxfelde, wo nächstens ein gehöriger Abtrieb stattfinden sollte, um dem Grafen den ersten Schrecken einzujagen. Und so hatte er nach Eichennest fast dieselbe Richtung.

Begeistert von seinem Plan, setzte er sich sofort an seinen Schreibtisch und entwarf einen kleinen Grundriß der Umgestaltung. Der Sohn des Gärtners erwachte in ihm, und so sah er in seiner Phantasie schon alles vor Augen.

Voll Zuversicht dampfte er ab. Erst auf der Rückkehr von Luxfelde benutzte er die Zweiglinie, um nach seiner Heimath zu fahren. Schon als er sich im Wagen Eichennest näherte, hatte er ein seltsames Empfinden, das sich aus Wonne und Grauen zusammensetzte. Es war Nachmittag, bei großer Hitze, als er die Landstraße entlang fuhr. Der Anblick der weiten Felder, die sich rechts und links ausbreiteten und über die das Sonnenlicht flirrte, erweckten Heimathsgefühle in ihm. Eine Lerche erhob sich kerzengerade aus dem Korn, und ihr Jubiliren hoch in der Luft ließ heiße Empfindungen in seiner Brust schwellen. Er sah sich plötzlich, als Knabe lang ausgestreckt, auf der Wiese liegen, das Gesicht dem Himmel zugekehrt, und solch eine Lerche in den blauen Aether hinaufsteigen, wo seine Augen sie nur noch wie einen dunklen Punkt verfolgten. Nun fehlte nur noch die Vesperglocke, die sich mit dem Trillern der Lerche mischte. Und richtig, da klang das helle Gebimmel zu ihm herüber, das zum Schluß immer langsamer wurde, bis der Klöpfel nur noch drei-, viermal anschlug.

Dulters sah nach der Uhr, die gerade auf vier zeigte. Es war also kein Traum — er hörte die Glocke wirklich. Und da drüben hinter der sanften Wellenlinie der Felder tauchte auch das lange, schwarze, Giebeldach der Ziegelei auf. Er wußte, nun hatte er nur noch etwa zehn Minuten bis zu seiner Besitzung.

Hinten am Horizont zeigte sich bereits wie eine dunkle Linie der Wald, von dem sich gleich einem weißen Strich der Thurm seines Hauses abhob. Ueberall empfand er den Erdgeruch der Scholle, auf der er groß geworden war, und er sog ihn ein mit vollen Zügen wie ein Mensch, der sich an längst entbehrten Genüssen berauschen möchte.

An einer Stelle wurde neu chaussirt. Steinklopfer saßen unter ihrem Zeltdach, hatten die Hämmer beiseite gelegt und tranken ihren Kaffee aus der Blechkanne. Dulters ließ halten und unterhielt sich mit ihnen. Ein alter Mann mit einem verwitterten, von der Sonne dunkelgebräunten Gesicht, die Schutzbrille auf der Stirn, erkannte ihn, erhob sich mit seinen steifen Gliedern, fuhr mit der Hand gegen den Rücken und stand dann mit eingeknickten Knien vor ihm, um seine Fragen zu beantworten.

Ein polnischer Bauer, die Lederhose in den Schaftstiefeln, die kurze Tuchjacke über der rothen Weste, den Ziegenhainer über der Schulter, an dessen Krücke das Bündel im geblümten Taschentuch hing, kam vorüber, zog den breitkrempigen Filzhut und sagte geschäftsmäßig sein „Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit, Amen!" gab Dulters zurück. Dann fuhr er wieder weiter, an einem Christusbild vorüber, das rechts am Feldrain stand. Ein kleiner, barfüßiger Dorfjunge, der wahrscheinlich zu den Wiesenarbeitern drüben gehörte, stand vor der Figur des Gekreuzigten und blickte neugierig zu ihr empor. Die neue, bunte Bemalung, die noch in aller Frische erglänzte, schien ihm zu gefallen.

Dulters ließ abermals halten. Weder das Christusbild, noch der Anblick des Jungen hatten ihn gerührt, aber sein Aberglaube war wieder in ihm wach geworden.

„Komm mal her, mein Sohn!" rief er laut und winkte ihn zu sich heran.

Im Trab kam der Kleine näher, so daß der Staub, der dünn wie graugewordenes Mehl auf der Straße lag, in langen Schwaden hinter ihm herzog.

„Wie heißt du?"

„Großvater mäht Gras", gab der Range wie furchtsam zurück.

Dulters lachte. „Na, dann kenne ich ja schon deinen Namen. Wie alt bist du?"

„Das weiß ich nicht." Aengstlich geworden, trat er ganz an den Rand des Chausseegrabens.

„Weißt du, wer das da am Kreuz ist?"

„Der Herr Jesus."

„Weißt du auch, weshalb man den Herrn Jesus gekreuzigt hat?"

Der Kleine schwieg. In seinem Gesichtchen, das der Schmutz des Tages noch brauner gemacht hatte, leuchtete nur das Weiß der auffallend großen Augen. Um seine Mundwinkel zuckte es, als er dann leise erwiderte: „Das weiß ich nicht."

„Na, denk einmal nach. Hier, das schenk ich dir, wenn du es sagst." Er hatte ein blankes Fünfzigpfennigstück aus seinem Portemonnaie genommen, das er ihm nun zur Ermunterung zeigte.

„Großvater weiß es", preßte der Junge nun weinerlich hervor, aus Furcht, das Geschenk könnte ihm entgehen, wenn er diese Ausrede nicht zur Beruhigung vorbringe.

Dulters wurde abermals heiter: „Na, was Großvater weiß, das weiß ich auch. Ich will es dir also sagen. Der Herr Jesus hat sich kreuzigen lassen, um uns alle zu erlösen. Deswegen ist auch sein großes Leiden auf uns alle übergegangen. Wir tragen unser Kreuz immer mit uns herum. Vergiß das niemals. Hier, kauf dir etwas Schönes dafür."

Er sagte das sehr ernst, als spräche er zu einem Erwachsenen, nicht zu einem Kind. Es war ihm ein Bedürfniß, seine Weltweisheit, die sich mit seinem Seelenschmerz deckte, gerade hier zum besten zu geben.

Der Junge hatte kaum die Finger krampfhaft um das Geldstück geschlossen, als er Miene zeigte, bei den Schimmeln vorüber, die wieder davonstürmen wollten, quer über die Straße zu laufen.

„Nicht doch, nicht doch!" rief ihm Dulters zu, indem er sich erregt von seinem Sitz erhob. Unwillkürlich bleich geworden, befürchtete er, gerade dieser halbzerlumpte Junge könnte das „prophezeite Kind" sein, das, mit Unglück beladen, ihm über den Weg seines Lebens laufen würde, wie der Graf gemeint hatte. Und soeben erst hatte er doch dieses Mißgeschick durch eine gütige Ansprache abwenden wollen! Erleichtert athmete er auf, als der Kutscher die ungeberdigen Thiere rechtzeitig bändigte und der Junge betroffen zurückwich. Die Pferde hatten wieder angezogen, als Dulters den Kopf wandte und ihm nachblickte. Er sah, wie der Bengel laut rufend von dannen lief, die Hand mit dem Geld hoch erhoben, als wollte er schon von weitem dem Großvater sein Glück verkünden.

Dulters' Interesse an der eintönigen Landschaft war plötzlich erschöpft, denn das grelle Sonnenlicht ermattete seinen Blick. Mit geschlossenen Augen lehnte er sich in das Eckpolster des Wagens und träumte mit wachen Sinnen. Er sah sich, zur Seite Olga Radowska, genau so wie heute im Wagen sitzen und sie als neue Herrin spät Abends seinem Landhaus zuführen. Wie wohlig war ihm damals. Wie erzitterte er unter ihrer Nähe, mit welchem Verlangen hatte er sie an sich gezogen und sie stürmisch geküßt. Unwillkürlich streckte er die Hand aus, als säße sie auch jetzt an seiner Seite und er könnte sie liebkosend berühren. Als er aber nur leere Luft griff, ließ er den Arm schwer auf den Sitz sinken, wobei er leise lächelte.

Das Rollen der Räder auf Steinen weckte ihn erst aus seiner Betäubung. Er war in den Hof von Eichennest eingefahren. Die Verwaltung der Besitzung versah der Gärtner, der von Dulters' Kommen unterrichtet, nun schon auf der Lauer stand, um seinen Gebieter würdig zu empfangen. Man hatte geglaubt, daß das Brautpaar mitkommen werde, und so hatte sich die noch immer junge Frau schön geputzt und ihr etwa zehnjähriges Töchterchen darauf dressirt, das gnädige Fräulein mit einem großen Riesenbouquet und einem Sprüchlein zu begrüßen.

Als Dulters die freundliche Kleine erblickte, die man wie eine Festjungfrau ganz in Weiß gesteckt hatte, betrachtete er das wie eine gute Vorbedeutung.

„Na, dann kann ich ja die Blumen entgegennehmen", sagte er und fuhr dem Mädchen über das glatt gescheitelte Haar. Er drückte ihr die Hand und versprach ihr eine schöne Puppe zu Weihnachten, wofür er einen Knicks empfing. Und um die Sache nicht zu vergessen, zog er sein Notizbuch hervor und machte sich sofort die nöthige Bemerkung. Gerade Kindern gegenüber wollte er von nun an sein Versprechen pünktlich erfüllen.

„Alles in Ordnung. Bartz?"

„Alles, Herr Dulters."

„Na, das freut mich. Es sieht wirklich hübsch hier aus."

Mitten im Hof stehend, ließ er voller Befriedigung seinen Blick umherschweifen, vom Haus bis zum Gartenzaun und dann wieder umgekehrt. An einem offenstehenden Fenster des Hochparterre blieb sein Blick längere Zeit hangen. Es war dasselbe, durch das er damals hinausgesprungen war. Da er seit den letzten Jahren die Wohnung nicht mehr vermiethet hatte, so standen die Räume leer bis auf zwei Zimmer, die man vorläufig nothdürftig mit den zurückgebliebenen Möbeln ausgestattet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

— Modernes Heirathsgesuch. Gesucht eine Zukünftige mit oder ohne Vergangenheit. Nicht unter 500 Mille. Ernste Offerten — Photographie überflüssig — unter „Cavalier" an die Expedition dieses Blattes

(Für die „Sonntagpost.")

Kunterbuntes aus der Großstadt.

Aufruhr-Alarm. — Die Sache war zum Glück nicht ernsthaft. — Ein Abend an der State Str. — Es geht dort zu wie auf dem Jahrmarkt. — Eine Menge von Leuten mit großer Rednergabe. — Wie man Neugierige anzieht und festhält. — Die Suade eines Quacksalbers.

Im Wachlokal des Harrison Straße Polizeireviers erscholl neulich Abend das ominöse „Aufruhr-Signal", das nur wenige von unseren Sicherheitsbeamten mit freudigen Gefühlen ertönen hören. Aber Dienst ist Dienst, und so griffen denn der an der Reihe befindliche Leutnant und seine Mannen zu ihren Gewaffen. Dann schwangen sie sich auf ihren Streitwagen und in sausendem Galopp ging die Fahrt nach dem Platze, von wo aus der Alarm gegeben worden war. Bald war das Ziel der Heerfahrt erreicht: ein Theaterlokal an der Quincy Straße. Am Eingang desselben kam dem Leutnant der Theaterdirektor entgegen, ein etwas cholerischer Herr, der zornvoll zu wissen verlangte, ob er seine hohen Abgaben etwas zum Spaße an die Stadtverwaltung entrichte, oder ob dieselbe zu Gegenleistungen bereit sei, d. h. zur Gewährung des Schutzes, dessen er für sein Geschäft benöthige. — Wer ihn denn im besagten Geschäft behindere, erkundigte sich der Polizeileutnant theilnahmsvoll. „Wer, wer? — und das fragt der Mensch noch!" stöhnte der Bühnenleiter mit jammernder Geberde, und heftig gestikulirend deutete er auf große Haufen Menschheit, die sich in der Nähe des Theaters um drei an verschiedenen Stellen postirte und einander zu überschreien versuchende Volksredner gruppirt hatten. „Wer kann denn da durchkommen? Glauben Sie etwa, mein Publikum kommt in Sturmkolonnen angerückt, so daß es im Stande wäre, diese Lungererrotten zu sprengen? Nein, einzeln kommen die Leute in's Theater und zumeist sind's Damen, die sich aus guten Gründen in ein solches Gewühl nicht hineinwagen. Ich verlange deshalb, daß Sie den Weg frei machen."

Der Polizei-Leutnant war zwar der Ansicht, daß ein Aufruhr-Alarm durch die Umstände des Falles nicht ganz gerechtfertigt war, auch konnte er dem Wunsche des Direktors: die drei Schreihälse an den Straßenecken wegen Landfriedensbruchs zu greifen und in den Kerker zu werfen, nicht entsprechen, da die braven Leute sich vorsichtshalber mit Redner-Lizensen versehen hatten, aber Gassen konnte er seine Leute durch die Zuschauerschaaren bahnen lassen. Das that er denn auch, und damit mußte der Theater-Direktor sich wohl oder übel zufrieden geben.

* * *

Wer jeweils Abend durch das Geschäfts-Viertel der unteren Stadt streicht, und zwar um die Zeit, wenn in den Theatern die Vorstellung bereits begonnen hat, dem muß der gewaltige Unterschied auffallen, welcher zwischem dem Publikum herrscht, das diese Straßen Tags über belebt und dem, welches hier in der Dunkelheit zu finden ist. Am Tage hat von den ungezählten Tausenden, welche durch die State und die Dearborn Straße hasten, offenbar Niemand auch nur einen Augenblick Zeit zu verlieren. Das drängt und stößt und schiebt sich durcheinander, als ob das Wohl und Wehe jedes Einzelnen davon abhinge, in möglichst kurzer Frist die nächste Straßenkreuzung zu erreichen. Abends ist's anders. Da hat nur hin und wieder Einer Eile, durch das Gewühl zu kommen, die Anderen lassen sich Zeit, vor den Aulgagen der großen Verkaufs-Magazine ihre Schaulust zu befriedigen und anzuhören, was hier ein Quacksalber, dort ein „Prediger in der Wüste" und da ein Sozialreformer von einer Kiste oder einem Wagen aus der Welt kund und zu wissen gibt. Dazwischen erklingen die Schellen, rasseln die Pauken und die Zimbeln von Heilsarmee-Abtheilungen zum Singsang derselben, währen alle paar Schritte weit ein aufdringlicher Hausirer sich aufgepflanzt hat, der den Vorbeigehenden seine Waare aufzuschwatzen sucht, seien's nun Kragenknöpfe, Mittel zum Austilgen von Fettflecken, Wetzsteine oder Hühneraugenpflaster.

Wer dieses Leben oder Treiben zum ersten Male beobachtet, der fühlt sich zu der Muthmaßung veranlaßt, er sei auf einen Jahrmarkt oder auf eine Messe gerathen, und dieser Verdacht hat in der That auch seine Berechtigung. Es sind wirklich Jahrmarkts-Figuren, die er zu sehen bekommt. Von der leider zu einer stehenden Einrichtung gewordenen Heilsarmee abgesehen und vielleicht von den Sozialreformern, welche in diesen Spielarten nur auf dem Boden der Großstadt gedeihen und fortkommen, geben fast alle die Zungendrescher, welche die untere Stadt unsicher machen, nur Gastrollen in der Stadt. Sie sind zumeist nur nach Chicago gekommen, um Waarenvorräthe einzulegen, und ihr stark entwickelter Erwerbstrieb läßt es nicht zu, daß sie ihren Aufenthalt bei uns geschäftlich ungenützt lassen sollten. Sie wollen wenigstens die Kosten ihrer Reise hierher herausschlagen. Da sie ihr Fach aus dem Grunde verstehen, so erreichen sie in der Regel auch ihren Zweck, aber Chicago auf die Dauer zum Schauplatze ihrer Thätigkeit zu wählen, fällt ihnen nicht ein. Der Wettbewerb würde bald gar zu groß werden, und schließlich ist ihnen das harmlose ländliche Publikum denn doch lieber, als das oft stark mit kritischen Elementen durchsetzte, welches sie hier finden.

* * *

Bewundern muß man die Gewandtheit, mit welcher die meisten dieser Kaufleute von der Straße bei dem Kundenfang zu Werke gehen. Diese Leute besitzen fast durchweg eine gute Portion Menschenkenntniß, oder doch soviel davon, wie sie zu ihrem Geschäft brauchen. Nur selten wird Einer von ihnen — und dann kann man sicher sein, daß der nur erst ein Anfänger in seinem Fache ist — seine werthvolle Zeit und seine Ueberredungskunst an Jemanden verschwenden, bei dem sie weggeworfen wären. Und wie geschickt sie es anzufangen wissen, einen Haufen von Neugierigen um sich zu sammeln. Manche von ihnen, besonders die mit Patentmedizinen handelnden Quacksalber brauchen dazu Handlanger, die im Publikum postirt sind, die kleineren Leute aber vertrauen zur Erreichung ihres Zweckes ausschließlich der eigenen Kraft. Sie fangen z. B. mit Kartenkunststücken an, die sie zunächst nur dem säuselnden Nachtwinde vormachen. Bald aber findet sich Einer, der sich für Dergleichen interessirt, ein Zweiter und ein Dritter bleibt stehen, die Mehreren kommen dann ganz von selber hinzu, und nun bringt der Künstler seinen Verkaufsartikel zum Vorschein. Ist's Hühneraugensalbe, die er führt, so gibt er als Einleitung eine aus Pantomime und dramatischer Deklamation gemischte Vorstellung zum Besten, bei der auch solchen die Hühneraugen weh zu thun anfangen, die sonst von einer derartigen Bresthaftigkeit des menschlichen Fußwerkes aus eigenem Empfinden nichts wissen. Hält der Händler ein Putzpulver oder ein Fleckenreinigungsmittel feil, so verleiht er beim Scheine der elektrischen Lampe, in deren Lichtkreis er sich klüglich postirt hat, einem silbernen Löffelchen, das er zu diesem Zwecke bei sich hat, einen fabelhaften Glanz, oder er entdeckt an der Gewandung des Nächststehenden einen Flecken, den er durch ein rasches Betupfen mit seiner Schmiere scheinbar vergehen macht, als wär' er nie gewesen. Und dabei fließen ihm in unaufhörlichem Strom die Worte von den Lippen wie Honigseim. Größer und dichter wird der Kreis, der ihn umringt, und bald streckt sich hier, bald da eine Hand aus, die gegen den Obolus, welchen der Redner heischt, dessen wunderthätigen Balsam einzutauschen begehrt. Wendet der Käufer sich dann zum Gehen, so versperrt ihm alsbald ein Menschenwall den Weg, welchen mit der Macht seiner Rede ein Quacksalber vor sich aufgethürmt hat, und den nun das heisere, aber kräftige Organ desselben festzuhalten sucht wie mit Klammern. Eine Abhandlung über Rheumatismus ist's, die der Mann zum Besten gibt, gespickt mit einer wundersamen Fülle von gelehrt klingenden, wenn auch leider meist falsch angebrachten und häufig recht verstümmelt hervorgequetschten Ausdrücken aus der medizinischen Geheimsprache. Wie fast ein jedes Menschenkind in seinem Knochengerüst den Rheumatismus mit sich herumschleppe, wenn derselbe auch bei Vielen gewissermaßen nur erst in den Windeln liege, das weiß der Quacksalber gar anschaulich zu beschreiben. Und er fährt dann fort, ein gar grausliches, Nerven erschütterndes Bild zu entwerfen von dem Wachsthum der Krankheit und ihrem endlichen tückischen Hervorbrechen, durch welches das arme Opfer widerstandslos auf das Schmerzenslager geworfen wird. Aber man kann sich davor wahren! „Die Nadowessi-Indianer, auch Sioux genannt, freie Kinder der Natur, und wohlerfahren in den Geheimnissen derselben, haben ein unfehlbares Mittel gefunden, mit dem sie den gräßlichen Rheumatismus all' seiner Schrecken zu berauben verstanden. Aus dem Fette von Schlangen, wie ich Ihnen hier eine zeige" — und der Redner holt aus einem Kasten, den er neben sich stehen hat, eine kränklich aussehende Wasserschlange hervor, die er sich vor den Augen der nun aufmerksamer werdenden Menge wie ein Tuch um den Hals windet — „aus dem Fette von solchen Schlangen, sage ich (der Fettgehalt des betreffenden Wurmes ist dabei höchstens 0,1) haben sie das Mittel gewonnen, und ich bin in der glücklichen Lage, Ihnen von diesem unfehlbaren Mittel einige Fläschchen zu dem lächerlich geringen Preise von nur 75 Cents das Stück abzulassen. Sie sind nicht rheumatisch, sagen Sie? Aber ein blutiger Egoist sind Sie, das kann ich Sie versichern! Hat etwa Ihr Onkel nicht das Zipperlein? Wird nicht Ihre Großmutter schon seit einem Menschenalter in jedem Herbst und in jedem Frühjahr von dem niederträchtigsten Gliederreißen geplagt, das man sich denken kann! Und diesem Leiden der armen, alten Frau, den Qualen Ihres braven Onkels können Sie mittels des Inhalts dieser Flasche ein Ende machen, wenn Sie lumpige 75 Cents daran wenden wollen; Sie aber stehen mit den Händen in den Taschen dabei, halten das schnöde Geld fest und lassen Ihre nächsten Blutsverwandten sterben und verderben! Pfui einer solchen Gemeinheit, pfui! und drei Mal pfui! — Lynchen sollte man Sie auf dem Fleck, und wenn Sie sich in einem Gemeinwesen befänden, wo man noch auf Anstand und Sitte hält, so wäre Ihnen ein Kleid aus Theer und Federn sicher und ein Ritt auf 'ner Zaunlatte dazu. Mit Ihnen bin ich fertig, mein Lieber. Sie können jetzt das Mittel von mir überhaupt nicht mehr bekommen, überhaupt nicht, verstehen Sie mich, und wenn Sie es mir mit Gold aufwiegen wollten; ich mache nur mit anständigen Menschen Geschäfte, und von solchen gibt es zum Glück noch genug in der Welt, nicht wahr, meine Herrschaften?"

Und unter den Herrschaften befinden sich in der That Verschiedene, die dem Menschenfreunde beipflichten und ihm sein „Schlangenfett" abkaufen.

Und oratorische Leistungen solcher und ähnlicher Art kann man im Laufe eines Abends zu Dutzenden genießen, wenn man sich hie und da an der State Straße einige Minuten lang aufhalten will. Daß es da eigentlich Geld fortwerfen heißt, Eintrittsgeld für Vaudeville-Vorstellungen zu zahlen, liegt wohl auf der Hand.

—ss.

— Mancher glaubt konsequent zu sein und ist nur ein — Starrkopf.

Farbige Schönheiten.

(Emil Grauichstädten, Berlin.)

Die schmucken braunen Samoanerinnen mit ihren lebhaften, lachenden Augen, die gegenwärtig im zoologischen Garten zu Berlin zu sehen sind, geben uns wieder einmal eine Schönheitsprobe der Rassen, welche wir im Gegensatze zu den weißen Völkern die „farbigen" Rassen nennen. Die weibliche Schönheit tritt uns in diesen Völkern fremdartig und geheimnißvoll entgegen und deshalb in ihrem Reize für viele erhöht, wie alles Neue, für ebensoviele aber auch im Reize bis zum Widerwillen gemindert, wie alles Ungewohnte. In der Schaustellung sehen wir eben nur die Rasse in Exemplaren, von denen uns das eine besser, das andere weniger gefällt, wie wir ja auch bei Thieren solche Unterschiede machen. Das menschliche Einzelwesen bleibt uns fremd, wir sehen von allen diesen Frauen und Mädchen den Leib und erfahren nichts vom Weibe und dessen volksthümlicher und persönlicher Eigenart. Und doch lehren uns Geschichte, Sage und Völkerkunde Vieles und Interessantes vom Wesen dieser farbigen Schönheiten, sie geben uns gleichsam den Schlüssel, der die Geheimnisse erschließt, welche hinter den dunklen Augen, den braunen Gesichtern und den fremden Sprachlauten der farbigen Schönen zu lauern scheinen. Der allgemeine Begriff, den wir uns von dem Wesen dieser Art Weiblichkeit machen, ist der, daß ihr Blut heißer, ihre Sittenbegriffe weniger streng und vielfach ihr Denkvermögen geringer sei, als das im Durchschnitt bei den Frauen der europäischen Rassen der Fall ist. Einiges ist dabei richtig, doch muß auch hier die Ueberlegenheit der nunmehr herrschenden europäischen Kultur in Anrechnung gebracht werden. An geistiger Begabung hat es auch den farbigen Schönen niemals gefehlt.

Treten uns doch aus der Urgeschichte der Menschheit und ihrer ersten Kulturepochen im Orient die Gestalten zweier Frauen entgegen, deren Wahrzeichen gerade eine den größten Männern ihrer Zeit ebenbürtige geistige Begabung war. Die eine, Semiramis, die sagenhafte Königin der Assyrer, die Erbauerin Babylons und der „Hängenden Gärten", die nach ihrem Tode als Liebesgöttin verehrt wurde. Die andere, Biltis, die Königin von Saba, welche aus ihrem arabischen Reiche zur Königsburg Salomos zog, und in Ehren die Gespräche mit dem weisen König der Juden bestand. In diesen beiden sagenhaften Gestalten sehen wir nur entgegengesetzte Typen der Frauen des Orients, in Biltis den rein geistigen, fast geistlichen, in Semiramis den weltlich-sinnlichen Typus. Noch in den Mädchen von Tausend und Eine Nacht finden wir namentlich bei den Schwestern, welche die Bettelmönche bewirthen, die Orientalin als kluge, geistig gebildete und geistig regsame Frau. Die Haremswirthschaft hat über das Geistesleben der mohamedanischen Frauen erstickende Schleier der Nacht gebreitet. Einer der wunderbarsten Typen farbiger Schönheit ist die Egypterin, wie wir sie heute noch in den Bauerfrauen und Mädchen des Nilthals sehen können, Fellahfrauen, Fellahmädchen. Den ganzen Zauber der vor vielen tausend Jahren rein gewesenen Rasse erkennen wir in den alten Sphinxen mit ihren Pausbacken, den lachenden Augen, dem weichen Kinn, den schwellenden Lippen, der monumentalen Urform des Soubrettengesichtes, wie wir sie rassenrein und allen unseren Schönheitsbegriffen entsprechend heute noch bei den Galla-Negerinnen und, durch Rassenkreuzung mit Arabern veredelt, bei den Abessynierinnen wiederfinden. Hier war auch Geistesleben und freie Entwickelung der Weiblichkeit. Die Tochter Pharaos, welche Moses rettete und erzog, die schöne Sünderin Potiphar stehen mit der modernen Dame auf gleich hoher Kulturstufe im Guten und Bösen.

Dieses Bild ändert sich aber sofort, wenn wir diese Wanderung im Geiste zu den Naturvölkern lenken, deren bisher unerforschte Wohnsitze durch die Kolonialarbeit der letzten Jahrzehnte unserer Erkenntniß erschlossen wurden. Hier begegnen wir den Schönheitstypen einiger Negerstämme, den oft reizvollen Erscheinungen der Polynesierin, von denen die Samoanerin unstreitig die anmuthigste ist. Auf den Inseln des ostindischen Archipels treffen wir auf Ueberraschungen seltsamster Art. Waren doch die Holländer auf einem Kriegszuge im Innern Borneos im vorigen Jahre genöthigt, ein blutiges Gefecht mit einem Amazonen-Korps zu bestehen, das, mit Lanzen und Pfeilen bewaffnet, nach tapferer Gegenwehr die meisten seiner wirklich schönen Kombattantinnen als Leichen auf dem Kampfplatze zurückließ.

Den Europäerinnen am nächsten stehen die Frauen Japans. Diese zierlichen Gestalten mit den nur leicht geschlitzten, dunkeln Augen, den feinen Händen und Füßen, den vielfach schönen und fast immer intelligenten Gesichtern, den graziösen Bewegungen, bilden heute wieder den Gegenstand der Bewunderung in den japanischen Etablissements der Weltausstellung in Paris. Die alte, hochentwickelte Kultur des Landes hat die japanische Dame vollkommen auf die gleiche Höhe mit den Damen Europas gestellt, und alle Reisenden berichten, daß selbst die leichteren Formen des Verkehrs in den Theehäusern weitaus feinere Gesittung bekunden, wie in ähnlichen Lokalen Europas. Steht doch dem Mädchen aus dem Theehause jederzeit die Rückkehr in die Familie ohne Schande und Erniedrigung offen. Hierin freilich unterscheidet sich der Sittlichkeitsbegriff der Japaner wesentlich von dem des Europäers. Ob diese milde Auffassung aber nicht doch die bessere ist, darüber ließe sich recht ernsthaft diskutiren.

Sie steht fraglos im Zusammenhang mit dem weiblichen Ideale der Indier, wie es sich unter der heißen Tropensonne und nach den Lehren der Brahmanen entwickelt hat.

Die Indierin! Eine hübsche, braune Indierin mit großen, ernsten, dunkeln Augen, glänzend schwarzem Haar und von überaus zierlicher Figur, ist in der Schaustellung von Barnum und Bailey zu sehen gewesen. Dieses Mädchen gibt in ihrer Erscheinung, in den weichen, schönen Formen von Händen und Armen, in dem leuchtenden Kolorit der hellbraunen, seidenweichen Haut eine Vorstellung aller Frauen Indiens in ihren drei Hauptklassen, der Frau aus dem Volke, der edlen Brahmanenfrau und der Priesterin, Tänzerin, der Bajadere. Die Frau aus dem Volke! Lassen wir eine indische Legende von ihr erzählen: Der Bauer Gango lebte mit seinem jungen, schönem Weibe Darah in einem Dorfe am Ufer des Ganges. Eines Morgens ging Darah zum Flusse Wasser holen. Da erblickte sie ein indischer Fürst, der mit seinen Leuten auf einen Jagdzug ausgeritten war, und raubte sie. Der unglückliche Gango verließ sein Haus und ging aus, die Gattin zu suchen. Ueberall sang er das Lied, das er in glücklichen Stunden mit ihr gesungen hatte. Nach Jahren kam er an die Mauer eines Gartens und sang sein Lied, eine bekannte Stimme fing an der anderen Seite der Mauer zu singen an und führte ihn singend bis an ein Gitterthor. Es war Darah, die mit Thränen des Glückes und des Schmerzes ihren Gatten wiedersah. Sie hatte zwei schöne Kinder bei sich, welche sie ihrem Räuber geboren hatte. Gango küßte die Kinder durch das Gitter, half der Frau und den Kindern hinüber und floh mit ihnen zum Heiligthume von Lahar, den Richterspruch zu erbitten. Dieser lautete: „Der Frevel verlangt Sühne. Entweder die Frau stirbt oder die Kinder". Da trat Darah vor und bat um den Tod; noch einmal küßte sie Gango und die Kinder, dann ließ sie sich die Augen verbinden und kniete nieder, den Todesstreich erwartend. Der Richter aber rief: „Steh auf, Weib, und lebe. Du hast Leben und Glück verdient, wie keine Andere". Und so zogen die Beglückten wieder in ihre Heimath. Diese Legende ist ein Stück edelster Kulturgeschichte. Ihr erhabenes Gegenstück findet sie in der Gestalt Vasantasenas, der Bajadere. Die von Fürsten und Edeln umworbene und also reich gewordene Vasantasena verliebt sich in den Brahmanen Tscharudatta, der wieder durch seine Freigebigkeit verarmt ist. Mit aller Gluth der Freude und Leidenschaft genießen Beide ihr Glück, obwohl Tschrudatta ein edles Weib hat und von ihr einen schönen jungen Sohn. In einem Aufstand gegen den ungerechten König verhilft Tscharudatta einem ritterlichen Freunde des Volkes zu Sieg und Thron, und Vasantasena rettet mit Gefahr ihres Lebens Tscharudatta vom Tode. Als Alles gut geendet ist, begrüßt die Gattin Tscharudattas die Bajadere mit den Worten: „O, dieses Glück! — Wie befindest Du Dich, meine Schwester?" Und Vasantasena antwortet: „Ich bin nun glücklich". Der König aber verleiht der Bajadere den Ehrentitel „Frau", sie wird die zweite Frau Tscharudattas. Ein Hymnus des Glückes beschließt dieses klassische indische Drama des Königs Cudvaka. Mögen wir im kühleren Norden die Köpfe schütteln. Das ist die farbige Schönheit, wie sie unter der Tropensonne gedeiht.

Die Straßenkrawalle in Hannover.

Hannover, 13. Juni.

Unsere Stadt steht im Zeichen des säbelschwingenden Schutzmanns. Seit dem Katechismusstreit im Jahre 1863 hat das friedliche Hannover solche Szenen nicht wieder erlebt, wie sich seit einigen Tagen in den Straßen des Vahrenwalder Distriktes abspielen. Einiges wurde bereits kurz berichtet. Nach dem, was jetzt feststeht, ist es keine Frage mehr, daß viele Organe der Polizei, sei es vor Aufregung oder aus Angst, die Ruhe und Selbstbeherrschung verloren haben.

Der schlimmste Tag war der Mittwoch. Nachdem der unter Neugierigen versteckte radausüchtige Mob die Schutzleute zuerst angeulkt, dann mit Steinen beworfen und einige verletzt hatte, zog das gesammte Aufgebot der Schutzleute, 221 Mann, blank und hieb mit scharfen Hieben auf die Menge ein; diese floh, die Schutzleute gingen auf's Rücksichtsloseste vor, und es ist psychologisch erklärlich, daß einige für die Verletzungen, die ihre Kameraden durch Rowdies empfangen hatten, erbitterte Vergeltung übten. Von einer Familie, die sich auf dem Heimwege befand, erhielt nach den erwähnten Berichten die hochschwangere Frau zwei Hiebe auf den Rücken, der Mann eine schwere Kopfwunde. In der Nähe der Zündholzfabrik wurden zwei Frauen schwer am Kopf verletzt. Zahlreiche Fensterscheiben wurden von den Schutzleuten auf der Verfolgung mit dem Säbel eingeschlagen. In einer Gartenwirthschaft der Vahrenwalder Straße blieb fast kein Fenster ganz und die im Garten sitzenden Gäste wurden thätlich angegriffen. Wer nicht rasch genug laufen konnte, erhielt scharfe Hiebe mit der Waffe. So kam es, daß Frauen und Kinder, Greise und Krüppel verletzt wurden. Einem 60—70jährigen Straßenarbeiter wurde, wie es heißt, der Arm abgehauen, einer Frau die Nase; einem Kinde, das der Vater auf den Armen über die Straße trug, wurde ebenfalls der Arm abgehauen! Ein Ausflügler wurde von vier Schutzleuten so zugerichtet, daß er nicht mehr von der Stelle konnte. Ein Gehilfe der Inneren Mission, der in jener Gegend einen Auftrag ausführte, erhielt einen zwölf Zentimeter langen Kopfhieb, einen Stich in die Schulter und Hiebe über Arme und Hände; der Mann blieb bewußtlos liegen und wurde in diesem Zustand von „Hyänen des Schlachtfeldes" seiner Uhr und Börse beraubt. Es dürfte unmöglich sein, die Zahl aller Verletzten festzustellen. Blutspuren führten am nächsten Morgen zu den Häusern der Aerzte, Apotheker und Barbiere jener Gegend. Von den schwer Verletzten befinden sich noch acht im städtischen Krankenhause.

Es ist keine Frage, daß die Zusammenstöße durch den Pöbel veranlaßt wurden, aber eben so allgemein ist hier die Ansicht verbreitet, daß die Polizei durch ihr rücksichtsloses Vorgehen die gespannte Lage noch verschärft habe. Alle hiesigen Blätter sprechen sich heute Abend gegen das rigorose Vorgehen der Polizei aus, und die konservativen „Hannover'schen Tages-Nachrichten" konstatiren, daß Mißgriffe aller Art von Seiten der Schutzleute vorgekommen sind. Hierfür erscheint in erster Linie die Polizeileitung verantwortlich. Sie mußte die Stimmung der Bevölkerung kennen; ihre Aufgabe war es, die erregten Volksmassen des genannten Distrikts in Ruhe zu besänftigen: es ist uns jedoch nichts von irgend welchen Vorbeugungsmitteln gegen die Tumulte zu Ohren gekommen. Man wartete alles ab, dann hieb man ein. „Von dem Mob kann man nicht erwarten, daß er der vernünftigere Theil sein soll," bemerkt sehr richtig der sozialdemokratische „Volkswille", der übrigens alle Genossen eindringlich vor jeder Betheiligung an den Unruhen warnt.

Daß die Straßenbahner persönlich sich von den Tumulten fernhalten und sich musterhaft führen, wurde wiederholt gemeldet. Allerdings, das ist keine Frage, daß die arbeitende Bevölkerung erbittert ist durch die Haltung, die die Straßenbahnleitung ihren früheren Beamten gegenüber einnimmt und auch weiter einzunehmen geneigt scheint. Denn der Aufsichtsrath hat die von den Herren Bürgermeister Lichtenberg-Linden und Senator Fink-Hannover angebotene Vermittlung, zu welcher der Straßenbahn-Direktor geneigt war, abgelehnt. Auch eine Nachricht, die wir soeben noch erfahren, scheint nicht geeignet, den Keim der Unruhen zu ersticken. Die „Straßenbahn-Hannover" theilt mit: „120 Personen, welche infolge des Streiks entlassen waren, haben sich heute gemeldet und sind wieder eingestellt worden. Der Betrieb wird morgen auf allen Strecken in vollem Umfange wieder aufgenommen." Da hiernach immer noch über 300 Leute ausständig sind, dürfte namentlich die Wiederaufnahme des Abendverkehrs in den Stadttheilen mit aufgeregter Arbeiterbevölkerung schwer zu bewerkstelligen sein. Darum wäre immer noch die Beilegung des Zwistes unter den von den Leuten geforderten mäßigen Bedingungen die geeignetste Maßnahme, um die Bevölkerung zu beruhigen und — weiteren Mißgriffen der Polizei vorzubeugen.

Kleine Ursachen, große Wirkungen

In dem Dorfe Kläden in der Altmark sollte kürzlich eine standesamtliche Trauung vorgenommen werden. Diese stieß jedoch auf Hindernisse. Einer der Trauzeugen hatte nicht das gesetzlich vorgeschriebene Alter, weshalb er vom Standesbeamten zurückgewiesen wurde. Der Bräutigam machte sich nun auf die Suche nach einem Ersatzmann, während die Braut mit einigen Hochzeitsgästen einstweilen auf dem Standesamt verblieb. Man vertrieb sich die Zeit mit allerlei Gesprächen, und so erfuhr die Braut von einem Schreiben, welches ihr Verlobter an das Landrathsamt gerichtet hatte. In dem Briefe hatte nämlich der Bräutigam den Landrath ersucht, derselbe möchte dem Dienstherren der Braut deren sofortige Entlassung anbefehlen, damit das Mädchen heirathen könne. Geschähe dies nicht, so würde der Schreiber sich eine andere Braut suchen, dann bekäme das Mädchen aus gewissen Gründen überhaupt keinen Mann mehr. Das empörte die Braut nicht wenig, sie erkundigte sich bei dem Standesbeamten, ob die unterbrochene Zeremonie schon Kosten verursacht hätte, und zog, als dies verneint wurde, mit ihren Gäste in das benachbarte Wirthshaus zu einem Glase Bier. Kurz darauf traf der Bräutigam mit seinem Ersatzzeugen auf dem Standesamt ein. Als er hier seine Braut nicht mehr vorfand, war er zuerst völlig außer Fassung, bald aber meinte er erleichtert: „Gott sei Dank, daß ich sie wieder los bin!"

Auch ein Vergleich.

Ein für chinesische Verhältnisse bezeichnendes Geschichtchen berichtet der „Ostasiat. Lloyd": Der europäische Polizeiinspektor und der chinesische Richter waren diese Woche über eine Frage sehr verschiedener Ansicht, kamen aber im gemischten Gerichtshof schließlich zu einem originellen Vergleich. Der Sachverhalt war folgender: Ein chinesischer Sampanführer hatte nicht weniger als sechs Passagiere in sein kleines Fahrzeug aufgenommen und außerdem noch als Last drei Balken von je 15 Meter Länge. Die Folge war, daß das Boot umschlug, wobei einer der Passagiere ertrank. Inspektor Matheson hielt den Sampanführer für den schuldigen Theil und verhaftete ihn; die Konzession sagte deutlich und klar, daß der Sampan nicht überlastet werden dürfe; die Bootsführer wollten sich aber unerlaubte Vortheile schaffen, indem sie sich höhere Einnahmen, als der Tarif gestattete, verschafften. Der Richter wollte dieser Argumentation nicht beipflichten. Die Passagiere hätten sich freiwillig in Gefahr begeben, und wer sich in Gefahr begäbe, käme darin um; nicht sowohl der Bootsführer als vielmehr die Passagiere, die anstatt den vollen Tarif zu zahlen und drei Boote zu nehmen, sich auf einem zusammengedrängt hätten, seien zu tadeln. Schließlich einigte man sich dahin, daß der Sampanführer und die fünf überlebenden Passagiere sich in die Kosten des Begräbnisses des Todten theilen sollten.

Der Hase als Defraudant.

Auf eine höchst merkwürdige Weise ist jüngst die Viktualienhändlerin Frau Katharina Eigl in Wien um ihre Tageseinnahme gekommen. Die Frau bringt zweimal wöchentlich aus Pötzleinsdorf Viktualien nach Wien. Als die Frau gegen 6 Uhr Morgens mit ihrem Manne von Wien nach Pötzleinsdorf in ihrem Wagen zurückfuhr, stieg sie bei einer bergauf führenden, steilen Stelle vom Wagen, während ihr Gatte in demselben schlafend liegen blieb. Da bemerkte die Frau im Straßengraben einen Hasen, dem sie rasch mit dem Peitschenstiel einen Hieb versetzte, so daß das Thier betäubt liegen blieb. Sie hob das scheinbar bewußtlose Häschen auf, band ihm it ihrem Taschentuch einen Fuß an den Hals und legte ihn sodann in ihre breite Schürze, die sie um den Leib gebunden hatte. Freudig erregt weckte sie darauf ihren Gatten, indem sie die Schürze öffnend, ihm ihre Beute zeigte. Doch der Hase hatte sich inzwischen erholt und den einen Fuß aus der Schlinge gezogen. Mit einem Satze sprang nun der Hase aus der Schürze und verschwand mit dem um seinen Hals gewickelten Taschentuche. Man kann sich den Schrecken der Frau vorstellen, wenn man erfährt, daß das Tuch, mit welchem der Hase durchgegangen war, in einem Knoten die Tageseinnahme des Ehepaares Eigl im Betrage von 170 Kronen enthielt.

Verhängnißvoller Affenspuk.

Aus dem nahe bei Paris gelegenen Orte Clichy wird der folgende tragische Vorfall berichtet: Die am Boulevard National wohnhafte Mme. Cuvier hatte vor Kurzem ihren Gatten durch den Tod verloren. Noch immer ihrem Schmerze nachhängend, wurde sie eines Abends durch die von einem ihren Fenstern gegenüber etablirten Zirkus herschallende Fanfaren und Paukenschläge immer trauriger gestimmt, so daß sie noch vor der gewohnten Zeit ihr Lager aufsuchte und, an den Verlorenen denkend, sich in den Schlaf zu weinen begann. Doch jäh fuhr sie aus dem ersten Schlummer empor, als sie unter ihrer Bettstelle das Klirren von Ketten zu vernehmen glaubte. Ueberreizt und von Furcht ergriffen, verbarg sie ihr Haupt in den Kissen, doch hinderte dies nicht, daß sie abermals dasselbe schauerliche Geräusch unterschied und deutlich an der Zimmerwand einen unförmlichen Schatten sich schnell hin- und herbewegen sah. In dem Glauben, einem bösen Dämon verfallen zu sein, dachte Mme. Cuvier nicht daran, Licht anzuzünden, sondern begann in ihrer Herzensangst ein Geschrei auszustoßen, das kaum noch etwas Menschliches mehr an sich hatte. Die aufgeschreckte Nachbarschaft verschaffte sich mit Gewalt Eingang zu ihr und ward Zeuge eines entsetzlichen Schauspiels. In aufgerichteter Stellung, die Züge verzerrt, und mit Augen, aus denen schon der Irrsinn sprach, wies die Unglückliche unter wahnsinnigem Gelächter nach einer Ecke am Fenster, in der das Wesen, das ihren martervollen Zustand verschuldet, von dem Stimmengewirr eingeschüchtert, kauerte. Es war ein Affe mittlerer Größe, ein Mandrill, der sammt seiner Kette dem Zirkusbesitzer entronnen und während Mme. Cuviers Abwesenheit in ihr offenstehendes Parterrefenster gestiegen war. Der herbeigerufene Arzt, der den Hergang erfuhr, kann nur wenig Hoffnung auf Mme. Cuviers Heilung geben.

— Ein Schlauer. — Vater: „Als Student der Medizin und angehender Arzt wirst Du hoffentlich den Segen der Alkohol-Enthaltsamkeit am eigenen Leibe ausprobiren." — Studiosus: „Einstweilen, Väterchen, studire ich an mir noch die Schädlichkeiten des Alkoholgenusses."

— Geistreich. — „Finden gnädiges Fräulein nicht auch, daß es mit solchem Ballsaal immer dieselbe Geschichte ist — Fußboden, Wände und 'ne Decke darüber?"



(Von Albert Weitz)

Grieshuber: Lassen Sie sich doch nicht auslachen, Quabbe!

Quabbe: Auslachen?, weil ich behaupte, daß einst McKinleys Namen in der Geschichte mit den Edelsten genannt werden wird! —

Lehmann: Wenn det der Fall is, denn würde ich mir erjebenst erlooben, die jeehrten Herren Jeschichtsschreiber der Zukunft mit 'nen Vorschlag unter die Arme zu jreifen. — Von wejen den hohen Zoll, womit er uns jejen die an Hunjerpfoten saujende, eiropäische Pauper-Arbeit nich' schützen duht, sollte er mit den Beinamen „Wilhelm, der Hohenzoller" in die Walhalla innriden!

Gr.: Na ja, das ginge ja schon, ich weiß aber einen viel besser passenden Beinamen: Wilhelm der Eroberer! — Nach der Ansicht seiner Bewunderer ist ihm ganz allein das Verdienst an unseren „großartigen Eroberungen" zuzuschreiben. —

Leh.: Na, laß ihn'n doch det kindliche Verjniejen! — Der einzig Rinnjefallene bei den janzen Spaß is doch blos der Dewey. Erst haben se ihm n' Floh in's Ohr jesetzt und det Maul wässerig jemacht von wejen det Presidentwerden un nu kräht kein Hund und Hahn nach ihm.

Kulicke: Ein Hiehro aus dem letzten Wahr findet aber doch seinen Riekward: Roosevelt wird unbauteile Weiß-President werden! —

Lehm.: For den Posten da wäre eejentlich der McKinley doch am allerbesten selbst jequalifiziert!

Kul.: Wie und wieso?

Lehm.: Weil, abjesehen von die Jingos, jeder Mensch den Länderraub verdammt, denn sone Vierjitet is det jrößte Laster oder „Vice" (in's Englische), wo man in die Politik hat. In diesen Sinn ist er ja jetzt schon ein Vice-President von't reinste Wasser.

Quab.: Nichts für ungut, Herr Lehmann, aber diese Idee, daß die Vergrößerung unseres Vaterlandes ein Verbrechen der Administration sei, ist nicht Ihrem eigenen — mit Verlaub — manchmal etwas starkangestrengten Gehirn entsprungen!

Gr.: Sie haben die Rede von Carl Schurz, die derselbe am letzten Montag auf der Anti-Imperialisten-Versammlung in New York gehalten hat, gelesen. Natürlich was dieser große Deutsch-Amerikaner, der Nestor im Lager der Regierungsfeinde, sagt, darauf schwört Ihr Epigonen . . . .

Lehm.: Wat! Epijonien schimpfen Sie uns, und Sie wollen ein jebildeter Mann sind! —

Kul.: Nähms zu tohlen is mien. Sie . . .

Charlie (der Wirth): Wenn Ihr hier Skandal anfängt, vetoe ich Euch, wie der Harrison, die Gasbeleuchtung verdammt schnell! —

Gr.: Du, Charlie, laß es diesmal man gut sein, ich sage Dir, die Leute da in New York haben dem Lande ein Licht aufgesteckt! — Weißt Du, sie haben sich feierlichst verpflichtet, nur Kandidaten zu unterstützen, welche unbedingt die Expansions-Politik der Regierung bekämpfen werden. Auf alles Andere pfeifen sie. Die Gold- und Silberwährungsfrage kann ihnen den Buckel raufsteigen und der Schutzzoll kann ihnen gestohlen werden.

Finden sie aus, daß sie mit einer der alten Parteien nicht zum Ziele kommen, so wird eine nagelneue gegründet, die nur den einen Zweck verfolgt: Nieder mit dem Imperialismus. — Tritt die Partei in's Leben, dann werde ich auch wieder an den Stimmkasten gehen. —

Lehm.: Jck schließe mir dem jeehrten Vorredner in allen Punkten an: Nieder mit die Jingos!

Kul.: In Käs Schurz und Konsorten wollen eine neue Partei starten, dann müssen sie aber Horrie up machen, biekohs die anderen Parties sind puttie niehr donn mit ihrem Konventschen-Bißniß.

Quab.: Es hat mir zur Freude gereicht, zu beobachten, mit welchem Feuereifer die Delegaten zu diesen Konventionen für die von ihnen vertretene Sache ins' Werk gehen. Und da wollen Nörgler noch behaupten, daß das Interesse der Mehrzahl an der Gestaltung unseres Staatswesens von Jahr zu Jahr nachlasse.

Lehm.: Die Bejeisterung auf die Konventionn is zu doll, um ächt zu sind! Det is bloß Strofeier und det hält nich an! — Bis zur Wahl is noch 'ne jute Weile und da nimmt det eene jroße Masse Schnaps und Hurrahschreien, det dat immer wieder anjeblasen wird. —

Quab.: So, war das etwa auch Strohfeuer-Begeisterung, mit der die Nomination Roosevelts erfolgte? —

Leh.: Nee, nich im'n Jerinjsten.

Gr.: Na, was war es denn?

Leh.: 'N Brandopfer mit so 'nen kleenen Beijeruch von 'n politischen Ritualmord! — Mister Rosenfeld hat sich und seine anderweitigen, ehrjeizijen Pläne uf den Brandaltar der republikanischen Partei jelejt, damit die Wohljeriche seiner kubanischen Heldenthaten den patriotischen Mitbürjern in die Nase kitzelt und sie nich riechen, det Etwas in die Fechtschule stinkt!

Gr.: Na unserm Harrison wäre es auch bald so gegangen, daß er sich für seine Partei geopfert hätte. — Im politischen Leben heißt's eben, Opfer bringen! Zum Beispiel einer unserer verflossenen Präsidenten war Sheriff. Das ist doch gewiß ein schönes Geschäft, da kann man auf Räuber Jagd machen und den reuigen Mördern zum Einzug in ein besseres Leben behilflich sein. — Da kam seine Partei her und verlangte, daß er Mayor werden sollte. Er opferte sich und wurde Mayor; na, bei dem ging es ja auch noch. Aber man ließ ihm keine Ruhe. Der Gouverneursposten des Staates ward frei — er opferte sich und wurde Gouverneur. Aber auch da war er seiner Stellung nicht sicher. Die Partei verlangte es: er brachte das letzte schwere Opfer und wurde — Präsident.

Leh.: Ick jloobe, wir hätten behalten den Harrison noch for eene Weile. Chicago is ja doch mit ihm jerade keine Sonntagsschule nich', un' wir sind ja doch so keene Waisenknaben in 't Pokerspiel, nich aber ohne ihm ist det doch viel schlimmer. Letzte Woche, wo er nich hier war, haben se jeschmollt, det bei dem Preisspiel jesraust hat. Die deutschen Prediger, wo noch St. Louis zu der Synoden-Konferenz hier durchjerissen, sollen janz entzwee jewesen sind von sittlich entrüsteten Jermanismus.

Gr.: Hosiannah! werden sie auch gerade nicht in St. Louis singen, wenn ihnen die Steine in der Straßenbahn um die Köpfe fliegen.

Qu.: Wie ich höre, ist das Schießen und Abbrennen von Feuerwerk für den 4. Juli in St. Louis auf's Strengste verboten.

Leh.: Det is janz recht, die haben ja nu schon lange jenuj mit Dynamit und ähnlichen Spielzeich ihre Unabhänjijkeet jefeiert. — Det muß ja jräßlich jewesen sind. Entweder loofen oder riskiren, in die Luft zu fliejen. Wenn det hier mal so weit kommen duht, dann kann man sich noch immer uff die Hochbahn salviren.

Kul.: Die Menschen von die Ellroth*) riemembert mich an eine fine Storie. — Zwei Dschentelmänner mieten und haudujuduen sich. — „Verie bäd", riehmarkt derEine. „Wei?" fragt Number tuh. „Ich gehe aus meinem Bissniß. Ich war gränd Promotor von der Perpetschuell-Expossischen-Eidie an der Oheio Strieth, aber ich quitte." — „Was ist der Riesen?" — „Die Ellroth!" „Die Ellroth?" „Yes, Sir", ruft Number won, „die god . . . Northwester-Ellroth. — Meine Dutie ist es, jeden Nordseiter zu äckeln und seinen feinändschellen Support zu sollizitheen. — Das war so lang werrie ieshie, biekohs ich rekognisse jeden Nordseiter an zwei Block, aber das bsschänscht jetzt." — „Was ist denn die Differenz von einem Nordseiter von odder Piepel, da man ihm reiteweh riekognesit?" — „Von den Hängen an die Sträps in die Striehtcars hat der Nordseiter eine heihere und eine lohere Schoulder. — na, das ist nau pleth aut."

Alle (selbst der Wirth hinter dem Schanktisch): Au! Au! Au!

Leh.: Statt mit diesen vorsintfluthlichen Kalauern unsere werthvolle Zeit und dem „Penneboß" sein Jas zu vertrödeln, will ick eenen möjlichst wissenschaftlichen Vortrag ieber die janze chinesische Frag halten! Meine Herren! — China is ein Land voll böhmische Dörfer mit Namen, die Einem spanisch vorkommen.

Charlie (der Wirth, den Lehmann imitirend): und eine egyptische Finsterniß herrscht dort, wie im Kopfe des Herrn Lehmann in Chicago. —

Gr.: Da hast Du Recht, der Lehman, das ist ein Quasselfritze und ein Konfusions-Rath erster Klasse. Namen von Orten und Personen auf allen drei Kriegsschauplätzen wirft er durcheinander. Als wir neulich nach der schweren Sitzung nach Hause gingen, hat er mir erzählt: Der Li-Hung-Tschang hat beim Krüger in Manila eine Audienz gehabt, um einen Plan zu entwerfen, wie sie den Roberts in Tien-sin einschließen wollen.

Ch.: Das thut's. Fangt endlich an. Hier sind die Karten.

*) The Mention of the „L" Road.

— Gemüthlich. — Schwurgerichts-Präsident: Haben Sie etwas Wichtiges zu sagen, weil Sie die Verhandlungen stören? — Bürgerfrau: Nein, Herr Präsident, ich bring nur a klein's Frühstückle für meinen Mann (auf einen Geschworenen zeigend); schaun's, dort sitzt er!

Gut herausgeredet. — Schulze: Sie haben mich beleidigt, Herr Müller. Sie haben in einer Gesellschaft geäußert, ich hätte so viel Schulden, wie Haare auf dem Kopf. — Müller: Aber, bester Herr Schulze, das ist doch keine Beleidigung für Sie — Sie haben doch eine Glatze.

Für die Küche.

— Reissuppe von Milch. Der Reis, wobei man auf 1¼ Stunde Kochens rechnen kann, wird gewaschen, mit kaltem Wasser auf's Feuer gebracht, und nachdem dieses ganz heiß geworden, abgegossen, weil mancher Reis etwas Säuerliches hat, was die Milch zum Gerinnen bringt. Wendet man frische Milch zur Suppe an, so kann man halb Wasser nehmen, auf jede Person ½ Quart, und reichlich 1 Unze Reis.

Man koche die Hälfte der Milch mit dem Wasser, thue einige Stückchen Zimmet oder Muskatblüthe und den Reis hinein und lasse ihn langsam weich werden. Dann erst gebe man die übrige Milch und einige Stückchen Zucker nebst Salz hinzu und lasse die Suppe noch ein wenig kochen. Wünscht man sie etwas sämiger, so gebe man zuletzt etwas mit Wasser zerrührte Stärke hinzu, und lasse sie eben durchkochen. Ein Hinzurühren von Weizenmehl benimmt der Suppe den guten Geschmack; soll es indeß geschehen, so muß sie, während stets gerührt wird, ¼ Stunde mit dem Mehl kochen.

Anmerkung. Es kann nach Gefallen der Reis auch gleich in der ganzen Quantität Milch gekocht werden," indeß ist die Suppe nach Angabe feiner und gesunder, als wenn die Milch so lange gekocht wird.

— Gebratene und geröstete Tomatoes. Man schneidet große, reife und feste Tomatoes in dicke Stücke, mehr als ¼ Zoll dick. Sie werden mit Pfeffer und Salz bestreut und in Mehl oder Ei und Brotkrumen umgedreht, dann in einer Pfanne auf dem Ofen in halb Butter, halb Schmalz, braun gebacken, oder nachdem sie zum Braten bereitet sind, auf gut eingeschmierter Bratroste geröstet. Man kann dazu folgende Sauze bereiten: 1 Pint Milch wird mit 1 Eßlöffel Mehl, einem geschlagenen Ei, Salz, Pfeffer und ein wenig Muskatnuß nebst einer Unze Butter (erst rahmig zu verrühren) tüchtig durchgeschlagen. Man läßt dies unter beständigem Rühren zum Kochen aufwallen, bis es dicklich wird, gibt es in eine heiße Schüssel und legt die Tomatoes, gut arrangirt, in die Mitte derselben.

— Gedämpfte Rinderbrust. Der Brusttheil mit dem harten Fett daran wird mit wenig Wasser in einem Kochkessel aufgesetzt, vor dem Aufkochen muß die Brühe gut abgeschäumt werden, dann gibt man Zwiebeln und einige gelbe Rüben (Möhren) dazu, nebst Pfefferkörnern. Alles sollte sehr gar gekocht werden. Dann nimmt man alle die flachen Knochen heraus und schöpft das Fett ab von der Brühe, die man noch ziemlich einkochen läßt. Das Fleisch wird dann aus dem Topfe genommen und warm gestellt, bis man folgende Sauze bereitet hat: Mit 1 Pint Brühe mischt man 1 Löffel Catsup, 1 Theelöffel gemachten Senf, Butter undSalz, rührt dann 1 Löffel Mehl dazu, läßt dies einige Minuten kochen und gießt es um das Fleisch.

— Ein Spanferkel zubraten. Nachdem das Spanferkel geschlachtet, rein gemacht und gewaschen, werden demselben die Pfoten abgeschnitten und die Augen ausgestochen, inwendig wird es mit Salz ausgerieben, von außen abgetrocknet, mit einem hölzernen Spieß der Länge nach durchstochen, in die Bratpfanne, wo hinein das Wasser kommt, gelegt, recht oft mit Speck oder feinem Oel bestrichen und mit einer Spicknadel gestochen, damit keine Blasen entstehen. Das Spanferkel wird nicht wie andere Braten begossen, auch erst, wenn es gelbbraun und hart ist, mit etwas Salz bestreut. Dann wird es wieder mit Speck bestrichen, und, nachdem es eine Stunde gebraten, mit einer Zitrone im Maul, recht heiß ohne Sauze angerichtet. Folgendes wird dazu gegeben: Man hackt Leber, Herz und die vorher abgekochte Lunge fein und schmort dies in Butter gar. Dann fügt man in Butter geschwitzte Schalotten, worin 1 Eßlöffel Mehl gelb gemacht und welches mit Fleischbrühe zu einem schlanken Brei gerührt worden, nebst Salz, Muskatnuß, Nelkenpfeffer, Zitronensaft und etwas feingehackte Zitronenschale hinzu und läßt dies alles mit einander durchkochen.

— Pastete von Schinkenresten. 1 Pfund feines Mehl, 6 Unzen Butter, 1 Ei, ⅛ Quart dicke saure Sahne. Man macht davon mit einem Messer einen Teig, schneidet ihn in mehrere Theile und rollt jeden Theil möglichst dünn aus. Dann wird eine Springform oder eine eiserne Kasserole mit Butter bestrichen und mit Teig ausgelegt. Zugleich wird gekochter Schinken mit etwas Fett (das letzte vom Schinken kann dazu benutzt werden) und mit einer Zwiebel ganz fein gehackt; zu dieser Portion gehört ein tiefer Teller voll. Nun werden 5—6 Eier geklopft, mit ½ Quart dicker guter Sahne, Muskat und dem Schinken durchgerührt und von dieser Farze ein Finger dick über den Teig gestrichen, ein rundes Blatt Teig darauf gelegt und so abwechselnd fortgefahren, bis ein Stück Teig den Schluß macht. Dies wird bei starker Hitze 1 Stunde gebacken und umgestürzt zur Tafel gegeben.

— Omelette von Weißbrotschnitten. Man rühre eine Omelette, lasse Weißbrotschnitten in kalter Milch weich werden, mache sie in einer Pfanne mit gutem Backfett an beiden Seiten gelb, lege Stückchen Butter dazwischen und gebe die Omelette darüber hin. Durch Hineinstechen mit einem Messer lasse man das Flüssige hineinziehen, schiebe die Omelette, sobald sie sich von der Pfanne löst, auf eine Schüssel und bestreue sie mit Zucker und Zimmet. Eingemachte Preißelbeeren sind hierzu sehr passend.

— Sauze zu Hühnersalat. Etwa 1½ Tasse Essig wird mit ½ Pfund Butter und ½ Tasse Senfmehl in einem Doppel-Kocher auf das Feuer gesetzt und breiig gekocht. Darauf rührt man noch hinzu: 1 Dutzend Eidotter, vorher mit ½ Tasse süßen oder sauren Rahm vermischt, nebst 1 Eßlöffel Zucker, 1 Theelöffel Salz und ½ Theelöffel Kayenne-Pfeffer.

— Fruchtkuchen. 1 Pfund weißer Zucker, ½ Pfund brauner Zucker, 1 Pfund Mehl, 1 Pfund Butter, 3 Pfd. Rosinen, 1½ Pfund Korinthen, 1½ Pfd. Feigen (feingeschnitten), 1 Pfund Zitronat (ebenfalls feingeschnitten), 1 Tasse Syrup, 1 Tasse Gelée, 1 Tasse Wallnüsse, 2 Theelöffel Zimmet, 1 Theelöffel Nelken, ⅔ Theelöffel Backsoda, 1 Dutzend Eier, das Weiße zu steifem Schnee geschlagen, die abgeriebene Rinde einer Zitrone. Dies wird 1 Stunde oder 1½ Stunde gebacken.

Per pedes.

(Humoristische Skizze von E. H. Jagory.)

„Ein Vergnügen soll das sein, eine Schinderei ist es — gibt's denn nicht bald etwas Trinkbares?" stöhnend kamen die Worte von den Lippen eines ziemlich beleibten, jungen Herrn.

Fröhliches Lachen aus fünf Männerkehlen war die Antwort darauf.

„Ja Ihr lacht!" — wandte sich der Dicke ärgerlich an seine Gefährten, „findet Ihr vielleicht Vergnügen an dieser Fußtour, bei 25 Grad imSchatten? — wir werden noch alle den Sonnenstich kriegen, und dabei schreit Ihr noch immerzu das fade Lied in die Berge: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt" — ach wär' ich doch nur nicht mitgegangen."

Die fünf anderen, schlanke, kräftige Gestalten, lachten; und einer derselben, ein flott aussehender Jüngling, dessen hübsches Gesicht deutliche Spuren des Fechtbodens trug, klopfte dem scheltenden Kameraden lächelnd auf die Schulter.

„Schimpf nicht, Fritz, gleich gibt's was zu trinken", bemerkte er.

„Na, es ist Zeit," brummte der Angeredete. „Drei Stunden laufen wir nun schon, und immer noch kein Ende — das ist ja beinah' eine Mar —"

„Marienbader Kur", rief ein anderer übermüthig; „willst du wohl sagen, Dicker."

„Kameel", sagte der Dicke wüthend.

„Still doch, Kinder — da kommen wir ja schon in das Höllenthal, nun sind wir bald am Ziel."

„Höllenthal", wetterte der „Fritz" genannte los. „Famoser Name, mehr Durst und mehr Hitze kann man auch in der Hölle nicht haben."

Die Gefährten hatten keine Erwiderung auf diese Bemerkung und rüstig schritten sie auf ihr Ziel los.

Es waren sechs Studenten aus Breslau, und ihr Weg führte sie durch die herrliche Landschaft Glatz; von Glatz nach Reinerz zu Fuß, mit ziemlich schmalem Geldbeutel, aber frischem, fröhlichem Muth.

Auf einmal blieb der Dicke — auf seiner Visitenkarte stand Friedrich Hoffmann Cand. Med. — stehen und erklärte energisch:

„Ne, nu is genug, ich geh' nicht mehr weiter." Die Andern wollten ihm erst zureden, er blieb aber „bockbeinig wie unser altes Milchpferd", wie einer lachend bemerkte, mitten auf der Straße stehen, und blieb bei seiner Erklärung.

Zum Glück war eine Papiermühle in der Nähe und die Herren beschlossen, dem Besitzer einen Besuch abzustatten. Sie hofften von seinem schlesischen gastfreien Herzen eine Restaurirung ihres ganzen Menschen. Gesagt — gethan; die fünf Wanderer schritten auf das Gehöft zu, und wollten grade nach dem Hausherrn fragen, da kam ihnen aber schon eine alte, halb städtisch, halb bäurisch angezogene Frau entgegen, begrüßte sie knicksend, stellte sich ihnen als Haushälterin vor und erzählte ihnen, daß der Herr ihnen schon entgegengegangen wäre. Er hätte aber gesagt, falls die Herren einen anderen Weg gegangen wären, und eher ankämen wie er, so bäte er sie, eine Erfrischung auch ohne ihn einzunehmen, und es sich behaglich zu machen.

„Ich habe schon alles in der Veranda zurecht gemacht, und wenn die Herren mir freundlichst folgen wollen, dann bitte ich schön!" schloß sie ihre Rede.

Die sechs Studenten sahen sich verblüfft an; es war ihnen sofort klar, daß es sich hier um ein Mißverständniß handelte, und sie wußten nicht recht, was sie thun sollten. Der Cand. Med. Fritz Hoffman faßte sich zuerst: „Nimm das Gute, wo du es kriegst", sagte er halblaut und folgte der alten, freundlichen Frau; die anderen zögerten noch. Dann folgten auch sie der Einladung. In der Veranda war ein Tisch für acht Personen gedeckt. Da stand eine Schüssel Dickmilch, acht Flaschen Bier, Brot, Butter, Eier, Käse, Schinken, Wurst und schöner Salat.

„Bitt' schön! machen es sich die Herren bequem, unser Herr kommt wohl auch bald", lud die Haushälterin sie ein, und verschwand im Hause.

Einen Augenblick blieben die sechs Jünglinge stehen und sahen sich still an, dann ohne ein Wort zu reden, setzten sie sich an den Tisch und tafelten wacker drauf los. O, wie das schmeckte; das Gesicht des Dicken wurde immer freundlicher.

„Aus dem Höllenthal in's Himmelreich", platzte er auf einmal los. „Ach Kinners, wie das smeckt", er rieb sich ordentlich den Magen.

Die anderen hieben auch kräftig darauf ein und bald war der Tisch so leer wie ein Leutnants-Portemonnaie am Neunundzwanzigsten.

„Kinder, was thun wir nun?" fragte einer der Studenten etwas verzagt. „Der gütige Gastgeber kann jeden Augenblick kommen, mir wird's hier zu heiß."

„Mir auch."

„Nee und mir."

„Verduften wir."

So schwirrten die Stimmen untereinander.

Der Dicke aber riß aus seinem Notizbuch ein Blatt heraus und schrieb darauf die klassisch schönen Verse:

Sechs hungrige, deutsche Studentenmagen
Verspeisten, was hier war, mit großem Behagen,
Famos war der Trank, famos war das Essen,
Wir wollen den Geber niemals vergessen.
Der Weg war so heiß, der Weg war so lang,
Du edler Geber, hab' tausendfach Dank!
G. R. O. St. F. H. M. J. B. W. H. S.

Darauf befestigte er die weiße Pegasusfahne an einer Bierflasche, betrachtete stolz sein Werk und die Sechse zogen still von dannen.

Gestärkt schritten sie fröhlich ihre Straße und vergnügt kamen sie am späten Abend in Reinerz an, wo sie sich in Morpheus' Armen Kraft für ihre Weiterreise holten. Kaum waren die lustigen Brüder zu einem Thore hinaus, so trat zu dem andern Thor eine Gesellschaft von acht Personen, Damen und Herren, hinein. Die Gesellschaft war aus dem nahen Badeort, und der Hausherr hatte sie eingeladen; der Weg war zwar wunderhübsch gewesen, aber doch recht lang, besonders die Damen waren todtmüde, und die ganze Gesellschaft freute sich aufs Ausruhen und einen Imbiß. Bald standen sie alle in der Laube, aber Lots Weib war ein Zappelphilipp gegen die Herrschaften.

Starr und stumm stand die ganze Gesellschaft und blickte verblüfft auf den geleerten Tisch. Der Hausherr entdeckte zuerst die weiße Papierfahne, die wie eine Parlamentärflage an derBierflasche wehte; er nahm sie und las die klassischen Verse des Dicken laut vor. Ein schallendes Gelächter löste die Starrheit auf, und der Zettel wanderte von Hand zu Hand. Die Gesellschaft war wie neu belebt, man besprach und belachte vergnügt den lustigen Studentenstreich. Der Hausherr war unterdessen verschwunden, erschien aber bald wieder mit seiner etwas verdutzt aussehenden, aber doch freundlich knicksenden Haushältetrin; die leeren Tisch-Dekorationen verschwanden, bald stand der Tisch wieder einladend da, und fröhlich setzte sich die Gesellschaft zum Schmausen nieder.

Wochen waren vergangen; der heiße Sommer war einem milden Herbst gewichen, da kam eines Tages eine Verlobungsanzeige in die stillePapiermühle geflogen; die einzige Tochter des Besitzers, die in Breslau bei einer alten Tante in Pension war, schrieb einen bittenden Brief an den geliebten Vater. Sie hatte sich mit einem jungen Mediziner verlobt, der eben glänzend sein Examen bestanden hatte.

Auch der liebende Medikus hatte ein bittendes Briefchen beigefügt, und beide baten um den Segen.

Der alte Herr war tief bewegt über den Brief seines Lieblings; als er aber den Brief des Doktors las, machte er große Augen, die Handschrift kam ihm sehr bekannt vor, er wußte nur nicht, wo er sie schon gesehen hatte. Auf einmal fiel es ihm ein, er holte den übermüthigen Zettel der sechs Studenten hervor, verglich die Handschrift miteinander und lachte hell auf, sie glichen sich wie zwei Eier. Der dichtende Student schien also mit aller Macht sein Schwiegersohn werden zu wollen, aber er gefiel ihm, nur wollte er erst nach Breslau und sich den Schlingel selbst ansehen. Gedacht gethan; am nächsten Tage schloß er schon sein geliebtesKind in seine Arme und am Abend desselben Tages stand in derSchlesischen Zeitung die Verlobungsanzeige von Fräulein Martha Thiele mit Herrn Dr. med. Fritz Hoffmann.

Die Hochzeit folgte bald, und sämmtliche Freunde des Bräutigams waren mit dabei. Sie machten aber doch etwas verdutzte Gesichter, als der Vater der Braut in launiger Rede mittheilte, wodurch er seinen Schwiegersohn kennen gelernt habe. Zum allgemeinen Gelächter aber holte er zuletzt einen Zettel hervor und las die klassischen Verse, die sein theurerSchwiegersohn einst verbrochen hatte, vor.

Der glückliche Bräutigam aber sagte leise zu seiner Braut: „Ich hab' schon recht gehabt, als ich damals sagte: „Nach dem Höllenthal ins Himmelreich." — Und seine Braut nickte ihm glückselig zu.

Europäische Rundschau.

Provinz Brandenburg.

Berlin. Rector Gustav Fischer, Leiter der 139. Gemeinde- (Mädchen) Schule in der Georgenkirchstraße, ist im 59. Lebensjahre gestorben. — Verlagsbuchhändler S. A. Fischer, der Verleger Gerhart Hauptmanns und zahlreicher anderer zeitgenössischer Litteraturgrößen, der „Votta der Modernen“, wie er sich gern nennen hörte, ist plötzlich am Herzschlag gestorben. — Unter Hinterlassung bedeutender Schulden ist der 43jährige Pianofabrikant Adolf Herbst aus der Gneisenaustraße 45 verschwunden. — Verhaftet wurde der Redacteur der anarchistischen Zeitschrift „Neues Leben“, Bruno Werner. — Seit 50 Jahren befindet sich Fräulein Elisabeth Oeke im Dienst des St. Hedwigs Krankenhauses. — Weil er zu gleicher Zeit zwei Liebesverhältnisse unterhielt und sich nicht entschließen konnte, eins aufzugeben, suchte der noch jugendliche Kaufmann Bernhard Kneis sich dadurch aus dem Dilemma zu ziehen, daß er sich zwei Revolverkugeln in die Brust jagte. Schwer verwundet wurde er in's Krankenhaus gebracht. — Selbstmord in der Kaserne verübte der Garde-Kürassier Hering von der 4. Eskadron, indem er sich erhängte. Hering, der Sohn eines Stellmachers aus Groß-Lichterwalde, diente im dritten Jahre. — Seinem verfehlten Leben hat der 56 Jahre alte Vergolder Gustav Heinemann ein Ende gemacht, indem er sich erhängte. Heinemann, der dem Trunke ergeben war, arbeitete schon seit einem Jahre nicht mehr, ließ sich vielmehr von seiner Frau, die Krankenpflegerin ist, und seinen Kindern ernähren. — Ein gerichtliches Ermittelungs-Verfahren schwebt gegen den Rechtsanwalt Richard Goldstein, der Chausseestraße No. 1 wohnt. Die Ermittelungen beziehen sich auf die Art, wie Rechtsanwalt Goldstein die Dr. Hermann Kruspe'sche Nachlaßmasse verwaltet hat, die ihm im Betrage von etwa 100,000 Mark im Jahre 1895 übergeben wurde.

Charlottenburg. Der 14jährige Paul Gaudig, bei seiner Mutter Kantstraße 22 wohnhaft, wurde auf dem Kurfürstendamm von der elektrischen Bahn überfahren und getödtet.

Potsdam. Der Hofmarschall des Prinzen Friedrich Leopold, v. Luck, hat sich beim Sturz vom Rade in der Nähe von Nikolskoe schwere Verletzungen zugezogen.

Provinz Ostpreußen.

Königsberg. Bei der Einrichtung des elektrischen Betriebes auf der Bahnstrecke nach den Hufen stürzte der Arbeiter Rarp vom Montagewagen; er war sofort todt.

Albenstein. Ertrunken ist die 15jährige Tochter der Schlosserwittwe Schaffrin. Sie kam beim Spielen der Alle zu nahe, that am Bohlwerk einen Fehltritt und fiel in's Wasser.

Braunsberg. Vom Schwurgericht wurden das Dienstmädchen Justine Rempel von hier wegen Kindesmords zu drei Jahren Gefängniß, die Arbeiterin Wilhelmine Berlint aus Ludwigsort ebenfalls wegen Kindesmords zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt.

Dittauen. Feuer kam in dem Viehstall der Gasthofbesitzerin Kentell aus, welches bei starkem Winde schnell um sich griff. Flugfeuer erfaßte sodann die Gebäude des Besitzers Jacob Lankuttis, des Briefträgers Piklaps, des Besitzers Friedrich Pietsch und der Wittwe Marinke Kawohl; es brannten im Ganzen drei Wohn- und zwölf Wirthschaftsgebäude mit sämmtlichem todten Inventar bis auf die Fundamente nieder.

Provinz Westpreußen.

Danzig. Mit etwa 1000 M. ist der in dem Weißwaaren-Geschäft von Kraftmeier in der Langgasse angestellte 16jährige Lehrling Willy Wunderlich flüchtig geworden. — Ein Unfall ereignete sich auf dem auf der Probefahrt befindlichen neuen Kanonenboot „Tiger“. Der Werkmeister Kuse, der im unteren Schiffsraume beschäftigt war, gerieth in die Kette des Steuerruders; er wurde schwer am Unterleib verletzt.

Marienburg. Lebensgefährliche Verletzungen erlitt das 4jährige Söhnchen des Schuhmacher Sternberg'schen Ehepaars, das in Abwesenheit der Eltern aus einem Fenster der im zweiten Stockwerke gelegenen Wohnung auf das Trottoir stürzte.

Marienau. Ihre goldene Hochzeit begingen unter großer Theilnahme die Eheleute Thater.

Marienwerder. Der Hilfsschreiber des Oberlandesgerichts Kopelke, der sich wegen Brandstiftung in Haft befindet, versuchte sich in seiner Zelle mit den Hosenträgern zu erhängen. Sein Vorhaben wurde jedoch noch rechtzeitig verhindert; Kopelke war bereits bewußtlos. — Stadtverordneter Bäckermeister Hellwig, der sich zur Operation seines Sohnes nach Berlin begeben hatte, ist dort von einem Wagen der elektrischen Straßenbahn überfahren und schwer verletzt worden.

Pinschin. Dem Parzellenbesitzer Wrobel brannte das Wohn- und Wirthschaftsgebäude nieder.

Provinz Pommern.

Köslin. Maurermeister Christian Große ist in seiner Wohnung Neuethorstraße 69 todt, seine Frau bewußtlos aufgefunden worden. Frau Große ist im Krankenhause, wohin man sie gebracht, ihrem Manne in den Tod gefolgt. Trotz des warmen Wetters hatten die Eheleute die Schlafstube stark geheizt; sie wurden dann durch den sich entwickelnden Kohlendunst vergiftet. Die Vermögensverhältnisse des Maurermeisters Große sollen äußerst mißlich gewesen sein.

Belgard. Rentier Eduard Manske hat sich an einem Baume erhängt.

Boblin. Auf dem Hofe des hiesigen Bauerhofsbesitzers Winkel fiel dessen 2jähriger Sohn in ein Waschfaß und ertrank.

Bloewen. Kaufmann Rehwinkel hat das Dienstmädchen Bartelt, weil es ihm nicht zu Willen war, erschossen und dann sich selbst getödtet.

Polzin. Sanitätsrath Dr. Eduard Heinrich Lehmann, der sich durch fachwissenschaftliche Veröffentlichungen einen Namen gemacht hat, schied aus dem Leben.

Schievelbein. Die Deputatknechte August Hinz und Hermann Jäger in Liepz geriethen in Streitigkeiten, welche in Thätlichkeiten übergingen. Hierbei versetzte Jäger mit einem Wassertonnen-Tragholz dem Hinz mehrere Schläge auf den Kopf, die den Tod nach mehreren Stunden zur Folge hatten. Hinz hinterläßt eine Wittwe mit drei unversorgten Kindern. Jäger wurde hier in Haft genommen.

Provinz Schleswig-Holstein.

Altona. Provinzial-Steuerdirektor, Wirkl. Geh. Oberfinanzrath Krieger in Altona, gleichzeitig Oberzolldirektor für Lübeck, feierte sein 60jähriges Dienstjubiläum. — Nach Verübung bedeutender Betrügereien ist der bekannte Rechtsconsulent Emil Joh. Fr. Heß flüchtig geworden. Heß wird steckbrieflich verfolgt. — Schulvorsteher Budde stürzte beim Bahnhof „Holstenstraße“ in die zwischen zwei Geleisen befindliche Brückenöffnung in die Alsenstraße hinab, wo er mit gebrochenen Armen und Beinen liegen blieb. Der Unglückliche dürfte kaum mit dem Leben davonkommen.

Ahrensburg. Sein 50jähriges Amtsjubiläum feierte der Kirchendiener Lantz.

Kiel. Aus dem Dreckfee wurde die Leiche des seit einigen Tagen vermißten Dienstmädchens Meta Henningsen gelandet. Das Mädchen dürfte in einem Anfalle von Schwermuth seinem Leben ein Ende gemacht haben.

Mögeltondern. An den Folgen eines Hufschlages starb der Landmann Nielsen.

Norburg. Pastor Wernich und Frau feierten ihre goldene Hochzeit. Wernich ist geboren in Sonderburg, wo sein Vater Posthalter war, und steht in einem Alter von 80 Jahren, seine Frau ist einige Jahre jünger.

Preetz. Wegen Unterschlagung von Postanweisungen und Briefsendungen wurde der beim hiesigen Postamte angestellte Landbriefträger Mathias Witt gefänglich eingezogen.

Provinz Schlesien.

Breslau. Gestorben ist der Mathematiker Prof. Dr. Beinling; derselbe war Prorektor am Magdalenen-Gymnasium. — Der wegen Ermordung des Privatwächters Püschel zum Tode verurtheilte Schlosser Oskar Blaschke verübte im hiesigen Untersuchungsgefängniß gegen den Gefangenenaufseher Besecke ein Attentat. Er brachte ihm mit einer hölzernen Speisegabel einen tiefen Stich in die Stirn bei. Besecke wurde schwer verletzt.

Greiffenberg. Der vermißte Briefträger Gustav Zölfel von hier ist als Leiche in einem Gebüsch zwischen Langwasser und Liebenthal aufgefunden worden, woselbst er durch Erhängen seinem Leben ein Ende gemacht hat.

Rückenwaldau. Bahnwärter Brendel und Hilfsarbeiter Lusser geriethen unter einen Güterzug, wobei Brendel schwer verletzt, Lusser getödtet wurde.

Sagan. Ein schwerer Unglücksfall trug sich auf Station Benau der Gassen-Arnsdorfer Bahnlinie zu. Der Rangirer Kluge kam in eine Weiche und brach das linke Bein. Man brachte den Schwerverletzten in das hiesige Krankenhaus, wo ihm das Bein abgenommen werden mußte. — Ermorden wollte der Zimmermann Krantz seine Ehefrau. Die Polizei, die zur Hilfe herbeigeholt wurde, brachte den sich wie toll gebärdenden Krantz in Gewahrsam. Hier machte derselbe durch Erhängen seinem Leben ein Ende.

Provinz Posen.

Kosten. Der Zimmermann Adolf Kleiber aus Sandresschütz fuhr kürzlich mit einer Fuhre Bauholz nach Porthof. Zwischen Sepno und Marimilianowo wollten die Pferde nicht weitergehen. Kleiber sprang deshalb vom Wagen, um sie anzutreiben. Dabei erhielt er von einem Pferd einen Schlag in den Unterleib, infolgedessen er sofort starb.

Lissa. Das Fest der goldenen Hochzeit feierte das Briefträger May'sche Ehepaar. — Der 68jährige Arbeiter Gruhn von hier hat sich erhängt. Langandauernde Krankheit war der Beweggrund der That. — Aus Gram über den Tod seiner Frau hat sich der hiesige im Alter von 60 Jahren stehende Müller Güttmann erhängt.

Meseritz. Auf dem hiesigen Schützenplatz fiel der Dachdecker Hauffe aus einer Luftschaukel und brach das Genick.

Ostrowo. Der Gastwirth Adam aus Antonin wurde von seiner Hauskatze in's Bein gebissen. Die Katze, welche sofort getödtet wurde, war nach dem thierärztlichen Befund mit Tollwuth behaftet. Adam begab sich sogleich nach Berlin in das Institut für Infektionskrankheiten. Das Distriktsamt hat die sofortige Tödtung aller Katzen in Antonin und Umgegend angeordnet. — Die katholische Kirche und das daran grenzende Organistenwohnhaus im Nachbardorfe Rogaszyce brannten nieder.

Provinz Sachsen.

Erfurt. Der praktische Arzt Dr. Wicht aus Ermstedt, welcher das pockenkranke Kind in Schaderode behandelt hatte, ist jetzt selbst an den Pocken erkrankt, doch ist Gefahr bis jetzt nicht vorhanden, da die Erkrankung nur eine leichte ist. Das Kind ist im hiesigen Krankenhause gestorben.

Herrenschwenda. Die goldene Hochzeit feierte das Hellman'sche Ehepaar bei vollkommener Rüstigkeit.

Heiligenstadt. Im 60. Lebensjahre starb Frau Landrath von Hanstein, geb. von Inn- und Knyphausen. Die Verstorbene war lange Jahre hindurch Vorsitzende des hiesigen Zweigvereins des Vaterländischen Frauenvereins.

Langensalza. Auf einer Brandstätte in der Hängelsgasse stürzte der dort beruflich anwesende Stadtbaumeister Kummer kopfüber aus beträchtlicher Höhe ab. Der Unfall ereignete sich dadurch, daß eine eingeweichte Decke nachgab. Die Verletzungen des Kummer sind schwer, jedoch nicht lebensgefährlich. — Beim Ausbessern eines defecten Fußbodens im Schulhause zu Grumbach stürzte der 66jährige Bauarbeiter Kundmann mehrere Meter tief herab und erlitt so schwere Verletzungen, daß er ihnen erlag.

Provinz Hannover.

Hannover. Selbstmord verübte die Wittwe Düker aus der Striehstraße, die Ursache der That ist Schwermuth. — Der berüchtigte Ein- und Ausbrecher Arbeiter Borchard ist durch die hiesige Criminalpolizei im Hause Asternstraße 46 verhaftet. Der Einbrecher wird wegen zahlreicher Einbruchsdiebstähle etc. hier und an anderen Orten verfolgt.

Celle. Der Miethskutscher Krahn hat sich erhängt.

Döhren. Den Käthner Heinrich Gahr fand man auf dem Boden seines Hauses erhängt vor. Was den etwa 57 Jahre alten Mann, der eine Frau mit vier Kindern hinterläßt, in den Tod getrieben hat, ist nicht bekannt.

Fallersleben. In Gr. Sisbeck sind die Gehöfte des Kothsassen Böfche und des Ackermanns Blanke abgebrannt. Das angrenzende Rittergut war ebenfalls in großer Gefahr. Der Brand soll durch ein 6jähriges Kind, das mit Streichhölzern spielte, verursacht sein.

Göttingen. Im Weedener Walde wurde die Leiche des Stud. phil. B. Gayer aus Ilmenau i. Th. gefunden.

Provinz Westfalen.

Hagen. Auf dem Güterbahnhofe ereignete sich ein schwerer Unglücksfall. Der Arbeiter Steinhaus und ein anderer Arbeiter waren mit dem Abladen von Kohlen beschäftigt, als das Fuhrwerk durch die offenstehende Thür eines Waggons des Güterzuges umgeworfen wurde. Steinhaus gerieth zwischen das Fuhrwerk und aufgestapelte Schwellen, wodurch er eine sehr schwere Brustquetschung und sonstige Verletzungen erlitt.

Paderborn. Nach kurzer Krankheit verschied infolge Herzschlags Dr. theol. Aloys Otten, Professor der Apologetik an der hiesigen philosophisch-theologischen Fakultät.

Riesenbeck. Einen schrecklichen Tod fand der Todtengräber Kottrup. Der Mann stürzte während eines epileptischen Anfalles in eine Grube mit frischgelöschtem Kalk; am Tage darauf starb der Bedauernswerthe unter schrecklichen Schmerzen.

Wever. Einbrecher sind auf der dem Freiherrn von Brenken gehörigen Wefelsburg thätig gewesen. Vom Wallgraben aus drangen dieselben mittels zweier zusammengebundenen Leitern in's Schloß und in die Wohnung des Pfarrers Rubarth ein. Hier durchsuchten sie alles; als sie jedoch außer einigen Mark Collektengelder nichts vorfanden, drang einer der Räuber mit gezücktem Messer in's Schlafzimmer des Priesters, von dem er unter Todesdrohungen Herausgabe der Schlüssel zu den Werthgelassen erpreßte. Die Räuber sind mit ihrer Beute unerkannt entkommen.

Rheinprovinz.

Köln. Der zu 3½ Jahren Zuchthaus verurtheilte Schuhmacher Wilhelm Krumme hat sich im Gefängniß erhängt. — Der in städtischen Diensten stehende Landmesser Kohlert hat seinem Leben durch Selbstmord ein Ende gemacht; Kohlert durchbohrte sich mit seinem Degen das Herz. Das Motiv zu der schrecklichen That ist unbekannt.

Aachen. Das kürzlich gestorbene Fräulein Anna Beissel vermachte der Armenverwaltung der Stadt Aachen 80,000 Mark sowie ihre in den Kreisen Cleve und Geldern und den Niederlanden belegenen Güter; ferner ihr Haus und Grundstück hierselbst, mit der Bestimmung, es solle zum Sitz des Bischofs des neu zu errichtenden Bisthums Aachen verwendet werden. Die Stadt Aachen nahm die Schenkung an.

Euskirchen. Die Strafkammer in Koblenz verurtheilte den 28-jährigen Lehrer Wilhelm Ellen aus dem benachbarten Ellen wegen schwerer Sittlichkeitsverbrechen in 10 Fällen mit Kindern unter 14 Jahren zu einer Gesammtstrafe von 8 Jahren Zuchthaus und Ehrverlust auf die Dauer von 10 Jahren.

Provinz Hessen-Nassau.

Kassel. Ober-Regierungsrath von Bremer starb in dem Badezimmer seiner Wohnung in der Wilhelmshöherallee infolge Gehirnschlags.

Frankfurt. Dahier starb nach längerem Leiden der Oberstabsarzt erster Klasse a. D. Karl Theodor Ludwig Kuthe.

Frielendorf. Arbeiter Joh. Hassenpflug im benachbarten Althattendorf hat sich in seiner Scheune erhängt. Die That dürfte in einem Anfall von Geistesgestörtheit verübt worden sein.

Fulda. Nach dreitägiger Verhandlung erhielt der 43jährige Dachdecker Göbel aus Hersfeld, der bereits 17 Jahre im Zuchthaus zugebracht hat, wegen einer Reihe von schweren Einbruchsdiebstählen 15 Jahre Zuchthaus.

Karlshafen. Kaufmann und Steinbruchsbesitzer Ernst Wenck von hier ist in Göttingen, wo er in der Privatklinik des Professors Braun Hilfe gegen ein tückisches Halsleiden suchte, aus dem Leben geschieden.

Limburg. Der kaum 20 Jahre alte Georg Fenner aus Frankfurt a. M. hatte als Postgehilfe in Rennerod und Wirges in 10 Fällen Depeschengebühren unterschlagen. Das hiesige Schöffengericht erkannte auf 9 Monate Gefängniß.

Mitteldeutsche Staaten.

Apfelstädt. Aus Furcht vor Strafe hat sich der 12 Jahre alte Schulknabe Hugo Böhm erhängt.

Arolsen. Im Billinger Holze bei Wetterburg wurde das Dienstmädchen Vollwein ermordet aufgefunden. Ihr Geliebter, der Bauernbursche Afsauer, ist wegen Mordverdachts in Haft genommen.

Blankenburg. Das allen Harzreisenden wohlbekannte, reizend gelegene Hotel Waldmühle im benachbarten Kloster Michaelstein ist ein Raub der Flammen geworden. Innerhalb einer Stunde waren Wirthschaftsgebäude und Wohnhaus eingeäschert.

Braunschweig. Beim Spielen an einem Caroussel im Lechlumerholze gerieth der 10jährige Schüler Friedr. Behrens von hier unter einen Balken und erlitt eine schwere Quetschung des Unterleibes. Im Herzogl. Krankenhause verstarb der Knabe bald nach der an ihm vollzogenen Operation. — Auf dem Staatsbahnhofe wurde die Wittwe Louise Schleien, geb. Behrens, aus Hannover, von einem Herzschlage betroffen; ein herbeigerufener Arzt konnte nur noch den bereits eingetretenen Tod feststellen. Die Verstorbene war bei ihrem hier wohnenden Schwiegersohne zu Besuch gewesen und wollte wieder nach Hause zurückfahren.

Sachsen.

Dresden. Der letzte Neunundvierziger („Maikäfer“), das Vorstandsmitglied des freisinnigen Volksvereins, Friedrich Lopisch, ist gestorben. — Einen schnellen Tod fand die Operateurin Frau Manfroni. Sie verließ nach einer Fahrt die Straßenbahn am Victoria-Hôtel. Heftige Schwäche nöthigte sie, sich dort in eine Nische zu setzen und ehe sie ihre nahe gelegene Wohnung erreichte, war sie verschieden. — Königl. Hoflithograph, Buch- und Steindruckereibesitzer Ernst Louis Klemich feierte sein 50jähriges Bürgerrechts-Jubiläum.

Berggiesschübel. Der Controlleur der Sparkasse zu Meerane, Pfeifer, ist zum hiesigen Bürgermeister gewählt worden.

Buchholz. Posamentiermeister Karl Wagler und seine Gattin, geb. Rebentisch, feierten das goldene Ehe-Jubiläum.

Leutewitz. Ein bedauerlicher Unglücksfall ereignete sich auf der steilen Schulstraße. Das Pferd des Händlers Gründler raste mit dem Gefährt bergab, bis es an der Schule gegen den Wagen des Mühlenbesitzers Kunze prallte. Beide Insassen stürzten herab, wobei Gründler eine Kopfverletzung bedenklicher Art davontrug.

Plauen i. V. Beim Athleten-Wettstreit warf der Athlet Oberreither aus Haselbrunn seinen Gegner Müller aus Oelsnitz derart, daß Letzterer eine halbe Stunde lang bewußtlos liegen blieb.

Seifersdorf. Der Garten- und Oelmühlenbesitzer Müller hat sich in einem Anfalle von Schwermuth das Leben genommen.

Waltersdorf. Im Walde unterhalb des Ortstheiles Saalendorf wurde der in Großschönau wohnhafte Hausbesitzer und Tischlergehilfe Schiller erhängt aufgefunden.

Hessen-Darmstadt.

Darmstadt. Aus dem Leben schied Geh. Schulrath Kuhl; derselbe wirkte lange Jahre am hiesigen Realgymnasium.

Beerfelden. Nach längerem Leiden ist Bürgermeister Seip gestorben. Derselbe war Mitglied des Kreis- und Provinzialausschusses und führte das Amt eines Bürgermeisters seit etwa 15 Jahren.

Bingen. Der hiesige Rabbiner Dr. M. Schlesinger, ein geborener Hamburger, wird von der Mainzer Staatsanwaltschaft wegen Sittlichkeitsvergehen steckbrieflich verfolgt.

Kostheim. Die Zündholzfabrik ist fast vollständig niedergebrannt.

Lindenfels. Rentamtsdiener Georg Pfeiffer, ein Waldmichelbacher Kind, beging sein 25jähriges Jubiläum als Rentamtsdiener.

Mainz. In der Holzschneiderei von Hofmann in der Neustadt brach Feuer aus, das die ganze Fabrikanlage zerstörte. Der Schaden ist beträchtlich. — In der Flachsmarkt-Caserne ist in Compagnien des 117. Infanterie-Regiments Genickstarre vorgekommen.

Bayern.

München. Das zehn Jahre alte Mädchen der Feinbüglerin Kr. Marxreiter stürzte im Hause No. 41 Ziebландstraße aus der Höhe von drei Stockwerken in den gepflasterten Hausgang hinab und erlitt so schwere Verletzungen, daß es bald darauf starb. — Die Inspektorswittwe Marie Käser aus Mannheim, die mit ihren zwei zehn- und fünfjährigen Kindern und einem fünf Monate alten Kinde eine Wohnung an der Volkartstraße bezogen hatte, machte einen Selbstmordversuch, indem sie von Zündhölzchen abgeschabten Schwefel und Phosphor zu sich nahm. Noth war das Motiv. — Auf dem Ostbahnhof gerieth der ledige 28 Jahre alte Rangirgehilfe Georg Obermeier zwischen einen Güterwagen und die Laderampe und erlitt Quetschungen des Brustkorbes und innere Verletzungen.

Achensee. Das Rainer-Hotel zum Seehof am Achensee ist vollständig niedergebrannt.

Bad-Reichenhall. Das seither von Herrn Fränznick betriebene Hotel Louisenbad ist zwangsweise versteigert worden. Das einzige Gebot mit 300,000 Mark wurde von dem Besitzer der Haupthypotheken, Herrn Freitag, abgegeben, dem das große Objekt auch zugeschlagen wurde.

Bamberg. Auf der 3 Stunden von hier entfernten Station Staffelbach rannte ein Schnellzug auf einen stehenden Güterzug. Verletzt wurden: Kaufmann Julius Wachtel-Bamberg, David Schloß-Nürnberg, Robert Busch-Heilbronn und der Landtagsabgeordnete Schunk.

Bernau. Von der Moorkultur bei Bernau sind zwei Strafgefangene der Gefangenanstalt Laufen und zwar Johann Urmann von Unterneumaís, Bezirksamts Regen, und Christof Kirschlaumer von Kiefersfelden, Bezirksamts Rosenheim, entwichen.

Freising. Der k. Regierungsrath und Bezirksamtmann Herr Karl Schimpf ist im Alter von 64 Jahren gestorben.

Ingolstadt. Nachts ließ sich, in selbstmörderischer Absicht der Bahnarbeiter Georg Seidl des Bahnmeisterdistriktes Reichertshofen von einem Zuge zwischen den Stationen Wolnzach-Bahnhof und Hög überfahren. Er wurde sofort getödtet.

Karthaus-Trüll. Hier erschoß sich die Frau des wegen Betrugs zu 4 Jahren 6 Monaten verurtheilten Telegraphenmechanikers Mägele. Dieselbe hatte nicht nur Kenntniß von den Betrügereien ihres Mannes, sondern dürfte wohl als die Hauptschuldige zu betrachten gewesen sein.

Württemberg.

Stuttgart. Auf eine 50jährige Wirksamkeit im Dienst der Schule können die Herren Krauß an der Hospital-Schule und Reiff an der Stöckach-Schule, zurückblicken. — Im Alter von 77 Jahren ist Oekonomierath Friedrich Mayer, Thierarzt und Lehrer an der Thierärztlichen Hochschule, an den Folgen einer Lungenentzündung gestorben. — Taglöhner Böhringer wurde wegen Gotteslästerung zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt.

Blaubeuren. Im Alter von 49 Jahren ist der Stadtschultheiß a. D. G. Keller gestorben.

Ellwangen. Fabrikant Riedmüller hier, der vor Kurzem eine Couvertfabrik gründete, hat sich erschossen.

Eßlingen. Der frühere langjährige Direktor der hiesigen Maschinenfabrik und Ehrenbürger unserer Stadt, Privatier Ehrhardt, feierte seinen 90. Geburtstag.

Friedrichshafen. Im benachbarten Ailingen wurde Nachts ein schwerer Kirchenraub begangen. Das Tabernakel ward erbrochen, das Ciborium, 2 werthvolle Kelche und mehrere Altartücher wurden gestohlen. Der Dieb ist in Konstanz beim Versuch, den Raub zu veräußern, festgenommen worden; es ist ein 33jähriger Schneider, Namens Stieger, aus Oberried im Kanton St. Gallen.

Fridingen. Gestorben ist der älteste Einwohner, Caspar Hamma, im 96. Lebensjahr.

Göppingen. Bis auf den Grund niedergebrannt ist die Stallung des Müllers Weyhmüller.

Wennebach. Vor einigen Tagen trat die 18jährige, einzige Tochter des Bauern H. Kasper, in einen Dorn. Das Mädchen schenkte der kleinen Wunde keine Beachtung und arbeitete nach wie vor. Plötzlich trat Starrkrampf ein, und nach wenigen Stunden war das blühende Leben vernichtet.

Kannstatt. Der 7 Jahre alte Sohn des am Gymnasium hier angestellten Professors Dr. Osiander gerieth unter einen Wagen der elektrischen Straßenbahn und wurde schwer verletzt. Der Knabe wurde alsbald in's Krankenhaus verbracht, wo ihm ein Fuß unterhalb des Kniees abgenommen werden mußte, während der Oberschenkel des anderen Fußes einen nicht unbedenklichen Bruch erlitten hat.

Baden.

Karlsruhe. Kaufmann Berthold Bürck, 52 Jahre alt, gerieth unter ein Fuhrwerk und wurde überfahren. Auf dem Transport nach dem Krankenhaus trat der Tod ein. — Wegen Urkundenfälschung erhielt der ledige Bäcker Wilhelm Grether aus Obermutschelbach vier Monate Gefängniß.

Baden-Baden. Oberbürgermeister Gönner feierte sein 25jähriges Amtsjubiläum.

Freiburg. Vor der Strafkammer kam ein großer Wildererprozeß zur Verhandlung. Angeklagt waren 8 Personen aus der Gegend von Forchheim, welche seit längerer Zeit in den dortigen Wäldern Hasen und Fasanen wilderten. Infolge der Untersuchungen über einige Brandfälle in Forchheim wurden die Wilderer entdeckt. Der Hauptwilderer, der 24jährige H. Joseph aus Forchheim, welcher auch wegen der Brandfälle in Untersuchung ist, erhielt 1 Jahr 3 Monate Gefängniß; die übrigen 7 Personen wurden zu Gefängnißstrafen von 9 bis 2 Monaten verurtheilt.

Konstanz. Wegen Unterschlagung von einigen hundert Mark wurde der frühere Kassirer des hiesigen Spar- und Bauvereins, Ausläufer W. Leibold, verhaftet. Die Unterschlagung wurde entdeckt, als Leibold die Kasse dem neugewählten Kassier übergeben sollte.

Kleinlaufenburg. Nachts brach in dem mit Stroh gedeckten Hause des Landwirths F. Hierholzer beim Schulhaus Feuer aus, das aber noch rechtzeitig gelöscht werden konnte. Gleich darauf schlugen die Flammen an dem etwa 500 Meter entfernten, mit Stroh gedeckten Doppelhause des Schlosses Waldkircher und des Landwirths Ebner empor. Das große Gebäude brannte nieder. Das Vieh konnte geborgen werden. Wegen Verdachts der Brandstiftung wurde Landwirth Hermann Oeschger verhaftet.

Rheinpfalz.

Speier. Der Historienmaler Prof. Karl Koch ist im Alter von 94 Jahren gestorben. — Bei der Baggermaschine von Hutfließ stürzte der 18 Jahre alte Arbeiter Schmitt von Leimersheim in den Rhein und ertrank.

Pirmasens. Verhaftet wurden die Tagner Peter Horlemann und Jacob Metzger, welche bei dem Wirthe und Schuster Konrad Semmler in der Rodalberstraße mittels Einbruchs einige Dutzend Schuhe im Werthe von 70 Mark entwendeten und dieselben an den Schuhhändler Rudolph für 17 Mk. verkauften. — Bei einer Schlägerei wurde der Dienstknecht Heinrich Paul von Rodalberhof von dem Knecht Heinrich Markart mittelst eines Messers schwer verletzt.

Rheinpfalz.

Westheim. Die 8½ Jahre alte Tochter des Arbeiters Johannes Scheib kam dem Herdfeuer zu nahe, wodurch ihre Kleider in Brand geriethen. Die Brandwunden führten noch am selben Tage den Tod herbei.

Zweibrücken. Ein bedauerlicher Unglücksfall ereignete sich in der Armaturenfabrik von Pörringer und Schindler. Dem Eisendreher Franz Isler flog, während er an der Maschine beschäftigt war, ein Stück Messingstange derart an den Kopf, daß er sofort bewußtlos zu Boden stürzte und, ohne noch einmal zur Besinnung gekommen zu sein, verschied. Isler war 39 Jahre alt, verheirathet und Vater von fünf kleinen Kindern.

Elsaß-Lothringen.

Straßburg. Schwere Unwetter mit Hagelschlag richteten bei Markolsheim und Barr in Feld und Rebbergen erheblichen Schaden an.

Herlingen. In dem Hause des Fuhrmanns Somier dahier brach Feuer aus, wodurch das ganze Anwesen zerstört wurde.

Elsaß-Lothringen.

Pfirt. Das Landesausschuß-Mitglied Cassal von hier ist gestorben.

Reipertsweiler. Der 48 Jahre alte Musikant Joseph Weiß von hier wurde vor der Wirthschaft „Zum Schwan“ in Gundershofen von einem neidischen Collegen durch Revolverschüsse so schwer verwundet, daß er nach Hagenau in's Hospital gebracht werden mußte.

Mecklenburg.

Schwerin. Wegen Einbruchsdiebstahls im Amtsgerichtsgefängniß zu Dömitz im Jahre 1894 wurde der bejahrte Cigarrenmacher Gustav Ebert jetzt zu 4½ Jahren Zuchthaus verurtheilt. Ebert hatte damals in der Registratur 3000 Mark Gerichtsgelder erbeutet und war damit über die Grenze geflüchtet. Als das Geld alle war und er nach Mecklenburg zurückkehrte, wurde er festgenommen. Fast die Hälfte seines Lebens, 26 Jahre, hat Ebert in Gefängnissen und Zuchthäusern zugebracht.

Brüel. Der 58jährige Tagelöhner Thorbahn aus dem benachbarten Teſſin wurde seit dem 24. Februar vermißt. Vor einigen Tagen fand man nun seine Leiche in einem Wasserloche.

Wismar. Infolge Brandstiftung brannten Scheune und Stall, zum „Schützenhaus“ gehörig, vollständig nieder.

Oldenburg.

Oldenburg. In den Staatsforsten bei Mansholt hat ein großer Waldbrand gewüthet, der mehrere Hundert Morgen Holzbestand vernichtete.

Bockhorn. In dem Keller eines Neubaues in Osnabrück fand man den 25 Jahre alten Hausknecht Grünloh von hier todt auf. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ziel gesetzt.

Eutin. Major a. D. v. Wasmer ist ganz plötzlich einem Herzschlage erlegen.

Hohenkirchen. Nachts brannte die Besitzung des Landwirths Hans Grahlmann nieder. Sämmtliches Vieh ist verbrannt. Die Bewohner konnten sich noch rechtzeitig retten.

Malente. Im Dietsee bei Gremsmühlen fand man eine stark in Verwesung übergegangene Leiche, welche als die des seit December v. Js. vermißten Seemanns Frese erkannt wurde. Der Verstorbene war nach einem Besuche bei seiner Braut hierselbst spurlos verschwunden und man nahm bisher an, daß er einem Verbrechen zum Opfer gefallen sei. Da bei der Leiche jedoch die Uhr und 96 M. baares Geld, sowie sämmtliche Papiere des Frese gefunden wurden, glaubt man jetzt, daß ein Unglücksfall vorliegt.

Freie Städte.

Hamburg. Der langjährige Präses des Krankenhauses der Deutsch-Israelitischen Gemeinde, Louis Levy, ist nach längerer Krankheit im Alter von 71 Jahren gestorben. — Das Fest der goldenen Hochzeit feierte der Arbeiter Carl Hinr. Schröder mit seiner Ehefrau, geb. Kaats, in Barmbeck (Flachsland 45). — Im Hause Spaldingstraße 79 entstand infolge Umfallens einer Petroleumlampe Feuer. Die Bewohnerin, Frau Marianne Blachowiak, erschrak hierüber so sehr, daß sie zu Boden stürzte und auf der Stelle verstarb. Das Feuer konnte bald gelöscht werden. — Auf einem Bauplatze am Vorstelmannsweg wurde der Arbeiter Clasen von einem vom Wagen stürzenden Holzstapel erschlagen. — Der Bierkutscher Krüger stürzte am Pinnasberg vom Bock seines Wagens herab und zog sich dabei so schwere Verletzungen zu, daß er auf dem Transport in's Kurhaus verstarb.

Bremen. Das Schwurgericht verurtheilte den Geldschrankfabrikanten Steinforth wegen sechs Betrugsfällen, Urkundenfälschung und Concursvergehens zu zwei Jahren drei Monaten Gefängniß.

Schweiz.

Aargau. Der Regierungsrath hat das Project für den Bau einer landwirthschaftlichen Winterschule in Brugg nebst Kostenanschlag genehmigt.

Bern. Der eidgenössische Instructionsofficier Oberst-Lieutenant Schiepli gerieth im Churfürstengebiet in der Nähe des Hinterruck beim Traversiren des sogenannten Balzloches in eine Schneerunse und stürzte ab. Er erlitt innere Verletzungen und einen complicirten Beinbruch.

Biel. Die eiserne Brüschlibrücke an der Centralstraße ist eingestürzt, zum Glück ohne Jemand zu verletzen. Der Tram- und der Fuhrwerkverkehr sind an jener Stelle eingestellt. Die Brücke ist im Jahre 1865 erbaut worden.

Fluntern. Dahier wurde das neuerbaute Krankenhaus des Schwesterhauses vom rothen Kreuz eingeweiht.

Langenthal. Durch Feuer wurde die hiesige Calciumcarbid-Fabrik zerstört. Das vorhandene Carbidlager blieb unbeschädigt. Die Fabrik wurde von Siemens u. Halske A. G. Berlin in Verbindung mit der A. G. Elektricitätswerke Wynau betrieben. Die Anlagen der Elektricitätswerke Wynau erlitten durch den Brand keinerlei Beschädigung oder Störung.

Lauterbrunnen. Im benachbarten Trümmletenthal verunglückte ein 23 Jahre alter Mann Namens Danioth aus Zürich beim Aufstieg über die Wettlenalp nach der Scheideck. Er wurde offenbar von einem Schwindelanfall ergriffen und stürzte über eine Felswand in die Tiefe. Seine Leiche konnte nicht gefunden werden.

Luzern. Bei dem luzernischen Flecken Horw (an der Brünigroute) hat sich ein junger Mann, allem Anscheine nach ein Deutscher, durch einen Revolverschuß entleibt. Eine silberne Uhr und Baarschaft wurden bei dem Todten vorgefunden.

Neuenburg. In einem vielbesuchten Walde bei der Stadt Neuenburg sind die giftigen Vipern so zahlreich geworden, daß die Polizei sich veranlaßt sah, für jedes erlegte Stück eine Belohnung von 3 Francs auszusetzen.

Zürich. Hier ist eine Falschmünzerbande, bestehend aus 6 Personen, ausgehoben worden. Der Polizei fielen die Matrizen zur Herstellung der Falsifikate sowie auch eine Summe gefälschter Münzen in die Hände. Die Bande betrieb ihr Handwerk schon seit einiger Zeit und hat falsche 5-, 2- und 1-Francsstücke sowie 20-Rappenstücke in Umlauf gesetzt.

St. Gallen. Der St. Galler Kantonsrath erklärte den Thierarzt Scherrer, weil er die Erlaubniß zum Verhausiren von Fleisch, von einem an Brand erkrankten Kalbe herrührend, ertheilt hatte, an dessen Genuß der Familienvater Boxler in Krummenau verschied, als schadenersatzpflichtig für den Tod des letztgenannten. Er hat den dritten Theil der auf 2000 Francs festgesetzten Entschädigungssumme und den dritten Theil der Kosten zu tragen.

Oesterreich-Ungarn.

Wien. Der Regierungsrath Johann Strixner beging mit seiner Gattin die Feier seiner goldenen Hochzeit. Das Jubelpaar erfreut sich der besten Rüstigkeit und Gesundheit. — Der Kellner der Leicht'schen Restauration im Prater, Herr Moriz Neumann, feierte sein 60jähriges Berufsjubiläum. — Das älteste „Blumenmadl“, Susanna Januschka, beging ihren 100. Geburtstag. — Der Realitäten-Besitzer und Bauunternehmer Joseph Cseriny und dessen Gattin sind aus ihrer Wohnung, Gilmgasse No. 4, verschwunden; ihre hinterlassenen Schulden belaufen sich auf eine halbe Million Kronen. — Aus Noth hat der Student der Philosophie Julius Sacher, aus Leipzig gebürtig, Selbstmord begangen. — Die Modellsteherin Leopoldine Nordheim, in Hernals, Syringgasse No. 19 wohnhaft, hat sich vom Stiegenabsatze des fünften Stockwerks im Hause Rathhausstraße No. 7 in die Tiefe gestürzt und wurde lebensgefährlich verletzt aufgehoben; Noth war die Ursache der That. — Aus dem Donaukanal in Simmering wurde die Leiche des 60jährigen Geschäftsführers Norbert Oeller, I., Tiefer Graben No. 37 wohnhaft gewesen, gezogen. Oeller hatte keinen Posten und war dadurch in eine materiell ungünstige Lage gerathen.

Budapest. Der 94jährige David Neumann, der Nestor der Budapester Volkssänger, ist in der ungarischen Hauptstadt auf entsetzliche Weise um's Leben gekommen. Als er Kohlen in den Ofen legen wollte, fiel Gluth auf seine Wäsche und im Nu stand der alte Mann in Flammen. Er wurde schwer verletzt in's Spital gebracht, wo er bald darauf starb.

Enzersfeld. Hier ist der Realitäten-Besitzer Joseph Klinger in Folge Herzschlags plötzlich gestorben.

Schwarzwasser. Die Generalconsuls-Wittwe Frau Anna v. Bernd aus Wien, I., Seilerstätte No. 5, hat ihrer Heimathsgemeinde Schwarzwasser zur Erbauung eines Versorgungshauses den Betrag von 200,000 Kronen gespendet.

Gutenthal. Der Verkehrsbeamte Nikuletzky aus Ischl hat sich hier erschossen. Ein Nervenleiden hat den jungen Mann in den Tod getrieben.

Hainburg. Im Alter von 70 Jahren starb der Bürgermeister Leopold Hummel.

Karlsbad. Der Maschinenfabrikant, Bankcensor, Verwaltungsrath und Presbyter der evangelischen Cultusgemeinde in Brünn, Ernst Krackhardt, ist hier in Folge eines Herzschlages plötzlich gestorben.

Krems. Der Titularpropst und Stadtpfarrer Dr. Anton Kerschbaumer feierte das 50jährige Doctorjubiläum.

Lemberg. Die Gattin des Stadtarztes aus Buczacz, Rosa Nacht, erhängte sich in einem hiesigen Hotel. Sie sollte in eine Wasserheilanstalt gebracht werden. Das Motiv ist ein Nervenleiden.

Luxemburg.

Differdingen. Der 22 Jahre alte Monteur Hoffmann aus Dillingen (Kreis Saarlouis) wurde Nachts von Strolchen angefallen, die ihn durch Keulenschläge und Messerstiche auf der Stelle tödteten. Einige Augenblicke später kamen zwei andere Arbeiter desselben Weges. Mit Messerstichen wurden sie empfangen, konnten sich jedoch den Krallen dieser Unmenschen durch die Flucht entziehen.

Ellingen. Im Alter von 47 Jahren ist der Lehrer Nik. Neiers gestorben. Der Verstorbene hinterläßt eine trauernde Wittwe mit 5 Kindern, von denen das älteste kaum 10 Jahre zählt

Die Mode.

Unter dem Namen Toile de soie erscheint soeben eine Art Leinengewebe mit Seide, das berufen ist, den ersten Platz unter den Stoffen der Sommersaison einzunehmen. Vollständig an Seide gemahnend, verbindet es den Glanz der Seidenstoffe mit dem duftigen Eindruck der Leinenbatistgewebe und wird hauptsächlich in den matten Pastellfarben, in Porzellan- und Lavendelblau, Heliotrop und Corail, von ganz schmalen oder schmalen und breiteren weißen Streifen durchzogen, getragen werden. Originell wirken die Stoffe, deren Grund schwarz ist und die durch die Eigenthümlichkeit des Gewebes einen grauen Schimmer erhalten, der ihnen das Düstere der schwarzen Farbe nimmt, aber dennoch den Charakter des Einfachen und Dunklen bewahrt. Zephyr mit Seide oder gestickter Batist auf farbigem Untergrund aus lavendelfarbenem oder leuchtendem Blau, ja selbst kirschfarbenem Roth wird für die kommenden „Hundstage" ebenso beliebt sein wie die Barege- oder Grenadinegewebe, die



theils dicht, theils mit Seide durchschossen oder von fingerbreiten, durchsichtigen à-jour-artigen Streifen durchzogen sind und dann auf das einen Ton hellere oder dunklere Taffetfutter freien Durchblick gestatten. Neben den seit Jahren sehr beliebten Foulards, die sich auch fernerhin in neuen Kettenmustern, Punkten mit Streifen, Blumenconturen mit Ringen u. s. w. behaupten, tauchen die Batist- und Satinfoulards auf.

Des größten Erfolgs aber werden sich die unter dem Namen japanische Waschseide in den Handel gebrachten, unendlich leichten, batistdünnen Seidengewebe zu erfreuen haben, die nicht nur waschbar sind, sondern nach der Wäsche an intensivem Seidenglanz gewinnen, was ihnen vor den Foulards die nach der chemischen Reinigung weich und dumpf werden, einen außerordentlichen Vorzug verleiht.

Was die Art der Verarbeitung dieser Stoffe betrifft, so scheint der Geist der Internationalität, der über der Pariser Weltausstellung schwebt, sich auch auf die Moden des diesjährigen Sommers übertragen zu wollen. Man trägt so ziemlich alles, von dem glatten, sogenannten „englischen" Kleid, das in England bekanntlich von Niemand getragen wird, bis zu den Kostümen im Empire- oder Rokokostil.

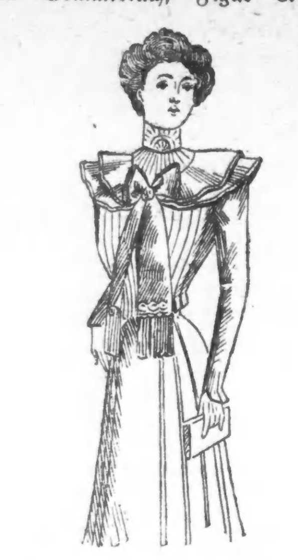
Große, gelbliche Palmenmuster sind über den lavendelblauen Grund des hübschen Foulardkleides, Figur 1, gestreut, das mit gleichfarbigem Atlas gelbweißer Gaze und Guipürebordüre verziert ist. Der glatte, hinten in



einige oben festgesteppte Falten geordnete, auf weißem Taffet gearbeitete Rock ist unten mit zackenförmig aufgenähter Guipürebordüre umgeben und mit einem weißen Taffetgürtel über der vorn leicht gefalteten Taille geschlossen. In dem gerundeten Ausschnitt derselben wird ein sich vorn schmal bis zum Taillenschluß fortsetzender Einsatz aus in Säumchen gesteppten, weißem Taffet sichtbar, den, wie ersichtlich, ein Jabot aus plissirter, mit Kräuschen besetzter Gaze schmückt. Der Stehkragen und der in Zacken und Patten ausgeschnittene, kragenartige Garniturtheil, der den Ausschnitt begrenzt, bestehen aus Atlas; dieser ist mit Steppstichreihen in kleiner Karomusterung durchzogen. Vorn wird die Garnitur mit einer Patte über dem Ansatz des Jabots zugeknöpft. Mit der einfachen Eleganz des Anzuges harmonirt die graziöse, weiße Bandgarnitur des weißen Strohhutes, der mit einer blauen Phantasiefeder geschmückt ist.

Apart und neu ist das Kleid aus grauer Alpaka, Figur 2, das durch eine weiße, vorn karoartig in feine Säumchen genähte Batistbluse vervollständigt wird, die vorn mit Passentheilen und einer den Schluß deckenden Falte aus gesticktem Batist versehen ist. Die manschettenartig in Säumchen genähten, daselbst quer durchsteppten Aermel werden theilweise durch die halbweiten Aermel der Alpakabluse verhüllt, die an den vorderen Rändern, dem großen Kragen und den Aermeln mit Chinéstreifen garnirt ist. Eine leichte, vorn angebrachte Verschnürung von schwarzer Schnur und Steppstichreihen, sowie ein Stehkragen und Gürtel von schwarzem Sammet vollenden den hübschen Anzug.

Eine neue, hübsche Garnitur zeigt das Kleid aus heliotropfarbenem, feinem Sommertuch, Figur 3. Der



leicht schleppende Rock ist bis auf den Vordertheil in nach vorn gekehrte Falten geordnet, wodurch sich hinten eine Tollfalte bildet; die Falten sind in abgestufter Länge festgesteppt. Ueber die glatte, vorn geschlossene Futtertaille, die mit einem Passeneinsatz aus gefaltetem, weißem Atlas und mit einem ebensolchen, mit Guipüre überdeckten Stehkragen versehen ist, legt sich ein Jäckchen, das aus schmalen, abgesteppten Stoffstreifen zusammengesetzt ist, die unten kleine Oesen bildend, ausspringen. Den Ausschnitt umgeben kragenartig zwei übereinanderliegende, abgesteppte Stofftheile, die vorn unter einer Schleife zusammentreffen; diese ist aus einer gleichfarbigen, mit geknüpftem Fransenabschluß versehenen Echarpe arrangirt. Die Aermel sind unten geschlitzt und pattenartig abgesteppt. Ein weißer Ledergürtel mit schönem Schloß vervollständigt das chic wirkende Kleid.



Außerordentlich wirksam ist das hübsche pastellrosa Kaschmirkleid mit Steppereiverzierung und gleichfarbiger plissirter Gazegarnitur, Figur 4. Die blusenartig mit plissirter Gaze bekleidete Taille hat ein kurzes Bolerojäckchen mit Direktoirekragen, dessen spitz auslaufende große Zacken ebenso wie das Jäckchen mit zierlicher Stepperei geschmückt sind. Sehr neu ist das sich um die Schultern legende Gazefichü, dessen vorn gekreuzte Enden durch den Gürtel geleitet an einer Seite bis beinah zum Rocksaum herunterreichen. Die Aermel erweitern sich am Handgelenk ein wenig und sind hier, wie der breite Gürtel, mit Stepperei versehen. Der Rock ist hinten mit breiter Tollfalte gearbeitet und liegt lose einem Futterrock auf, den ein rund geschnittener, am unteren Rand mit Schnureinlage versehener Volant begrenzt, eine Rockform, die besonders für leichte Stoffe zu empfehlen ist. Sehr hübsch wirkt der große, pastellrosa Basthut mit einer Windung von rosa Illusionstüll und einer reichen, schwarzen Straußfeder-Garnitur. Unterhalb der Krempe, über die sich die eine Straußfeder legt, befindet sich ein Tuff duftiger Heckenrosen.

Recht eigenartig ist an dem geschmackvollen Kleid aus rothviolettem Crêpe de Chine, Figur 5, die schöne, schwarze Luxeuilspitze zur Geltung gebracht. Das hinten geschlossene, in Prinzeßform gearbeitete Kleid ist mit breitem, mit Spitze bekleideten Aufschlägen ausgestattet, an die sich hinten ein zugespitzter Kragen anfügt. Ein auf rothvioletter Seide ruhender



Einsatz nebst Stehkragen aus schwarzer Gaze füllt den Ausschnitt, während die leicht umgebogenen Patten des Stehkragens Spitze schmückt. Vorn wird an einer Seite der Reverskragen übergehakt; unterhalb desselben sind, seitlich durch Bijouteriespangen zusammengehalten, schwarze Gazeecharpes angebracht, die hinten in eine graziöse Schleife arrangirt sind. Diese deckt zugleich den Ansatz des scheinbar die Enden der Echarpe bildenden, plissirten Gazetheils, der sich über die Hinterbahn des Rockes legt. Zu beiden Seiten derselben befinden sich nach unten breiter werdende Spitzenenden, welche die Fortsetzung des vorn befindlichen, breiten Miedertheils ergeben; die engen Aermel sind mit Spitzenauflagen verziert.

Ohne Draht.

Auf dem Feuerschiffe „Borkum Riff", welches in der Nordsee, etwa 25 Kilometer (ca. 15 engl. Meilen) weit vom Leuchtthurme zu Borkum, verankert liegt, ist eine See-Telegraphenanstalt eröffnet worden, welche durch eine Einrichtung für drahtlose Telegraphie mit letzterem verbunden ist. Es ist dies die erste praktische Verwerthung der Funkentelegraphie in Deutschland.

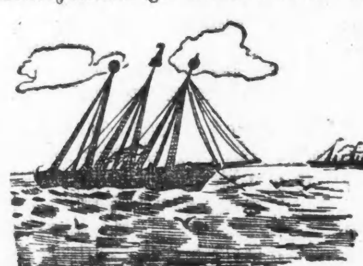
Auf dem Feuerschiffe und auf dem Leuchtthurme ist je eine Marconi-Telegraphenstation zur Einrichtung gekommen. Die Stationen werden durch das Personal des Feuerschiffes und des Leuchtthurmes bedient, deren Ausbildung im Telegraphiren durch Beamte der Reichs-Telegraphenverwaltung erfolgt ist. Die Einrichtung der Stationen hat unter Mitwirkung der Telegraphenverwaltung durch Ingenieure Marconi's auf Kosten des Norddeutschen Lloyd stattgefunden. Nach Vornahme



Leuchtthurm.

einiger Verbesserungen sind solche Resultate erzielt worden, daß die Reichs-Telegraphenverwaltung die Anlage durch Eröffnung der See-Telegraphen-Anstalt Borkum Riff hat in den Dienst der Allgemeinheit stellen können. Die See-Telegraphenanstalt hat die Aufgabe: Telegramme, welche für Schiffe in See bestimmt sind oder von solchen herrühren (Seetelegramme), unter Anwendung der Signale der internationalen Signalbücher mit den betreffenden Schiffen auszuwechseln, sobald diese in Signalweite kommen. Sind die Schiffe, wie z. B. der Lloyddampfer „Kaiser Wilhelm der Große", mit einer Marconi-Telegrapheneinrichtung versehen, so kann der Austausch der Telegramme auch mittelst der Funkentelegraphie erfolgen. Die Marconi-Telegraphenstation Borkum-Leuchtthurm ist durch eine gewöhnliche Telegraphenleitung (Kabelleitung) mit dem Telegraphenamte in Emden verbunden.

Jede Station ist mit einer Gebevorrichtung und einem Empfänger ausgerüstet. Als Gebevorrichtung dient ein großer Ruhmkorff'scher Inductor, bei dessen Funkenentladungen elektrische Schwingungen entstehen, deren Zahl etwa 100 Millionen in der Secunde beträgt. Die elektrischen Schwingungen gehen theils zur Erde, theils gehen sie in die Außenleitung, welche aus einer stark isolirten Litze von verzinnten Kupferdrähten besteht. Die Außenleitung, auch Luftkabel genannt, ist bei beiden Stationen an einem 40 Meter hohen Mastbaume in die Höhe geführt. Sie strahlt die elektrischen Wellen in die Luft aus und nimmt andererseits beim Empfange dieselben aus der Luft auf, um sie zu den Empfangsapparaten weiterzuleiten. In den Stromkreis des



Feuerschiff.

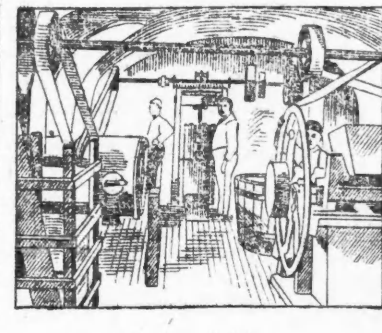
Ruhmkorff'schen Inductors ist eine Telegraphirtaste eingeschaltet; mittels derselben werden dem Morsealphabete entsprechend elektrische Wellen längere oder kürzere Zeit in die Außenleitung und den Luftraum hinausgeschickt. Die elektrischen Wellen pflanzen sich im Aether mit einer Geschwindigkeit fort, die derjenigen des Lichts gleichkommt. Auf der Empfangsstation werden sie wieder durch die vorbeschriebene Außenleitung aufgefangen und zu den Empfangsapparaten geleitet. Diese bestehen im wesentlichen aus dem sogenannten Kohärer oder Fritter, einer 10 Centimeter langen, mit einer Mischung aus Nickel- und Silberfeile gefüllten, fast luftleeren Glasröhre. Die lose Kohärermasse, welche im gewöhnlichen Zustande die Electricität nicht leitet, wird durch die elektrischen Wellen so gruppirt, daß sie leitend wird. Hierdurch wird ein Lokalstromkreis mit einem kleinen Relais (Uebertrager), geschlossen, welches in einem zweiten Stromkreise einen gewöhnlichen Morseapparat in Thätigkeit setzt. Nach Aufhören der elektrischen Wellen eines Zeichens wird die Kohärermasse durch den Klöppel eines selbstthätigen elektrischen Weckers, den sogenannten Tapper, wieder in den früheren nicht leitenden Zustand versetzt.

— Bei manchen Leuten ist nur das wahr, was ihnen — entschlüpft.

— Unter Backfischen. „Bist Du mit Deinem neuen Klavierlehrer zufrieden?" „Sehr — der küßt nach Noten."

Im Kannenbäckerland.

In alle Welt sendet das Kannenbäckerland die Erzeugnisse seines Gewerbfleißes, aber außer in der Rheingegend ist über dasselbe wohl wenig bekannt. Der Hauptverkehr vom Rhein in's Kannenbäckerland bewegte sich einst auf der großen Straße von Vallendar, in neuerer Zeit hat aber die Eisenbahn einen neuen Zufahrtsweg geschaffen, der von Engers über Grenzau zu den Nachbardörfern Höhr und Grenzhausen führt. Das letztgenannte ist das höher am Bergeshang gelegene, Höhr dagegen zieht sich tiefer in einem Thale und an dessen Seitenflächen hin. Die Landschaft umher entbehrt nicht der Reize. Schöne Wiesen decken die tiefen Gründe, allenthalben macht sich ein reicher Anbau bemerkbar und auf den Anhöhen ist noch genug Wald übriggeblieben, um dem ganzen Rundgemälde einen Zug freieren Gebirgs-Charakters zu wahren. Den Hintergrund gegen Osten bildet die in der Entfernung von mehr als einer Stunde ansteigende waldbedeckte Montabaurer Höhe, nach Westen hin verdecken vorgeschobene Rücken noch den Blick in die benachbarte



Erdmühle.

Rheinebene. Die Orte selbst machen einen halb städtischen, halb dörflichen Eindruck. Neben kleinen, unscheinbaren Bauernhäusern und häßlichen Wohnstätten in der Bauweise der Arbeiterwohnungen in großen Industriebezirken, stehen moderne Luxusbauten, die Geschmack und Reichthum verrathen. Bedeutsam tritt vor Allem drunten im Thale das neue Gebäude der Keramischen Fachschule von Höhr in die Erscheinung. Allenthalben aber streben über die — abgesehen von der Hauptstraße — wenig geschlossen gebauten, sondern über einen weiten Bereich sich erstreckenden Ortschaften zahlreiche Schornsteine in mannigfachen Formen an, die schon auf den ersten Blick die Ausdehnung des hier betriebenen Gewerbes dem Fremden verrathen. Nicht weniger als 85 Töpfereien besitzen die beiden genannten Ortschaften, ohne daß die zahlreichen gewerblichen Anlagen gleicher Art in den umliegenden Dörfern mit in Betracht gezogen wären.

Die Industrie dieser Landschaft beruht auf dem Vorkommen mächtiger Lager von feldspatreichem Schieferthon tertiärer Herkunft. Aber seine Lagerstätten sind nicht nur auf die nähere Umgebung von Höhr und Grenzhausen beschränkt, sie reichen vielmehr abwärts bis an die Gehänge des Gebirges bei Vallendar und Bendorf, wo meist mächtige Schichten vulkanischer Asche sie überdecken, und sie erstrecken sich gleicherweise über ein weites seitwärts und landwärts sich hinziehendes Gebiet. Thongruben und deren Vorrath aus-



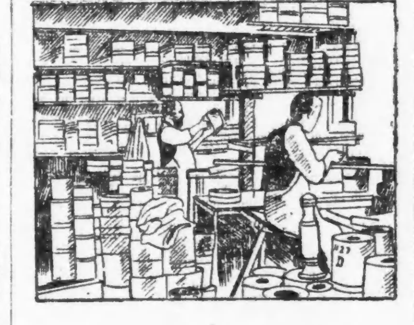
Decoriren.

nützende keramische Fabriken finden sich hier in den Dörfern eines weiten Landstriches. Man braucht dabei nur Namen, wie Wirges, Baumbach, Rausbach, Mogendorf, Hilgert, Hillscheid u. a. zu nennen.

Bis in die Neuzeit hinein wurde der Thon meist in der althergebrachten Weise in sehr primitiver Art aus dem Schoße der Erde heraufbefördert. Man grub an Stellen, wo man Thonlager vermuthete, einen runden Schacht, stützte diesen nothdürftig ab, und begann unten die weichen Massen zu stechen und in Eimern vermittelst eines einfachen Göpelwerks, wie es heute noch die alten Ziehbrunnen zeigen, heraufzubefördern. Auch die Arbeiter wurden auf dieselbe Weise zu und von ihrer Arbeitsstätte befördert. Drunten erweiterte sich beim Fortschreiten der Arbeiten allmählich der entstehende Hohlraum, der glockenförmige oder umgekehrt trichterförmige Gestalt annahm und dessen Wände zumeist gar nicht einmal abgestützt wurden. Vielmehr gaben die Wandungen des fest aneinander haftenden Thones genügende Festigkeit, um die Höhlung vor dem Zusammenbruch zu bewahren. Im Laufe der Jahre verkleinerte sich allerdings bei ausgebeuteten und verlassenen Thongruben dieser Art der innere Hohlraum und wurde durch den Druck der umlagernden Massen wieder ausgefüllt. Es war eine Art von Raubbau, den man so gerade in den Lagern des besten Thones, unbekümmert um die Zukunft, betrieb; denn keine einzige Lagerstätte wurde dabei wirklich gründlich und allseitig ausgenutzt. In neuerer Zeit tritt daneben mehr und mehr der Tagebau in sein Recht, der freilich anfänglich größere Abräumungsarbeiten nothwendig macht, aber dafür auch hernach eine gründlichere und leichtere Ausbeute liefert, namentlich da, wo die Thonschichten nicht allzu tief unter der Erdoberfläche liegen.

Der auf die eine oder andere Weise gewonnene Thon hat nun eine ganze Reihe von Bearbeitungen zu durchlaufen, ehe er zur Herstellung der feineren Waaren tauglich geworden ist. Da wird er zuvörderst in cylinderförmigen Behältern vermittelst zahlreicher messerartiger Instrumente zerkleinert; dann gelangt er auf Mühlen, in denen er gemahlen wird, hierauf wird er im Wasser geschlemmt und schließlich noch auf engmaschigen Sieben von fremden Beimengungen gereinigt. Alle diese Vorgänge haben inzwischen den ohnehin schon recht reinen Thon vollends bildsam und für jede Verfertigung auch der feinsten Arbeiten geeignet gemacht, und nun verwendet ihn erst die eigentliche Töpferei mit ihren zahlreichen Einzelvorgängen. Die roheste Form der Bereitung ist die Herstellung von Mosaik- und anderen Platten, wie sie besonders im Orte Rausbach betrieben wird. In Neuwied werden aus bezogenem Thon neuerdings auch ganze Kachelöfen verfertigt. Die Thonröhren, die besonders in Höhr, Sayn, Rausbach und Vallendar fabricirt werden, sind gleichfalls noch ein Erzeugniß kunstloser Art. Einen vervollkommneten Betrieb sehen wir schon in den Töpfereien, die Thonpfeifen, gewöhnliches Kochgeschirr, Mineralwasserkrüge und gewöhnliches Steinzeug, sogenannte Kannenbäckerwaare herstellen, und an deren Verfertigung fast alle die zahlreichen Orte dieser Landschaft betheiligt sind. Den vollen Genuß aber bieten erst dem Besucher jene gewerblichen Anlagen, welche sich vorwiegend mit der Erzeugung des verzierten Steinzeuges und Steingutes, also kunstvoller keramischer Waaren beschäftigen.

Und doch gewährt auch schon das Zuschauen beim Betrieb einer ganz einfachen Töpferei vielfache Anregung. Da sehen wir vor der mit dem Fuße in krei-



Formengießerei.

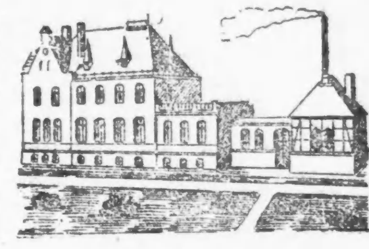
sende Bewegung gesetzten Töpferscheibe den Töpfer sitzen. Neben ihm liegt in einem Troge in derben Massen der Thon. Er greift mit der Hand zu und wirft einen schweren Ballen auf die Scheibe, die nun ihren schnurrenden Rundlauf beginnt. Ein Druck von oben mit der Faust höhlt die ganze Masse im Nu aus, ein Gegendruck mit den Händen von innen und außen glättet die Wandung und läßt zugleich das entstehende Gefäß zusehends emporwachsen. Jeder leiseste Finger- oder Daumendruck gibt nun dem bildsamen, windschnell kreisenden Gefäße veränderte Form und Gestaltung, und in wenigen Augenblicken ist vor dem erstaunten Auge des Beschauers ein großer „Einmachtopf", eine Kanne oder Krug oder sonst ein bekannter Gegenstand des Gebrauches auf der nun endlich für Augenblicke zur Ruhe gelangten Töpferscheibe aufgebaut. Je nachdem werden dann dem Gefäße noch Henkel aus gleich weichem Thone angeklebt, und das Ganze löst sich unter dem Schnitte einer durchgezogenen Schnur leicht von der zu neuer Thätigkeit gerüsteten Scheibe.

Ist eine genügende Anzahl von Waaren auf diese Weise fertig gestellt, so tritt der Ofen in Thätigkeit. Letztere sind zum Theil noch von ganz schlichter Bauart und wurden früher meist mit Holz, jetzt vorwiegend mit Steinkohlen geheizt. Wenn das Steingut in dem Ofen bis zur Weißgluth erhitzt ist,



Ziergefäße.

wird von oben her Steinsalz hineingestreut. Es tritt dadurch ein lebhaft verlaufender chemischer Prozeß ein, bei dem sich als eines der Endproducte kieselsaures Natron bildet, das der Töpferwaare die gewünschte äußere Glasur verleiht. Bei den feineren und besonders bemalten Waaren ist freilich ein mehrmaliges Brennen erforderlich. Bei deren Herstellung findet sich denn auch Gelegenheit, noch andere kunstvollere Verrichtungen kennen zu lernen. Da sehen wir geschickte Modelleure bei der Arbeit, die mit feinen Stäbchen in der bildsamen Thonmasse die zartesten Figuren und Ornamente ausführen. Ueber diese Thonplatten wird dann hernach der Gipsabguß angebracht, der seinerseits wieder bei der Herstellung der Gipsformen Verwendung findet, in denen später die eingepreßten Thongefäße ihre Gestalt und ihren äußeren Schmuck erhalten. Wieder in anderen Räumen sehen wir geschickte Hände, besonders solche von Frauen und Mädchen, die schon einmal gebrannten Gefäße mit Farbe bemalen, oder wir gewahren, wie an anderen Arbeitsstätten äußere Ornamente auf die erst im Rohen vorgebildeten Gefäße aufgeklebt werden. Die Vorgänge an der Töpferscheibe und in den Oefen, die wir schon früher kennen lernten, aber nur noch complizirter und mannigfacher, gesellen sich dann noch hinzu. Schließlich bewundern wir in den Lagern die großartige Schaustellung fertiger Waaren, die zum Verkauf und Versandt bereit stehen. Da sehen wir herrliche Vasen in allen Formen und Größen, Bowlen und Trinkkrüge von verheißungsvollem Umfange, ornamentale Gegenstände und Nippsachen, mannigfachster Art. Zu der hübschen äußeren Form und dem Reichthum der plastischen Verzierungen gesellen sich ansprechende Farben und hübsche Sprüchlein, zum Theil in mittelalterlichem Geschmack, die von Lebensweisheit, vom Glück der Liebe und des Weines gar mancherlei zu erzählen wissen. Die derb-fröhliche Geistesrichtung aus den besten Zeiten des Mittelalters, deren geweckter, von edlem Empfinden zeugender Formen- und Farbensinn, das Alles scheint in diesen neuesten Erzeugnissen der besten Sorte wieder von Neuem auferstanden,



Fachschule.

nachdem lange, lange das ganze Töpfergewerbe dieser Gegend in Verfall gerathen war und aufgehört hatte, irgend welche künstlerische Seite noch zu bethätigen.

Vermuthlich sind schon zur Römerzeit Töpfereien in dieser Gegend in Betrieb gewesen, wie dies von Köln und Frechen erwiesen ist. Jedenfalls aber haben diese Töpfereien des Kannenbäckerlandes schon im frühen Mittelalter Ansehen und Bedeutung erlangt. Wie umfangreich dies Gewerbe seit Alters her hier gewesen sein muß, geht unter anderm schon aus der Thatsache hervor, daß man fast überall bei Erdausschachtungen auf ausgedehnte und zum Theil mächtige Scherbenlager stößt. Die Anregung zum Wiederaufleben der alten kunstvollen Steinzeugherstellung gab Ende der sechziger Jahre ein Modelleur aus Böhmen. Mit den bescheidensten Mitteln stellte er seine ersten Versuche an, aber bald schon fanden diese Waaren Anklang; ein großer Auftrag, der ihm vom Besitzer der im Innern im alten Geschmack restaurirten Burg Elz zu Theil wurde, machte seine Erzeugnisse weiteren Kreisen bekannt, und bald fand das wiederaufgelebte alte Gewerbe zahlreiche neue Vertreter und große Verbreitung. Damit aber diesem Gewerbe auch für die Folge die großen Ziele und tüchtigen Meister nicht fehlen mögen, ist mit staatlicher Unterstützung in Höhr eine keramische Fachschule in's Leben gerufen worden, die Vorzügliches leistet.

Chinesischer Kopfputz.

Es ist ein seltsames Gestell, das da auf dem Haupte der jungen Tochter aus dem „himmlischen Reiche der Mitte" prangt. Schon ein ziemliches Geschick und eine sehr gewandte Hand gehören dazu, eine solche verzwickte Combination aus Draht, Seidenstücken, Oesen und Haken aufzubauen — fast so viel Fertigkeit, als nachher dieses schwankende Gestell derart auf



Junge Dame.

dem Kopfe zu befestigen, daß es in der Balance bleibt. Ein breiter, langer Draht ragt vorn aus dreieckigem Lappenbilde hervor, und an seinem vorderen Ende baumelt ein Stück schönes, buntes Seidenzeug. An den beiden Kopfseiten ziehen sich in Form eines Pferdezügels straff gespannte Drahtstränge hin, die sich etwa einen halben Fuß vom Hinterkopfe entfernt in zwei Ringen oder Oesen vereinigen, welche durch ein breites Drahtgitter, das ebenfalls mit Seide bespannt ist, festgehalten werden. An den beiden Seidenschnüren hängen Metall- und Perlenketten.

Genügsam.



Geizhals: „... Ja, ich hab' seit Jahr und Tag eine Flasche Bordeaux im Keller, und wenn etwas Besonderes los ist, dann — schau' ich sie mir allemal an!"

Aus den Colonieen.



Negerwirth: „Du Alte, streich den Missionärbraten von der Speisekarte, ich hab' ihn nicht mehr erwischt."

Das höhere Wesen.



Lieutenant (auf einem Balle des Bezirkscommandos an des Landesfürsten Geburtstag): „Na, Mädels, jetzt muß ich gehen! Ich habe heut' noch andere Verpflichtungen!" Köchin des Bezirkscommandeurs: „Ach bitte, Herr Lieutenant, bleiben Sie noch! Es ist gar so hübsch, wenn so ein höheres Wesen dabei ist!"

Entgegenkommend.



„Ich hätte gern an Sie das Zimmer vermiethet, Herr Studiosus, aber Sie müssen doch bald in's Examen — und dann bin ich wieder ohne Miether!"

„Da können Sie ganz unbesorgt sein! Wenn Sie später keinen Miether bekommen, dann verschieb' ich einfach meine Prüfung bis zum nächsten Jahr'!"

Noch eine Bitte.



„Sie waren gestern so gütig, mir eine Hose von Ihnen zu schenken. Jetzt muß ich Sie bitten, mir noch 'was dazu zu schenken!"

„So, auch noch! Was wollen Sie denn noch?"

„A' Zeitlang a' recht gut's Essen — damit i' den Bauch dazu krieg'!"

Zeitbild.



Junger Ehemann: „Also nicht einmal kochen kannst Du? .... Na, mit Dir bin ich gründlich hereingefallen!" — Frau (kleinlaut): „Allerdings.... Ob wir den Heirathsvermittler nicht verklagen könnten?!"

Ein guter Mensch.



Bauer (zu dem, als Freier erschienenen Dorfschuster): „Es thut mir leid, Schuster, daß Di' die Cenzi net will — aber schau, zwingen kann i' das Madel halt net! Damit Du aber den Weg net ganz umsonst g'macht hast, kannst D' mir a' Paar Stiefel anmessen!"

Moderne Köchin.



Hausfrau: „Anna, statt zu kochen, dichten Sie schon wieder?"

Köchin: „O, Madam', haben Sie denn nie den Kuß der Musen empfangen?!"

Auf Fischfang.

(Eine Fischergeschichte von Fritz Stavenhagen.)

Unten am Stack standen mehrere Jungen mit einem Fernrohr und schauten immer aufmerksam die Elbe hinunter, ob nicht ein Ewer aufkommen wollte. Endlich rief Jürgen, der älteste: „Tweihunnersöben! Dat is Wend". Und in Hast lief die kleine Liese, die harrend auf dem Deich gestanden hatte, um es der Frau Wend zu melden. Die übrigen Mädchen rannten mit Gekreisch hinunter zu den Jungen.

„Is noch keen weder up kamen?" fragte Lisbeth. Sie möchte gar zu gern ihren Groschen haben, denn sie war die nächste.

„Ja, 'n Torfewer", antwortete Jochen, ein Junge mit rothen borstigen Haaren und ein Paar funkelnden Augen.

Lisbeth drehte sich nach ihm um und schwang ihre fleischige Hand, die weder Falten noch Blasen zeigte. „Du kriegst gliels een mit de verwinde Hand, dat Du up'n Rücken to liegen kummst". Sie lachte selbst dabei, denn sie wußte recht gut, daß sie ihre Worte nie wahr machen konnte.

„Nee", sagte Hugo, der ruhigste und ordentlichste unter den Jungen, der immer etwas befangen war, wenn er mit Lisbeth sprach. „Nee, nu ward woll keen mehr kamen, wi hebt all Stauwater".

Jürgen warf sich ins Gras und versuchte „in de pralle Sünn to kieken". Doch da ihm Thränen aufstiegen, drehte er sich um und schwamm im Gras, mit den Stiefelspitzen in den Boden schlagend. „Weet Ji wat Neies?" Neckend blinzelte er mit seinen kleinen Augen Regine an, die gerade vor ihm im Gras saß.

„Regine, Du gläuwst dat woll nich?"

„Jä. Warüm schüll ich dat nich glöben, Du hest dat ja noch nich vertelld".

„Ick kann inglisch snacken", platzte er heraus.

Da kicherten Alle.

„Lacht Ji man to. Schall ich Juch mal wat up inglisch verteln?"

„Ja, ja", tönte es vergnügt von allen Seiten durcheinander.

„Na, denn paßt mal up". Er griff nach seiner Mütze und sprang auf.

„Nu hört mal tau: Neulich war ich in Hamburg un da kommt mir da nu son'n besoff'nen Engelsmann in die Quere, un fällt immer von ein' Seite auf die andre. Kiek mal, so hett he datt makt". Die Mütze im Nacken, die Hände in den Hosentaschen, torkelte Jürgen hin und her, immer ein Bein über das andere setzend. Ueber seine Lippen kam es dabei undeutlich: "plagny man, plagny girls, plagny street...." Na, un nu bi lütten, bi lütten kummt he so sehr an de Gas un fallt perdansch in't Kellerlock. Wie dat neegen Unglück käm de Wirth rut un nehm un'sn Engelsmann bi denn Slafittchen, un schimpf mörderisch: 'You old plagny boy, you fall runner in my Kellerlock and breek kaput all mien Finsterschieben, betohl you me, or ick hau you blau Kittoog!'"

Alle hielten sich die kleinen Bäuche vor Lachen. Regine wischte sich sogar ein paar Thränen vor den Backen.

Hugo war nicht für solche Kindereien. Er hatte das Fernrohr schon wieder aufgenommen und sah abwärts.

„Wann is Dien Vader nah buten gahn?" fragte er sinnend Regine.

„Hm — iehrgöstern".

„Nee, denn kann he dat nich sien; ick kann de Nummer og noch nich richtig seihn".

Alle waren plötzlich ernst geworden und beobachteten gespannt Hugo, der das Rohr auf Jürgens Schulter gelegt hatte und aufmerksam durchschaute.

„Dat oll dwatsche Ding driwt og so verdwaß — ja, he mutt dat sien — he kummt in 'ne Slep...."

Traurig sahen sich Alle einander an. Sie wußten, was es bedeutet, wenn ein Fischer, statt nach acht Tagen, schon so bald zurückkam. Da war allemal etwas passirt.

Um die beiden Schwestern Liese und Regine schaarte sich gleich Alles. „Nehmt Juch dat man nich gliels to Harten. Is noch gor nich gesegt, dat he 'n Unglück hatt het. Segt man de Mutter noch nichts". So trösteten und riethen sie durcheinander. Den Beiden war das Weinen nahe; wortlos kletterten sie den Damm hinauf, umschlangen sich gegenseitig und dicht aneinander gedrängt, die Blicke schweigend zu Boden gewandt, schritten sie heim, auf dem Deich entlang. Die Anderen hinter ihnen her, leise zusammen tuschelnd und immer wieder den Fischewer beobachtend, der unterdeß immer näher kam. —

Regine blieb auf der Diele des kleinen Hauses dicht am Deich. Liese trat leise zu ihrer Mutter ein und legte schweigend den Groschen auf die Nähmaschine.

„Na, wat hest Du denn? Du makst ja enn Gesicht, as wenn Di de Düwel bi hellichten Dag begegent war".

Liese antwortete nicht; sie athmete kurz. Viel fehlte nicht, da brach sie in Weinen aus. Ihre Mutter wurde aufmerksam.

„Segg dat rut: Keen het Di denn Groschen geben?"

„Suse Wendsch".

„Is bet og wahr?"

Liese begann bitterlich zu weinen. Da ward die Mutter weich.

„Du, Deern, so segg doch, wat Di fehlen deiht?"

„Vader kummt up", brachte Liese unter Schluchzen heraus.

Das war für die Frau ein Schlag ins Gesicht. „Wannier? Dat ebbi doch all lang".

„'n Sleper bringt em rinner".

„Wat seggst Du?" Die Mutter warf das Kleid auf den Boden, an dem sie gearbeitet hatte, und lief vor die Thüre. Da standen all die Kindr zusammen. „A", meinte Hugo, „veel kann em nich passirt sien, denn he geiht ja nah Alt'na rup, dor möt he doch Fisch hebben". Doch das brachte die Frau nicht zur Ruhe. Sie sah mit bloßem Auge, daß es der Ewer ihres Mannes war, der von einem Dampfer im Schlepptau gerade am Finkenwärder Loch vorüber fuhr. Da schrak sie heftig zusammen; vom Bord fehlten die Netze, Luken, und der Besanmast war durchgebrochen.

Regine hatte das schon früher bemerkt. Sie ging zur Mutter, legte ihr beide Arme um den Leib und drückte den Kopf gegen ihre Brust. „Mutter, Mutter, lewe Mutter!"

„Ach Du lewe Tied! wat giwt nu?" seufzte die Frau auf. Da machte sie Regine los. „Du bliwst mit de Lütt hier; ick will nah Hamborg fohr'n; ick holt nich mehr ut". Schnell lief sie ins Haus, um sich Mantel und Tuch umzuschlagen; gleich war sie wieder da und kam noch eben mit dem am Stack liegenden Raddampfer „Kourier".

Die Sonne war im Verschwinden; rothglühend, goldig spielten ihre letzten Strahlen auf den tanzenden, schäumenden Wellen der Elbe. Der schwere Ponton der St. Pauli-Landungsbrücke bewegte sich auf und ab. Die lauten, ohrenbetäubenden Hammerschläge drüben auf der Werft von Blohm und Voß waren schon verstummt. Nur vereinzelt tutete ein kleiner Schleppdampfer, der die aufspritzenden rauschenden Fluthen mit seltener Geschwindigkeit durcheilte.

Näher kam der Dampfer „Stade", von einer Lufttour nach Harburg zurückkehrend, lauter, deutlicher klang das Lied über's Wasser herüber: „So scheiden wir mit Sang und Klang . ." Dann zogen die fröhlichen Ausflügler ihre Taschentücher hervor und winkten ihren auf der Brücke stehenden Angehörigen zu „Hurrah! Hurrah!" scholl es von beiden Seiten.

Zur gleichen Zeit bewegte sich von der Straße ein trauriger Zug: vier Männer trugen einen schlichten, schwarzen Sarg. Sie kamen mit langsamen, gleichmäßigen Schritten über die Brücke. Doch auf dem Panton brachte sie das ruhlose Schaukeln aus dem Takt; unwillkürlich griffen sie auch mit der zweiten Hand zu. Der kleine Raddampfer „Courier" verschwand fast neben dem hohen Panton. Fast senkrecht mußten die Männer den Sarg hinunter gleiten lassen. Wie er krachend auf Deck aufstieß, brach die weinende Frau, die immer hinter dem Sarge hergegangen war, mit lautem Aufschrei zusammen und stützend geleitete man sie hinunter. Neben dem Sarge brach sie abermals in die Knie. Laut weinend und schluchzend ließ sie dumpf ihr Haupt darauf fallen und war bestrebt, sich mit beiden Händen die Ohren zu verstopfen....

Der Harburger Dampfer hatte unterdeß angelegt, und nun zum Schluß spielte die Kapelle auf der Kommandobrücke: „Deutschland, Deutschland, über Alles". Mehr denn 500 Kehlen stimmten ein.

Unter diesen Klängen setzte sich der kleine Dampfer mit der Leiche des Fischers Mewes fauchend und pustend in Bewegung.

Dort hinter dem großen grauen Eisschuppen, auf der Dradenau, befand sich ein Werftplatz. Fischerewer und Kutter lagen auf den Helgen.

Dicht am Ufer lag der alte Fischerewer. Tief hatte sich der Kiel in den Schlamm eingewühlt, aber auf der schrägen Fläche war er schließlich doch umgesunken und lag nun, nach der Mitte des Grabens zu, auf der Seite. Er war gänzlich abgetakelt, keine Luken, keine Taue, überhaupt nichts Loses befand sich an Bord. Das Deck war dicht mit Schilf belegt, damit es in der Sonne nicht gänzlich austrockne.

Da bemerkte ich auch den Knecht über den Deich kommen. Einen derben Krückstock in der Rechten, humpelte er heran.

„Guten Tag, Hinnick!" rief ich ihm zu.

„Goden Dag og! Ick mutt mi dat oll Undeert doch noch 'nmal ankieken."

„Nun? Geht's etwas besser?"

„Na, dat muß ja nu man gehn. Ich bün gestern erst vom Seemannskrankenhaus gekommen. — Ah! dat wär og een harde Tour!"

„Ja, der Seefischer hat einen schweren Beruf. Doch dies ist einer der schlimmsten Fälle, oft kommt das nicht vor."

„Von de slimmsten, junger Mann? Von Schippbrüch, wo wie överhaupt Nachricht von hebbt, dat sünd nie die slimmsten, von son'n giwt keen Gott uns Nahricht."

Er kam ebenfalls an Bord und besah sinnend den Ewer. „Nee, nee, du olle Kasten hest doran keen Schuld, beder har't og keen Kutter utholn...."

Er setzte sich nach einer Weile platt auf Deck und stemmte die Füße gegen den Rand.

„Wie kam es denn, daß man den Fischer mit seinem besten Anzug in der Koje todt auffand?"

„Ja, ja! Keen har dat dacht, as wie so vergnögt nerden dal seilten? Wir hatten grad 'n feinen Westenwind, der olle Kasten war ornlich wieder jung un hewt sick aus'n Waffer, ganz stolz, wenn 'nmal sonn' Welle ankam. De Fischer — weer og noch nich öller as ick — der lacht nu vergnögt un meint so: „Mit sonn' Fohrt kun'n wi og mal 'n ersten Pries gewin'n." — Den ersten Tag war's auf See auch noch schön, guten West, grad' so, daß wir immer in schlanke Fahrt fischen konnten. Aber 'n nächsten Tag, mit de Sonn' kam ein richtiger Sturm auf. — Na, de wär nich slecht! — Die Wellen gingen hoch und uns' alter Ewer immer wie 'n Proppen obenauf. Nee, nee, he let sick nich ünner kriegen! — Er danzt jümmer; aber der Storm macht' auch in der Takelag' ein' feine Pfeifmusik, daß da ein' wohl nach danzen kunnt. — Mänichmal weert, as quiekten junge Ratten, und denn, as ob de Orgel in e Kark speelen däh. Un wenn er nu so von ein' Well auf die andre fiel, denn knakt der alte Kasten, als hätt' er sich 'n paar Rippen gebrochen. Abers, he höll sick doch fuchtig!"

Eine ganze Weile schaute er nachdenklich auf den Ewer und seine Hand spielte im Schilf. Mehrere Male schüttelte er leicht mit dem Kopf.

„... Wir hatten unse Seils gerefft un mußten unser Netz einholen, wenn's uns nich verloren gehn sollt'. Das is denn bei so'n Storm jummers 'ne gräßlich Saak. Ich stand da hinten am Stuer un hatt' meine liebe Noth, das Ding in 'ne Richt to hollen, denn die Well'n werfen das man so, immer von ein' Seite auf die andre. Das Netz hoch winden, da mußt ich aber nu doch mit helfen. Ich setz' den Swengel fest un geh mit an die Winde. Lütt Hinnick, uns' Koch, uns' Jung — Se kenn' em jawoll? — na, de trög dat Tau dörch, ick up de een, un Fischer Mewes up de anner Sied vun de Winn'. Wir mußten nu unse ganze Kraft brauchen, und alle Augenblick uns mal verpusten."

Er schwieg wieder eine Weile.

„Denn käm't. Keen har dat dacht! Wir hatten nämlich das Netz schon 'n gut Stück heraus, un es ging schon 'n bischen gauer. Nu wer't keen schönen Drohm miehr; nee, de wer nich schön! Wir wollen recht noch 'n paarmal schnell rumdrehn un uns denn wieder mal verpusten. Aber bi dat so Snellrümdreihn, fleiht de Stopper t'rüch, wi kunn't nich holl'n, dat Nett seilt dahl, Lütt-Hinnick un ick kugelten uns up Deck, aber der Fischer kreeg noch een'n Slag in'n Nacken vun den t'rüchsusenden Dreiher, dat he man gliels so bieliggen bleew. — Na, wi hülpen em up un as he sick so an'n Grotmast hög, dunn summelt he so: „Ick heww g'nog."

„O wat!" segg ick: „gah he man dal und wasch sick denn Kopp 'n bitten mit Spriet."

„Helpt All nichs miehr," grummelt he noch för sick henn, gung aber doch in sien Koj. — Eben stand ich nu wieder am Steuer, da kommt Lütt-Hinnick un segt, daß das Netz verlor'n ist, un die vör'ste Luk' över Bord gahn. „Na," segg ick to em, „denn lat uns man de Lappens bargen." Ick sett dat Stüer fast, um wi fierten dat Grotseil dahl. Das is nu nich so leicht beim Storm, das kost't ein orrendlich Stück Arbeit, die Tau'n waren so steif un klammig, die Sleifen so fest zugezogen ... genog: wi harn uns' leew Noth, das Seil an Bord to hollen, jümmer trög uns de Storm dat weder ut de Han'n. Sließlich gung't doch, un so got as dat nu gahn wull, wür't 'n bitten tosam bünzelt. Knapp daß wir damit fertig sünd, da kommt auch der Fischer wieder aus seiner Koj. Dunn wuß' ick all gliels, watt los wär. Er hatt' sich gewaschen un sein Sonntagszeug angezogen. Lütt-Hinnick verfiehrt sick nick slecht, he kreed 'n blassen Schreck, wür meist so utseihn as de Fischer. De holl sick man jümmers an de Tau'n fast, alleen stahn kunn he all nich miehr."

„Adschüs, Hinnick," sagt er noch so zu mir un drückt mir die Hand. „Wenn Du an Land kummst, denn greut man mien Fro un mien Kinner, ich war se woll nich weder to seihn kriegen."

Der Knecht legte sich über Bord und sah auf den grauen geborstenen Schlick. Es hatte zu fluthen begonnen. Mit leisem Geräusch, kleine weiße Schaumbläschen aufwerfend, drang das Wasser in die Gräben.

„Ich hätt' ihm ja gern noch 'n Wort gesagt, aber dat bleew mi in de Kehl besteden. — Ich drück nur seine Hand und kukt' in die See. Zu Lütt-Hinnick sagt' er da noch: „Wenn Du mal eens in de Kark geihst, denn be'e för mi mit." Denn ging er wieder runter in die Koj. Dor hett he denn Dod ruhig afteuwt — sien Lager wier nich een bitten verrammelt."

Er wischte sich mit einem großen rothen Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Erst nach einer ganzen Weile begann er wieder:

„... Je, dat is nu so, man weet nich, is dat würklich wohr, oder hew ick dat blot döhmt? — oder mi inbild't? Der Fischer glaubt' ganz fest, er mußt' sterben, legt sich hin und stirbt, bloß weil er's sich eingebildet hat. Nu heißt's woll: Der ist todt! Nu, bat deiht so'n Dodigen og nich. — Tum Deubel aber, ut nichs wart nichs! Son'n Minsch is aber doch wat, wat wart denn ut em? — Wat is Dod? wat is Leben? Nichs ist't! een wie't annere! Wi dröhmt Alles blot. Son'n Minsch dröhmt sien Leben, wackt up, un wi segt, he is dod. Wier de Drohm slecht, is dat Upwaken got, wier he got, is dat Upwaken grusig. — — Na, um dorup t'rüch to kamen. — Als nu der Fischer weg war, schickt' ich Lütt-Hinnick nach vörn, um die Fock runter zu fier'n. Eben is der begang'n, da seh' ich nu da hinter mir auch schon son'n Undeert ankamen, solche Sturzsee mein' ich. Willst Lütt-Hinnick doch Bescheid sagen, denk' ich, un setz' das Steuer fest. Da kömmt das Ding aber schon an. Ich ruf' nu so laut as ich kann: „Hinnick, kiek ut!" Dor Heilt's og all över Bord. Noch eben konnt' ich die Rullschien fassen, sünst har's mi mit nahm'n. Vons Schaukeln reißt sich nu auch noch der Steuerschwengel los, un grad as ich zugreifen will, da neiht he mi gegen dat Been, dat mi hür'n un Seihn vergung. — Perdansch föhl ick henn, upstahn kunn ick nich miehr. — Ich dreh mich nu, daß ich mit 'n Rücken platt auf's Deck zu liegen komm' und halt' den Steuerswengel mit beide Hände umfaßt. „Hinnick! Hinnick!" ruf ich nu so doll, as ich kann, aber der Storm is noch doller geworden, der läßt mein Rufen garnich aufkommen. Dat hult un brummt in't Takelwark, de Schoten wär'n losreeten, un flögen hen un her, de natten Tau'n klatschen gegen de Masten un de Planken breuken und knackten, as wull de oll Kasten in 'ne Graund gahn.

Aber he höl de Ohr doch stief. — Denn nahm ich nu noch einmal all mein bischen Kraft zusammen un ruf' wieder: „Hinnick! Hinnick!" Aber nichs let sick seihn. Nu wußt ick, woranne ick wier — ick wär alleen. — So lag ich nu, das Gesicht nach oben, un sah de düstern Wolken so dicht över die Masten hengehn, as wollten sie die Windfahn' von de Spitz holen, die sick in einemfurt hin un her dreiht; un darbei piept s', as ob sie schreien that as son'n lütt Kind. Dunn dacht' ick an Lütt-Hinnick, de sick viellicht in grad deselbe Minut mit dat Soltwater aftasen deh ... Na, helpen kunn ick em ja nich. — Denken mag ick all nich daran. Das is nich wahr! segg ick mi ümmer: mi hett dat blot dröhmt. Ich weiß ja auch nich, ob ich nur würklich hier sitz, oder dod bin un nu weiter träum? Wer weiß denn, was der Fischer jetzt träumt? Twischen uns sehn wir ihn nich, un doch snacken wir vielleicht all mit ihm, in seinem Traum. Wi dröhmt, he is dod, warüm kann he nich dröhmen, dat he lewt? Es is nich wahr, dat ich auf See drewn hew, auf dies'n alten Kasten, mit'n tweies Bein, de Fischer dod in de Koj un kein' lebendige Seel' an Bord as ick. So mutterseelenalleen lag ich auf Deck von dies'n Ewer, der all all seine Netten, seine Hütt' un die Luken verlor'n hat, un mit'n gebroch'n Besanmast noch immer hin un her geteilt wird, da is dat doch ganz gewiß, daß in de nächste Minut der Dod kamen mußt'. Un er is gekommen. Ja, ja, he is kamen! segg ick. Bie 'n Harten föt he mi toerst an, das war ganz kalt in mien Brost, un denn fühl' ichs ganz dütlich, wie's ümmer höger kam. Ganz sacht flickt sick dat bie mi in. Dann war ich nich mehr auf See, mir wurd' so licht, so woll. Das war nich mehr das harte Deck, worup ick lag, das war so week un schaukelt so schön, ümmer höger drägt et mi, bis ich mit'n Kopf in'ne Wolken verswin'n däh ... un dat summt Alles um mi rum ... Dat mutt de Dod west sien!"

Er saß still und blickte stumm vor sich hin. Seine durchfurchten Mienen schienen zu verrathen, daß sich der tiefe Seelenkampf noch einmal in seinem Innern abspielte. Mir war's, als müßt' ich ihm die Worte des Mitleids, des Trostes sagen, und doch schien mir Alles so gewöhnlich, trivial, inhaltlos, was ich ihm sagen konnte. Bitterer Lebensernst sprach aus seinem trotzigen, wetterharten Gesicht, und der Mann wollte träumen. Endlich fiel mir Descartes ein.

„Hinnick, Sie denken jetzt doch darüber nach, ob Sie geträumt haben oder ob es Wahrheit ist. Sie denken! Also müssen Sie doch existiren. Daß Sie wirklich sind, daran werden Sie doch nicht zweifeln."

„Hm — denken — hm, denkt ick denn mit de Han'n? mit de Feut? oder og nur mit 'n Kopp, Mit dat bitten Kripps, dat wi im Kopp hebt. — Ja, etwas muß wohl da sein, sunst kunn'n wi ja auch nich träumen. — Nee, nu soll ich hier so ruhig sitten auf demselben Ewer, mit dem ich in die Wolken rinner fahren bin? wo mir schon so licht war und woll ich nu kein Glied mehr fühlte? Un nu soll dat Een wohr sien, und dat Anner og? — Nee, Een is ganz gewiß nich wohr! — vielleicht is Beides nich wohr. — As ick denn Dokt'r fragen deh, wie ick denn herkamen war, dunn meent he, 'n Kohlendamper har denn Ewer driewend up'n See fun'n, un em rinnerslept. Dat het ja wieder nichs Wunnerliches an sick; aber wat sünd överhaupt anner Lüd? Doch blot mien Drohmgestalten, un wat se spreekt, kummt all ut mi selbst. — Alles wat achter uns ligt, is Dod, un wi sünd, is — nichs!"

Still träumte er vor sich hin. Ich wagte ihn nicht zu stören. Der war nicht mehr zu überzeugen, er hatte sich zu tief in den Zweifel hineingewühlt. Für ihn hatte René Descartes seine mühsam aufgebauten Grundlagen der Philosophie umsonst geschrieben. Eine ganze Weile saßen wir stumm nebeneinander. Dann hörte ich ein leises Rauschen im dichten Laubwerk der drei mächtigen, weit über den Strom hinaushängenden Weiden. Jetzt knirschte ein Boot auf dem Grund, es polterten Riemen.

„Hallo, Lina, nu sitt wi up 'n Graund. Wi bliewt hier sitten, bis wi flott ward, dat Water löpt ja up."

Ich bog mich etwas vor und durch eine kleine Lücke im Geäst erkannte ich Lina Brandt und Joch'n Meisterknecht in einem Fischerboot. Sie mußten uns nicht bemerkt haben. Joch'n legte sich über Bord, um zu sehen, ob das Wasser nach vornehin noch flacher werde.

„Dat könt wi ruhig afteuwen, dat wart nich lang dur'n."

Nach meinem Gefühl hatte er aber unzweifelhaft das Boot mit Absicht in das lauschige Versteck getrieben.

Als er über das erste Sitzbrett stieg, um sich neben Lina zu setzen, erhob diese die Hand gegen ihn: „Nee, bliew Du man vörn, un ick bliew hier achter up 'e Plicht sitten. Sünst warst Du mi to driest."

„Ah wo, hew Di man nich so, büst doch keen Zierpopp." Er setzte sich dicht neben sie und legte seinen Arm um ihren Leib.

„Nee, nee," sprang Lina auf, „denn aber nich anfaten. Du büst og so unnarsch hüt."

Er stand gleich neben ihr und ließ nicht ab. „Wat denn, unnarsch! Kumm, Lin, kumm, sieh nich gnadderig."

Beide Arme legte er um sie und preßte sie fest an sich, und heiß drückte er seine Lippen gegen ihr Gesicht.

... Ob die nun wohl an ihrem körperlichen Sein zweifelten? Gewiß nicht! Sie würden lachen, wenn man ihnen sagte, daß sie träumen.

Sollte nicht etwa des Fischers Frau, für die er zu sorgen, sie zu trösten sich vorgenommen, den Knecht einmal an die Wahrhaftigkeit seiner Existenz glauben zu machen?

... Heute weiß ich's: sie hat ihn überzeugt!

— Eigenlob. — Herr: „Na, paßt der alte Anzug, den ich Ihnen geschenkt habe? — Bettler: „Als wenn er für mich gemacht wäre ... wissen Sie, um Ihren Wuchs sind Sie zu beneiden, Herr Baron!"